

Die fünfziger Jahre: Ein Kommunist in Bayern

*Der Schumacher Ernst ist ein Roter.
Doktor und so dumm
und im Friedhof den Onkel, der die Monstranz trug*

(1955)¹

Dokument 9: Lebenslauf 1962

*Ernst Schumacher, Lebenslauf vom 26. Juni 1962
(Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 136
(Altsignatur))*

Aus der Arbeiterklasse stammend, wurde ich am 12. September 1921 in Urspring, Kreis Schongau, Oberbayern, geboren. Ich besuchte acht Jahre die Volksschule, dann die Humanistischen Gymnasien in Kaufbeuren, Augsburg und Kempten (Reifezeugnis 1940).

Von 1940 bis 1943 war ich Soldat. Ich wurde auf Grund einer schweren Verwundung entlassen und begann an der Ludwig-Maximilians-Universität² Germanistik zu studieren. Das Studium dauerte bis 1947.

Von 1947 bis 1949 arbeitete ich als freier Journalist hauptsächlich bei der progressiven Jugendzeitung „Ende und Anfang“, Augsburg, bei der kommunistischen „Nation“, München, und für „Deutschlands Stimme“, Berlin.

1949 trat ich in die Kommunistische Partei Deutschlands ein. Von 1949 bis 1954 war ich Korrespondent des Deutschlandsenders³ in Südbayern (während dieser Tätigkeit von der Polizei schwer verwundet, wegen dieser Tätigkeit eingesperrt und angeklagt).

Am 30. September 1953 wurde ich in Leipzig zum Doktor der Philosophie promoviert. Titel der Dissertation: „Die dramatischen Versuche Bertolt Brechts von 1918 bis 1933“.

1954 trat ich in die Redaktion der fortschrittlichen Wochenzeitung „Deutsche Woche“, München, ein, wo ich das innenpolitische Ressort leitete. 1956 besuchte ich die Volksrepublik China und veröffentlichte darüber das Buch „Lotosblüten und Turbinen“ (Berlin und Düsseldorf).

¹ Ernst Schumacher, „Dorf am Lech (1955)“, in: ders., Eurasische Gedichte (1942–1956), Berlin [Ost] 1957, S. 130.

² Universität in München.

³ Rundfunksender der DDR.

Von 1957 bis Frühjahr 1961 hatte ich einen Forschungsvertrag mit der Akademie der Künste zu Berlin⁴, der es mir ermöglichte, meine Brecht-Forschung zu erweitern. In diesen Jahren spezialisierte ich mich in publizistischer Hinsicht vor allem auf Theaterkritik. Die Beiträge erschienen hauptsächlich in der „Deutschen Woche“, in „Theater der Zeit“ und im Deutschlandsender (Sammelband „Theater der Zeit – Zeit des Theaters“, München 1960).

1958 nahm ich an der Konferenz der Schriftsteller aus den asiatisch-afrikanischen Ländern in Taschkent (UdSSR) teil.

Neben meiner Tätigkeit als Theaterkritiker, Essayist und politischer Publizist hielt ich in den letzten Jahren wissenschaftliche Vorträge an den Universitäten Hamburg, München und Rom [...], an der Technischen Hochschule Stuttgart, am Literaturinstitut in Leipzig und an den Evangelischen Akademien in Berlin⁵ und Loccum. 1960 hielt ich bei der Tagung des P.E.N.-Klubs, Deutsche Gruppe Ost und West⁶, in Berlin das Referat „Schöne Literatur im Zeitalter der Wissenschaft“. Ich war Teilnehmer an Podiumsdiskussionen über russisches Revolutionstheater in München, Hamburg und Mailand.

1957 veröffentlichte ich einen Band Gedichte „Eurasische Gedichte“. Weitere Lyrik-Veröffentlichungen insbesondere in „Deutsche Woche“, „Panorama“, „Neue Deutsche Literatur“.

Mein bisheriger ständiger Wohnsitz war München⁷. Ich bin verheiratet mit Frau Rosl Hillebrand. Wir haben zwei Söhne im Alter von vier und zweieinhalb Jahren.

Berlin⁸, 26. Juni 1962

Dr. Ernst Schumacher

⁴ Die damalige „Deutsche Akademie der Künste“ in Ost-Berlin.

⁵ In West-Berlin.

⁶ Deutsches P.E.N.-Zentrum Ost und West, die mit gesamtdeutschem Anspruch (und westdeutschen Mitgliedern) operierende DDR-Sektion der internationalen Schriftstellervereinigung „P.E.N.-Club“, entstanden 1951 nach Abspaltung des „Deutschen P.E.N.-Zentrums der Bundesrepublik“, 1967 in „P.E.N.-Zentrum der DDR“ umbenannt.

⁷ Schumacher war am 24. Juni 1962 aus Furcht vor polizeilicher Verfolgung wegen seiner illegalen KPD-Aktivität aus München in die DDR geflüchtet.

⁸ Damals Ost-Berlin.

Dokument 10: Mit der Linken geschrieben 1949/51

Ernst Schumacher, „Mit der Linken geschrieben 1949/51“, Textsammlung, o. D. (Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 47; Teilveröffentlichung: „Mit der Linken geschrieben“, in: kürbiskern. München 1979, Nr. 4), und Sinn und Form, Berlin/Weimar 1979.

[...] Engels ein tiefer Dialektiker. Sein Format zeigt sich fortwährend an der Definition von Erscheinungen, Sachverhalten, Gegenständen, die er wissenschaftlich-experimentell noch nicht erproben oder erfahren oder erleben konnte. Das läßt einen vertrauen, daß der menschliche Geist trotz aller Unzulänglichkeiten auf dem richtigen Wege ist. *

Abends in der „Dreigroschenoper“⁹. Imponiert immer noch mächtig, besonders die intime Verbindung von Wort und Musik. Inszenierung großenteils lauwarm. Wäre nicht die heiße Kälte des Textes, fühlte man sich oft in Spießers Nachtcafé. Die Musik manchmal, um nicht zu sagen aufdringlich duftend, durchaus nicht auf Distanz, Präzision eingestellt. Was sind Invektiven für den Bourgeois? Sie treffen ihn nicht, wenn sie in Verbindung [mit] einer halbwegs erotischen Atmosphäre erfolgen. Sie treffen ihn besonders nicht mehr nach dem zweiten Weltkrieg, wo die Gier nach Ablenkung viel größer ist als 1928. Der Bourgeois hat offensichtlich abgewirtschaftet. [...] Der Haupteindruck, den die „Dreigroschenoper“ hinterließ, war der, daß sie in Westdeutschland immer noch aktuell ist und daß es keinen dramatisch-musikalischen Versuch gibt, der ihr auch nur bis zum Nabel reichen würde. Daß soviel konservierte Atmosphäre noch etwas Lebendiges an sich hat, ist alarmierend. Ist denn wirklich nichts geschehen? Es ist offensichtlich, daß nichts geschehen wird, solange dem Gesellschaftssystem, das die Peachums, die Pollies, die Macheaths hervorbringt¹⁰, nicht in aller Entschiedenheit ein Ende gemacht wird. Ob die Peachums in den windschiefen Vorschlägen des Soho von 1780 oder in den Bankhäusern von 1928 oder in den Ruinen von 1948 ihren Geschäften nachgehen, ist gleichgültig. Deshalb wird die „Dreigroschenoper“ so lange unsterblich sein, wie die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen anhält. Wie lange wird sie also noch unsterblich sein? *

So ist das also: Du fährst mitten durch Deutschland. Dann kommt ein Ort, wo das Gleis einspurig wird¹¹. Dann kommt ein Ort, wo zu Dir einer sagt: Jetzt mußt du aussteigen. Weiter kannst Du erst morgen früh, weil die Grenzer

⁹ Sozialkritische Oper (1928) des Dramatikers Bertolt Brecht und des Komponisten Kurt Weill; vermutlich ist hier die Inszenierung von Harry Buchwitz (Regie) und Caspar Neher (Bühnenbild) gemeint, die am 27. April 1949 in den Münchner Kammerspielen Premiere hatte.

¹⁰ Hauptfiguren der „Dreigroschenoper“.

¹¹ Die sowjetische Demontagepraxis ließ nach 1945 in der SBZ/DDR oft nur eingleisige Bahnverbindungen übrig.

schlafen gegangen sind. Die Grenzer? Ja, die Grenzer. Man kann sich das alles nicht einzeln genug aufzählen, wiederholen und von rückwärts aufsagen. Sonst gewöhnt man sich daran und findet es normal, daß das Herz von der Leber und die linke Hand vom rechten Bein nichts mehr wissen soll. In dem engen Saal des Bahnhofs vierter Ordnung ist die Luft zum Schneiden. Alles ist nur ein träges, dumpfes Etwas von hängenden Köpfen. Draußen ist eine schneidend klare Nacht. Die Sterne kennen keine Grenze mitten durch Deutschland. Bleiben wir unbeirrt wie sie: kennen wir sie auch nicht, selbst wenn sie hundertmal das fehlende I-Pünktchen auf dem Interzonenpaß¹² beanstanden, die Taschen aussäckeln, recht fleißig sind. Übermorgen werden wir am Fenster des D-Zuges sitzen und hinausdeuten auf ein paar Baracken, um die sich kein Mensch mehr kümmert: Dort mußte ich auch einmal eine Nacht warten. Es ist offensichtlich sehr, sehr schwierig, nicht zu vergessen, daß alles seine Zeit hat und dann nicht mehr¹³. *

[...] Engels' „Lage der arbeitenden Klassen“¹⁴ wieder durchgesehen. Es ist klar: Wenn es Traumata im gesellschaftlichen Leben gibt, dann muß die Bourgeoisie unheilbar verrotten sein. Selbst die von Marx im „Kapital“¹⁵ aufgegriffenen Mißstände können nicht mit den Zuständen im frühkapitalistischen England konkurrieren, die Engels genial analysiert hat. Man sagt, daß die englischen Landarbeiter heute noch fast in den Boden versinken vor Devotheit, wenn der Herr Lord geritten kommt. Das sind die Folgen: gegenseitige Unfreiheit. Den Herrn Lord hält das schlechte Gewissen aufrecht, die anderen drückt es nieder. Den einen, weil er nur so durch das Meer von Schmutz und Gemeinheit waten kann, das ihm seine Väter hinterlassen haben, die andern, weil sie sich das immer gefallen ließen. Der Mensch kann nicht frei sein, wenn er einen anderen unterdrückt, die Gesellschaft ebenso wenig. England ist ein ganz besonders lehrreiches Beispiel, wenn auch nur ein solches. *

Viele empören sich, weil der Papst die Kommunisten exkommuniziert hat¹⁶. Als ob sich goldene Sessel anders verteidigen ließen, als indem man aufrührerischen Sesselträgern¹⁷ droht, ihnen die Gnadenmittel zu verweigern. Das wird einige abhalten, den Sessel nicht mehr tragen zu wollen. Die andern werden ihn trotzdem umkippen, das Gold wegmachen, weil es immerhin einen

¹² Reisepaß, der zur Grenzüberschreitung in unterschiedliche alliierte Besatzungszonen in Deutschland berechnete.

¹³ Anspielung auf einen biblischen (alttestamentlichen) Text aus Prediger Salomonis 3.

¹⁴ Friedrich Engels' 1845 veröffentlichte Frühschrift „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“, eine Untersuchung über die sozialen Folgen des Manchester-Kapitalismus.

¹⁵ Das zwischen 1867 und (posthum) 1895 in drei Bänden erschienene Hauptwerk von Karl Marx.

¹⁶ Papst Pius XII. hatte 1949 öffentlich verkündet, daß für Katholiken jede Unterstützung des Kommunismus automatisch die Strafe der Exkommunikation (Ausschluß aus der Glaubensgemeinschaft) nach sich ziehe.

¹⁷ Bezug auf die damalige Sitte der Päpste, sich öffentlich in einer prunkvollen Sänfte tragen zu lassen.

gewissen Wert hat, bis die Pißorte aus ihm bestehen, und weitergehen, nach fruchtbarer Arbeit für ihre Hände und Schultern [sich] umsehend. Das Leben ist nämlich auf die Dauer nicht hintanzuhalten mit leeren Sprüchen. Nur ganz verkrüppelte Menschen werden das aushalten. Und diese werden immer weniger. *

[...] Von wieviel Borniertheit zeugt es doch, die schließliche physische Vernichtung der „alten Bolschewiken“ Bucharin, Rykow, Sinowjew, Trotzki als Racheakte Stalins darzustellen und die „Anfälligen“ zu warnen: „Seht, die Revolution frißt ihre eigenen Kinder“!¹⁸ Die Diktatur des Proletariats in der Sowjetunion? Der Versuch, die kapitalistische Front erstmalig zu durchbrechen und dies mit einem technisch rückständigen Land mit einem Proletariat, das nach Lenin nur „ein Tropfen im Meer“ war, mußte natürlich alle ideologisch-theoretischen Fragen wie die der Praxis noch viel schärfer, widerspruchsvoller, kurz dialektischer aufwerfen. Bei Strafe des realen politischen, weil ökonomischen Verhängnisses konnten keine Halbheiten, keine Schiefheiten, keine Kompromisse, keine „Abweichungen“ geduldet werden. Diese sogenannten „alten Bolschewiken“¹⁹ verkörperten – und das brachte eben der Kampf um den Sozialismus als ökonomische Wirklichkeit an den Tag – all jene Klassenschichtungen, Klassenrealitäten, die in der revolutionären Periode mitgerissen werden, aber nachher allzuleicht in Enttäuschung verfallen, weil ihnen der Sozialismus entweder zu weit oder zu wenig weit geht.²⁰ Stehenbleiben beim Halben, Kompromiß auf allen Gebieten, oder übereilte Sprünge und betont radikale Maßnahmen – es ist dasselbe objektiv konterrevolutionäre Element. Opportunismus und Revolutionarismus²¹ waren es, die die sogenannten „alten Bolschewiken“ schließlich an die Wand brachten²², und das sind zutiefst Eigenschaften des bourgeoisien Zeitalters. Wie schwierig diese Säuberung von Gestrigem, durchaus Unfruchtbarem und Zersetztem war,

¹⁸ Wort aus der Französischen Revolution von 1789, als deren Führer selbst zu Opfern wurden; 1955 variierte der SED-Dissident Wolfgang Leonhard dieses Motto mit dem Buchtitel: „Die Revolution entläßt ihre Kinder.“

¹⁹ Mitglieder der KPdSU, die zur Gründergeneration der „Bolschewiki“ zwischen 1903 und 1917 zählten.

²⁰ Fraktionen in der frühen KPdSU, die als „Links-“ oder „Rechtsabweichler“ entmachtet und „liquidiert“ wurden.

²¹ „Revolutionarismus“ zielt auf jene Richtung innerhalb der KPdSU, der es um das weltweite Weitertreiben der Revolution ging (Trotzkij) – im Gegensatz zum innerparteilich siegreichen „Sozialismus in einem Land“ (Stalin).

²² „Vor uns sind Verbrecher, gefährliche, verstockte, grausame, schonungslose unserem Volke gegenüber, unseren Idealen gegenüber, den Führern unseres Kampfes gegenüber – den Führern des Sowjetlandes, den Führern der Werktätigen der ganzen Welt! Der Feind ist heimtückisch. Ein heimtückischer Feind darf nicht geschont werden. [...] Ich fordere, daß diese tollwütigen Hunde allesamt erschossen werden!“ Vgl. A. J. Wyschinski, Gerichtsreden, Berlin [Ost] 1951, S. 543; Wyschinski war sowjetischer Chefankläger in den Moskauer Schauprozessen und 1949–1953 Minister für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR.

geht schon daraus hervor, daß sie erst kurz vor dem Krieg²³ ihren Abschluß fand, wo es höchste Zeit war, gegen die massiven Bedrohungen durch die kapitalistische Welt jene „Einheit des Willens“ zu setzen, die einzig und allein den Sieg ermöglichte. Mit Rykow, Kamenew und wie sie alle heißen wurde nicht die Revolution liquidiert, wie man verschüchterten Intellektuellen und unentschiedenen Arbeitern einzureden versucht, sondern die Revolution erledigte sich der Nachgeburt, die, wenn sie zu lang im Leibe ist, zur Fäulnis wird und tötet²⁴. *

[...] Der Glaube an Gott hat die Menschen niemals daran gehindert, die größten Verbrechen aneinander zu begehen. Allein der Glaube an die Kraft des Menschen, an seine Fähigkeit, aus Fehlern zu lernen, bietet Aussicht, daß sich der Mensch aus der Tierwelt frei macht und im andern sich selber respektiert. Wie niedrig ist jede Religion, die die Begriffe Rache, Strafe und Vergeltung kennt. Es offenbart sich in ihr eine Nichterkenntnis der gesellschaftlichen Entwicklung (die unter grausamen Widersprüchen verläuft, deren Opfer häufig der Unschuldige), ein niedriges philosophisches Bewußtsein, vor allem eine unzulängliche Erkenntnistheorie und die Hoffnung, für seine eigene Unzulänglichkeit noch eine Belohnung zu kriegen (denn diese Unzulänglichkeit ist es ja zumeist, die die großen Übel in dieser Welt letztlich hervorruft, geben wir es nur zu). Wie barbarisch darüber hinaus, sich Verzeihung für all seine Erbärmlichkeiten dadurch zu verschaffen, daß man Fleisch und Blut des Gottes in Gestalt von Brot und Wein einnimmt. Dieser Atavismus wird nicht angenehmer durch die relative Kultiviertheit der meisten Diener dieses Gottes, sondern steigert das Unangebrachte. *

[...] Wie groß ist unser, meiner Freunde und mein eigenes Ressentiment bereits geworden! Ein deutsch kauender Amerikaner, und schon fühlt man sich versucht, abschätzig zu grinsen oder das Radio auszuschalten. Ein Amerikaner – *die* Amerikaner. Das ist faschistisch, aber wie die Polen, die Tschechen, die Russen, die Ukrainer, die Jugoslawen in einem bestimmten geschichtlichen Augenblick gut daran taten, von den Deutschen zu sprechen und sie zum Teufel zu jagen, so wird auch uns nichts anderes übrig bleiben, eine Kollektivabneigung gegen die Kaugummifresser zu erzeugen, um sie endlich außer Landes zu bringen. Hinter dem spontanen Ressentiment steckt außerdem die jahrelange Erfahrung, daß alle, die da so in Deutsch radebrechen, es nur deshalb tun, um uns über *humanity*, *fair play* und *democracy* im Dreck zu halten und uns für dumm zu verkaufen. Sie haben das von Anfang mit Entschieden-

²³ Der Höhepunkt der „Säuberungen“ Stalins fällt in die Jahre 1937–1938.

²⁴ Schumachers Doktorvater, der Leipziger Literaturwissenschaftler Hans Mayer, bemerkte später zu den Moskauer Prozessen, zwar seien vor Chruschtschows Entstalinisierung ab 1956 auch für Kommunisten „Rätsel“ offen geblieben, doch die Umstände der Geständnisse (Folter) seien „keinem von uns in den Sinn“ gekommen: „Wir haben wieder einmal zu wenig gewußt und nachgeforscht.“ Vgl. Hans Mayer, *Ein Deutscher auf Widerruf*. Erinnerungen, 2 Bde., hier Bd. 2, Frankfurt/M. 1984, S. 44.

heit verfolgt, wie es nur die Söhne und Enkel des goldenen 19. Jahrhunderts tun können. Sie fanden außerdem in Westdeutschland ein Volk vor, dessen Bourgeoisie noch nie zögerte, sich in eine Juniorpartnerschaft mit Stärkeren einzulassen, wenn dies günstig, und dessen Arbeiterschaft durch den Faschismus desorganisiert und desorientiert war. Die dreckige Geste, mit der die deutschen Junker die Handarbeiter zu beugen wußten, indem sie ihnen vom Pferd herab Zigaretten zuwarfen – die Amis²⁵ mußten sich verlockt sehen, es nachzumachen, nachdem sie einmal die vielen deutschen Kippenhascher²⁶ erlebten. Aber man hat eben nicht ewig Bananen und Speck umsonst übrig. Wie sagte Benjamin Buttenwieser: „An die Kasse, meine Herren!“ Gegen diese Gemeinheit alles mobil zu machen und zwar mit allen Mitteln, ist so notwendig, wie Pestkranke abzuschieben. *Die Amerikaner?* Jawohl, *die Amerikaner*. *Ami, go home*²⁷, damit ist jeder von ihnen gemeint, damit wir endlich Deutsche sein können und nicht ein Kolonialvolk. *

[...] Der Kapitalismus, was ist er anderes als ein zutiefst egoistischer, darum schrecklich bornierter und verwüstender Exzeß? Seine Freiheit ist die der fortwährenden Versuchung und Nötigung, seine Befriedigung (von Glück kann man nicht sprechen, wenn man darunter mehr als Zufall, nämlich die Möglichkeit der Beständigkeit versteht) auf Kosten der anderen zu erstreben. Wenn der Sozialismus nicht als der große Friede kommt, der er ist, wenn er vielmehr unter Blut und Tränen geschaffen wird, wenn er oft puritanische, gewalttätige und terroristische Züge trägt, wenn sein Gesicht das eines angestrengten, Mühsal und Gefahren ausgesetzten Menschen hat, so allein, weil er das Erbe, um das er ringen muß, erst aus den Klauen eines in jeder Hinsicht unfruchtbar Gewordenen, eines Verbrechers zu nehmen hat. Nur wer um dieses Abfaulen, um dieses langsame Absterben der Teile weiß, wie Lenin den Endzustand des Kapitalismus bezeichnete, nur wer diesen Fäulnisgeruch, mühsam durch künstliche Parfüms überdeckt, einmal wirklich in der Nase verspürt hat, wird begreifen, daß bittere Schnitte, glühendes Ausbrennen mit Höllensteinen die einzige Rettung sein können. *

[...] Alle Theologie war bis auf den heutigen Tag nur ein bequemes Herumdrehen um die Schwierigkeiten dieser unserer Welt. Zu ihnen gehört vor allem das Zusammenleben der Menschen, das nur bei Gleichheit möglich, was wiederum die Einsicht in die Notwendigkeit voraussetzt. Weil die Theologie bis heute diese unsere Welt als etwas Endliches abgetan hat, ist sie, was die Herrschaftsverhältnisse betrifft, immer auf der Seite der Schmarotzer gestan-

²⁵ Umgangssprachlich-abwertend für (US-)Amerikaner – ein Ressentiment, das in der DDR gezielt gepflegt wurde.

²⁶ Umgangssprachlich für nach Zigarettenstummeln Suchende, ein im Nachkriegs-Deutschland verbreitetes Verhalten.

²⁷ „Ami go home“ (Amerikaner, geh nach Hause!), antiamerikanische Parole, die von den kommunistischen Künstlern Ernst Busch und Hanns Eisler in der DDR auch in Liedform gebracht wurde.

den, zumindestens aber ihnen zugute gekommen. Mit dem Trost auf eine „bessere Welt“ wird man die unsrige nicht vernünftig machen können. Das lenkt ab von der Verantwortung, die jedem von uns auferlegt ist und ermöglicht auf der einen Seite das Duckmäsertum, auf der anderen den unerträglichen Hochmut, die Selbstgerechtigkeit, den Dünkel, zu den Auserwählten zu gehören, auf alle Fälle zu den anderen. *

Meiner Mutter: In ihr ist der nicht umzubringende Mut zum Leben, wie es ist, die Fähigkeit, auch mit fortwährenden Leiden und Enttäuschungen fertig zu werden, die Originalität der Einfälle, sich kleine Freuden zu verschaffen, kurz sie lebt das schwierige, vielfach erbärmliche Dasein der einen und vielen, die ihre Arbeitskraft beinahe entgeltlos verausgaben müssen, was sie nur können, weil sie über den tiefen, ingrimmig herzlichen Humor eines guten Menschen verfügen. Was sind all dem gegenüber ihre manchmaligen kleinbürgerlich anmutenden Ängste und Anschauungen, die Bangnis um das, was sie sich mühselig zusammengearbeitet hat? Man muß eben erst einmal all die Mühen hinter sich gebracht haben, um solche Sorgen um ein Etwas haben zu müssen. Eine Stube, ein Haus, ein Garten, etwas, worin man sich eigen fühlt – wer nicht weiß, welchen Kummer, welche Anstrengungen es erfordert, um es zu kriegen, kann die vielen Millionen nicht verstehen, die arbeitenden Menschen, zu denen meine Mutter zeitlebens im überreichlichen Maße gehörte. *

[...] Am Abend in den Vierjahreszeiten²⁸. Große Aufmachung, der Bundeskanzler²⁹ gibt der Regierungspartei³⁰ die Ehre, um ihre Reputation zu stärken. Im Foyer, in den Sälen die bekannten Gesichter der herrschenden Klasse und ihrer Lakaien. Die Journalisten sind vollzählig. Adenauer brilliert. Gleicht einem alten Fuchs, der während seiner letzten Schäßbigkeit den Triumph seines Lebens erfährt und auf keinen Fall gewillt ist, freiwillig abzutreten. Er hat das leidverzogene Gesicht eines alten Wucherers, dem viele Pläne immer wieder zuschanden gemacht wurden, auf daß ihm auch das letzte unter den Händen davonrinnt, was er weiß, aber unter keinen Umständen zugibt. Noch in der Verzweiflung darüber macht er Bonmots, ist er gefällig, wendig, scheinaufrichtig, berechnend. Auf alle Fälle ist er allem anwesenden Pack in Frack um vieles überlegen – und doch ihr Opfer. Jeder Satz ein So-hab-ich-gesprochen und die bittere Erkenntnis: So haben sie gesprochen, die da unten, diese kleinen Weißwürste aus der Provinz, die windigen Kapitalistchen, die Fretter³¹ und ländliche Verwandtschaft. Seine Kühle, seine Überlegenheit, seine Beherrschtheit gleicht der eines Statisten, einer gemachten Figur. Wenn er sich umdreht, er weiß es nur zu gut, dann gehen die Büffel und Hirschen her und prostern sich zu und reden von ihm als einem, der ihre Geschäfte nicht

²⁸ Grand-Hotel in München.

²⁹ Konrad Adenauer.

³⁰ Die damals in Bayern führende, aber noch nicht allein regierende „Christlich-Soziale Union“ (CSU).

³¹ Im Süddeutschen für Personen, die sich quälen und regelrecht wund arbeiten.

schlecht besorgt, wo sie doch die seinen, die Adenauerschen Geschäfte besorgen sollen. Kein gläubiges Ausrichten mehr von unten nach oben, die Welt ist zu demokratisch geworden, keine Überzeugung mehr von einer Sendung, kein noch so treffend vorgebrachtes Wort, keine noch so joviale Geste, kein Ausdruck von Charme vermag die tiefe Verachtung und die gleichzeitige Angst aus diesem Gesicht unter den Scheinwerfern und Blitzlichtern auf der Balustrade oben zu entfernen. Die personifizierte Leiche, ein Schemen einer dahingesiechten Welt. Alles ist spukhaft, wie das Treiben von Bazillen in einem Reagenzglas. Das kalte Büffet reizt die Gaumen, die Weine animieren, die starken Zigarren, die feinen Zigaretten tun das Ihrige. Das Frage- und Antwortspiel verläuft in allgemeinem Geschwätz, das bei genauerem Hinhorchen den Geräuschen eines sich zersetzenden Körpers gleicht. Ab und zu lehnt sich ein graues Etwas in Frack über die Balustrade, sieht befriedigt dem Treiben zu. Man kann zweifeln, ob es einer der unsichtbaren Manager des Kapitals ist, Herr Generaldirektor Elsen, oder aber der Schatten des Untergangs, der diese Gesellschaft in seinem Rachen hält. Das Verbrechen steht allen auf die Stirn geschrieben, seit sie dem Lügner von Rhöndorf³² zuklatschten, als er kaltlächelnd zur Frage der Vollbeschäftigung erklärte: „Es geht, wenn alle arbeitswillig sind...“³³ *

[...] Lektüre Puschkins. Ein bedeutender Mensch, groß noch in seinen Mängeln, in seinem vergeblichen Anbieten an den Zaren³⁴, zu dem ihn sein Talent und die ungünstigen Lebensbedingungen verlocken. Ausgerechnet er kommt in einem Duell ums Leben, das er im „Eugen Onegin“³⁵ so heruntergemacht und verhöhnt hat. In seiner Liebe und in seinem Verständnis für das Volk steht er über Goethe. Ein vollkommen Gebildeter, fast ein Wunder inmitten einer dumpfen Gesellschaft, ein starkes Licht am Anfang eines Jahrhunderts, das noch stärkere als ihn gebären soll. *

Ein beinahe deprimierender Tag. 50000 Menschen eilen zur Ami-Truppenparade und gaffen sich die Hälse aus. Merkwürdige Gier der Schlachtopfer, ihre Hinrichtungsinstrumente in Augenschein zu nehmen. Pompöses Gedröhn der motorisierten Einheiten. Eine Musikkapelle auf Jeeps – die deutschen Landsleute schauen sich an, schütteln den Kopf. Sie schauen sich auch dann an, als die Panzer vorbeirauschen, deren Besatzung aus weißen, deren Begleitinfanterie ausschließlich aus schwarzen Amerikanern besteht. Geht ihnen ein Licht auf? Der Yankee Doodle³⁶ plärrt ununterbrochen über die Wiese. Die Volks- und Mittelschullehrer schwanken unter den Blicken ihrer Jungen und

³² Rhöndorf bei Köln war der Wohnort Adenauers.

³³ Im Herbst 1949 gab es in der Bundesrepublik Deutschland 1,3 Millionen Arbeitslose bei 13,6 Millionen Beschäftigten, 1950 stieg die Arbeitslosenzahl auf 1,8 Millionen; erst um 1960 wurde Vollbeschäftigung erreicht.

³⁴ Der russische Zar Nikolai I. (reg. 1825–55).

³⁵ Eines der bekanntesten Werke Puschkins, Vorlage für die gleichnamige Oper Pjotr I. Tschaikowskij.

³⁶ Bekanntes US-amerikanisches Volkslied, auch als Militärmarsch genutzt.

Mädchen zwischen abendländischer Erhebung³⁷ über soviel Stärke und deutschem Grauen über das, was untrennbar mit dieser Manifestation der sogenannten Macht verbunden ist. Als Liberators³⁸- und Järgergeschwader über den Platz donnern, geht das Unheimliche durch die Massen. Aber der Himmel ist rasch wieder blau. Die Menschen haben noch immer ein kurzes Gedächtnis und wir sind nicht in der Lage, ihm entscheidend nachzuhelfen. Bissige und höhnische Bemerkungen versagen nicht ihre Wirkung. Aber diese ist unzulänglich. *

[...] Ein Wink durch die Jahrhunderte an meinen Landsmann, den Müller Ulrich Petz von Widergeltingen, der um 1550 aus Eigensinn und etwas mehr Latein und Griechisch lernte, um am Feierabend und wenn die Mühle stand, die Bücher ferner „Heiden“ lesen zu können. Es soll Nachfahren geben, die aus Eigensinn und etwas mehr Russisch und Chinesisch lernen! *

[...] Amis mischen sich offen in den koreanischen Konflikt³⁹. Um die UN scheren sie sich einen Dreck. Dann lassen sie die weltdemokratische Maschine laufen, lügen, erpressen, kriegen die Legitimation hin, die sich so ausnimmt wie das Ergebnis einer mit Gangs zustande gekommenen Wahl in Brooklyn. Sie brauchen den dritten Weltkrieg. Aber so gewiß es ist, daß Europa der Kriege satt ist und die Mehrzahl seiner Menschen eine große Angst vor einem Gemetzel hat, wo sie mit dem kaum vergangenen weder materiell noch ideell fertig geworden sind, so gewiß ist es, daß die amerikanischen GIs einmal dastehen und ihre blutigen Hände anstarren werden, daß es ihnen eckelt. Sie, die heute zu Schlächtern und Mördern degradiert sind und sich dabei als Helden und Verteidiger der Freiheit vorkommen, werden erkennen, daß sie einzig und allein zur Vermehrung der Bankguthaben einiger ausgepichteter Unholde beigetragen haben, zur Schande ihrer Nation, zur eigenen Schande. Wenn es gelingen sollte, den koreanischen Konflikt in einen dritten Weltkrieg zu erweitern, so wird er mit einer Erbitterung ohnegleichen ausgefochten werden. Bis aufs Messer. Die Menschen sind es im Grund längst überdrüssig, für Dividenden zu sterben, auch wenn sie es noch nicht wissen. Die Folge kann nicht ausbleiben. Einen so reinen Tisch wird die Geschichte noch nicht gesehen haben, weil auch das Geschirr, das Essen, die Hütte zerstört sein werden. Aber Kriege werden ein für allemal der Vergangenheit angehören. Ein grausiger Erfolg alles in allem, aber ein Erfolg. *

³⁷ Seit dem Mittelalter diente das Begriffspaar „Abendland“ und „Morgenland“ zur Bezeichnung des Gegensatzes zwischen Europa und Asien – nach 1945 aktualisiert als „christliches Abendland“ und „kommunistischer Osten“.

³⁸ Alternativname für das US-amerikanische Bomberflugzeug B-24.

³⁹ Am 25. Juni 1950 waren Truppen des kommunistischen Nord-Korea in das westlich orientierte Südkorea einmarschiert; daraufhin entsandten die USA Truppen zur Unterstützung Südkoreas, die seit dem 7. Juli als UN-Militärintervention unter US-Oberbefehl operierten; als die Nordkoreaner zurückgedrängt wurden, griff am 25. November 1950 die Volksrepublik China in den Krieg ein, der erst Mitte 1953 per Waffenstillstand beendet wurde.

[...] In Köln. Sieht aus, wie wenn es von der Pest zerfressen wäre. Im ersten, im zweiten Stock der ausgebrannten Häuser grünen halbe Bäume. „Von diesen Städten wird bleiben der Wind, der durch sie hindurchging...“⁴⁰. Im übrigen das ganze Rheinland nach wie vor vom preußischen Mehltau überlagert⁴¹. So, wie wenn ein hübsches Mädchen unter die Spinnweben geraten ist. Das geht am Niederwald⁴² an, geht fort mit den Hohenzollernschiffen, -Straßen, -Parks, gipfelt in den Bismarckdenkmalen, den Naziadlern, den bürokratischen Hochburgen Düsseldorfs, den Schützenclubs, den schwarz-weiß-roten Fahnen⁴³, dem allzu ordentlichen, reibungslosen Ablauf des öffentlichen Lebens. Das sozusagen offizielle Rheinland nach wie vor unter der Pickelhaube und in steifem Kragen. Es ist beängstigend, wie diese giftige Überlieferung lebendig ist, wie sie sich festgefressen hat, da ist. Die Menschen scheinen es nicht zu merken. Sie sind heiter, frech, höflich und sehr auf das Äußere bedacht. Auf der Kö⁴⁴ ist es wie anderswo im Fasching. Man zeigt sich, posiert, als Flanieren ist es schon nicht mehr zu bezeichnen. Man ist bestrebt, zu „erscheinen“ – gerade, weil es nur ein Scheinen ist. Der Rhein schwimmt im Dreck des Ruhrhimmels. Draußen, in den Vorstädten, in den Altstädten drinnen ist alles wieder anders: Geruch des Arbeitstages auch am Sonntag, Ziegegemecker, Kinderlärm, verwitterte alte Kumpel, oft Stille, dann wieder wie Millionen Tritte, Tritte des Arbeitsheeres, darunter das schnellere Gehen von Frauenbeinen, von vielen Frauenbeinen, Tritte, die nicht aufhören. Bei vielen Gesichtern fragt man sich, was tust Du eigentlich hier? Du gehörst doch ins Bergische Land, Du gehörst doch auf die Wiesen in Westfalen, Du gehörst doch in die Marschen an der Nordsee. Aber im Rauch, im Ruß, im Glühen der Essen, im Schatten der Stollen sind sie alle gleich. Unsere Welt? Ja, unsere Welt. Es ist schön, langsam über eine der vielen und doch so wenigen Brücken zu gehen, das schwarze Geriesel aus der Luft verspürend, den Wind dazu, und die Kähne schnaufen oder treiben zu sehen. Nochmals: es ist unsere Welt, auch wenn sie uns hier und dort nicht gefällt, wenn wir ihr fremd sind und wenn wir andere Formen unserer Freundschaft finden müssen. Wie bei den vielen, mächtig selbstbewußten Mädchen

⁴⁰ Zitat aus Bertolt Brechts Gedicht „Vom armen B. B.“: „Wir sind gesessen, ein leichtes Geschlechte / In Häusern, die für unzerstörbare galten [...] // Von diesen Städten wird bleiben: der durch sie hindurchging, der Wind! / [...] Wir wissen, das wir Vorläufige sind / Und nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes.“

⁴¹ Anspielung auf die Zugehörigkeit des Rheinlandes zum Staate Preußen zwischen 1815 und 1945/47.

⁴² Das 1883 fertiggestellte Niederwalddenkmal mit seiner Germania-Statue war ein Identifikationssymbol des 1871 geschaffenen, preußisch dominierten Deutschen Reiches.

⁴³ Die schwarz-weiß-rote Fahne war die Flagge des Deutschen Kaiserreiches zwischen 1871 und 1919; neben der schwarz-rot-goldenen Flagge blieb die schwarz-weiß-rote Flagge bis 1933/45 Flagge der deutschen Handelsmarine und seit Reichspräsident von Hindenburg ab 1925 auch Flagge der deutschen Auslandsvertretungen.

⁴⁴ Umgangssprachliche Abkürzung für die Düsseldorfer Prachtstraße „Königsallee“.

und Frauen, die unter den steinernen Bismarcks und Wilhelms⁴⁵ unbekümmert sie selber sind.

Der Horror vor dem Bürgerkrieg steckt den Deutschen zutiefst im Gemüt. Steckte er nur in den Gehirnen, wäre er längst überwunden. Zu erkennen, daß der eigene Bourgeois, Kapitalist, Imperialist so schlimm ist wie der fremde, heißt ihn schon geschlagen haben. Aber hinter dem Mechanismus des Obrigkeitsstaates hat sich der nationale Feind, nämlich der Feind im eigenen Lande allzu geschickt der Phrasen vom deutschen Vaterland (das keine Phrase ist) als Biedermann, als Interessenwahrer, ja als Tribun gegeben. Alle echten Revolutionen haben zunächst dem Feind im eigenen Land das Genick gebrochen. In Deutschland war dies nie der Fall. Marx sagt sehr richtig, daß sich alle Revolutionen, die halb sind, solange wiederholen, bis sie einmal zu Ende geführt werden. Man wird aus diesem Grunde gut daran tun, sich beim Kampf um den Frieden, beim Ringen um die Einheit Deutschlands nicht zu viel auf die Bourgeois zu verlassen. Echte Deutsche unter ihnen sind selten. Sie sind primär Klasse und diese zwingt sie ins Lager des amerikanischen Imperialismus. Unter der Einheit Deutschlands verstehen sie naturnotwendig die Rückkehr als Fabrikbesitzer und Großgrundbesitzer nach Ost- und Mitteldeutschland. Bei aller Bereitschaft und bei der Notwendigkeit, selbst diese Kreise zu mobilisieren, um den Hauptfeind aus dem Land zu bringen, darf man dies nicht vergessen. *

[...] Ist der Blickwinkel der Geschichte freiwillig und freigestellt? Marx und Engels sprachen nicht umsonst von Naturnotwendigkeit: er ist es nicht. Unser Jahrhundert hat die soziale Revolution auf die Tagesordnung gesetzt – die Zeitungen, der Rundfunk, das öffentliche Gespräch werden sich immer als um sie kreisend erweisen, auch wenn sie vom Geranienzüchten reden. Jedes halbe Zitat, jedes Streiflicht⁴⁶, jeder Bericht, den sie dieser Tage dem 3. Parteitag der SED widmen⁴⁷, läßt die Spannung ahnen, mit der man diese Manifestation der „Zeit der Erfolge“⁴⁸ verfolgt. Trotz der Feuer, die über Asien leuchten⁴⁹, ist jetzt der Scheinwerfer auf Deutschland gerichtet. Strategisches Vorfeld für die einen, Heimat, Nation, Kettenglied im Kampf um den Sozialismus

⁴⁵ Denkmäler für den Reichskanzler Otto von Bismarck (+1898) bzw. den deutschen Kaiser Wilhelm I. (+1888).

⁴⁶ Titel einer bekannten Rubrik (Glosse) der „Süddeutschen Zeitung“.

⁴⁷ Der III. Parteitag der SED fand im Juli 1950 in (Ost-)Berlin statt; hinter den Kulissen vollendete sich die Stalinisierung der SED und die innerparteiliche Dominanz Walter Ulbrichts, der zum Generalsekretär des ZK berufen wurde; zudem wurde eine großangelegte innerparteiliche „Säuberung“ eingeleitet, die nicht nur frühere Westemigranten aus der Parteiführung ausschaltete, sondern auch die breite Mitgliederbasis der SED umschichtete; viele Sozialdemokraten wurden ausgeschlossen, während Angehörige der jungen Generation – viele frühere NSDAP-Mitglieder – die Reihen füllten und die SED von der Arbeiter- in eine Angestelltenpartei verwandelten.

⁴⁸ Propaganda-Parole, die aus der Parteitags-Rede des SED-Vorsitzenden Pieck vom Juli 1950 abgeleitet wurde.

⁴⁹ Beginn des Koreakrieges Mitte 1950.

für die anderen. Durch die Augen Duclos', Togliattis, Suslows⁵⁰ blicken die besten Arbeiter, Bauern, Intellektuellen auf die deutschen Arbeiter, Bauern und Intellektuellen. Sie zwingen zur Stellungnahme. Pieck gibt sie für die Partei, Grotewohl für die Nation, Ulbricht für die junge Republik. Die Werner-Seelenbinder-Halle⁵¹ ist durchaus nicht muffig. Es herrscht vielmehr ein frischer, scharfer Wind. Opportunisten kriegen den Husten, für alle hat er etwas Belebendes, Klärendes. Er weht von Ost nach West, dringt über die Zonen-grenze, trägt die Rufe mit sich: Wir kommen! Drückt er damit schon Fenster-scheiben ein? Man hat den Eindruck, wenn man die heftige Reaktion ver-schiedener Ämter, verschiedener Stellen sieht. Sie zetern und bemühen sich, die vorgebrachten Kritiken und Selbstkritiken der Führer der SED und KPD als Zeichen der Schwäche auszulegen. Seit wann war es ein Zeichen, daß man sich nicht sicher, wenn man in aller Öffentlichkeit Fehler rügt und zugibt? Die Feinde der wahren Freiheit wissen zu gut, daß dies der Ausdruck von Stärke ist, von proletarischer Stärke, die sich strafft.⁵² *

Abends nach Jahren wieder in „Fidelio“⁵³. Trotz bester Besetzung unbe-friedigend. Kommts davon, daß es eben doch etwas Gestriges ist? Eine Zeit im Umbruch wird zweifelsohne hinter dem Vollkommensten nicht den sehr empfindlichen Mangel an Neuem, Eigenem übersehen. Die Söhne müssen zeigen, daß sie nicht nur Erben sind. Es hat wenig Zweck, Hamlet im Frack zu spielen, aber den modernen Hamlet zu gestalten. Das Gleiche ist mit „Fide-lio“. Wo bleiben die Chöre der Gefangenen aus den Hitlerschen KZ? Aufga-ben genug für große Dichter und Komponisten. Natürlich ist unser Jahrhun-dert nicht für die Erneuerung der Oper günstig. Der Mensch hat zwar die ge-niale Gabe, singen zu können, aber realistische Handlung, verbunden mit dem Gesang der Darstellenden hat etwas merkwürdig Inkongruentes, ja Widerna-türliches an sich. Das Gefühl von Pose bleibt. Der Ausweg in die Ironisierung liegt nahe. Brecht ist ihn gegangen. Aber das Problem ist damit nicht gelöst. Ist es für uns, die wir zwar romantisch zu sein vermögen, wenn man darunter

⁵⁰ Die Genannten waren als Vertreter der kommunistischen „Bruderparteien“ Frank-reichs, Italiens und der Sowjetunion auf dem III. Parteitag der SED anwesend.

⁵¹ Veranstaltungshalle in Ost-Berlin, benannt nach einem 1944 vom NS-Regime hinge-richteten Kommunisten.

⁵² Der auf dem Parteitag anwesende Victor Klemperer, ein NS-verfolgter Jude, notierte zwiespältige Assoziationen: „Die beiden großen Aufmärsche. Erst die FDJ. Enthusiasmus beim Freundschaftslied. [...] Das Klatschen mit erhobenen Händen ein bischen nazistisch. HJ. [...] Vor allem die Polizeidemonstration. Klein Nürnberg, kleine rote Armee. In ihren grünlichen Khakihemden mit den SA Schirmmützen, den starren Gesichtern, dem militä-rischen Kommando u. Marschschritt! Erinnerungen von 1933–1945 lassen nicht los. Aber das umjubelte Wort ihres Redners: ‚Wir sind die erste Polizei, die nicht gegen die Arbei-terschaft marschiert, sondern für sie...‘“ Vgl. Victor Klemperer, So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1959, 2 Bde., hier Bd. 2, Berlin 1999, S. 64.

⁵³ Inszenierung von Ferenc Fricsay (Musikalische Leitung), Heinz Tietjen (Regie) und Emil Praetorius (Bühnenbild), die in der Städtischen Oper Berlin am 5. Juni 1949 Premie-re hatte.

den Traum von einer neuen, besseren, helleren Welt versteht, aber nicht mehr pathetisch und bombastisch, ist es also für uns überhaupt noch möglich, die bisherige Form der Oper zu erhalten? Die Antwort besteht vorläufig nur darin, daß man einfach weiter macht. *

[...] Verstehen muß man es halt! Wie er so dasaß, der Herr Landkommissar⁵⁴, der feine Gentleman, angestregten nachdenklichen Gesichts über die Köpfe der Journalisten hinwegsehend, und dann die Ungeheuerlichkeit von sich gab: „Ich betrachte die Möglichkeit eines Atombombenkrieges als einen Segen...“. Und dann der plötzliche Ausdruck der ihnen alle innewohnenden Angst: „Wenn der Krieg kommt, ist die Katastrophe da...“. Das Schablonenlächeln dann, die Routine der nichtigen Lässigkeit. „Ich betrachte die Möglichkeit eines Atombombenkrieges als einen Segen...“. Wie [wenig] widerstandsfähig wir doch sind gegenüber dem Barbarischen, nur weil [...] die Barbaren den Eindruck von zivilisierten Menschen machen. Die menschliche Natur ist absolut verwunderlich, was ihr[e] Gleichgültigkeit, was ihr Hinnehmen betrifft. Keinem ist ja übel geworden vor dieser grausigen Verhöhnung all dessen, was wir lieben, keiner erhob sich, weil es ihm unmöglich, noch länger in einem Raum mit einem faktischen Verbrecher zu sein, keiner erhob in aller Öffentlichkeit Anklage gegen einen so riesigen Zynismus. Natürlich, zugegeben, die Ansicht des Landkommissars war beinahe harmlos, verglichen mit den Vorschlägen und Androhungen, Atombombengürtel über ganze Landstriche zu legen, einen Präventivkrieg mit 3000 Bombern zu beginnen, Städte und Dörfer unterschiedslos zu atomisieren. Um so schlimmer ist, daß wir bei- des noch hinnehmen. *

[...] Die Kriegsverbrecher werden begnadigt?⁵⁵ Dann gnade uns Gott, weil wir bald wieder auf einen Krieg zusteuern. Wozu läßt man Banditen frei? Doch nur, wenn man sie zu Gauner- und Verbrecherstücken benötigt, oder zumindestens ihre Komplizen zu überzeugen sucht: Schaut doch her, wir haben nichts gegen Typen Eures Schlages; hier der Beweis. Dumm muß nur das deutsche Volk sein, diese kalten Scheusale als Handgeld für die eigene Anwerbung hinzunehmen. Darauf läuft's nämlich hinaus.

Der Friede ist zu einem absolut unersetzlichen Gut geworden. Alle Begründungen, warum er unter Umständen gebrochen werden muß, haben etwas Gemeines, Verlogenes und Grausames an sich. In unserem Jahrhundert tritt ja an seine Stelle nicht irgendeine mehr oder minder beschränkte Auseinandersetzung, sondern die radikale Vernichtung alles Lebendigen. Es mag wahr sein, daß der Friede kein Gut „an sich“ ist, aber diese Feststellung muß mit einem wilden Klagen des Herzens verbunden sein, sonst ist sie nur die zynischste Rechtfertigung ungekannter, ungeahnter Verbrechen. [...] *

⁵⁴ George N. Shuster (1894–1977), 1950–1951 US-Land Commissioner für Bayern.

⁵⁵ Am 31. Januar 1951 verkündete John J. McCloy, der US-amerikanische Hochkommissar für Deutschland, eine Begnadigung der in Landsberg einsitzenden von US-Militärtribunalen verurteilten deutschen Kriegsverbrecher.

Ein einziger Satz, der einem so unter die Augen kommt, macht aller etwaigen Neigung zum Vergessen ein rasches Ende: „Wenn mein Brief nicht ganz formgerecht ist, mußt Du entschuldigen. Ich bin ein Arbeiterjunge und das Briefschreiben nicht gewohnt.“ Das ist es: solange noch solche Sätze geschrieben werden müssen, ist alles Gerede von Fortschritt bestenfalls eine Provokation, um ihn endlich zu verbreiten, meistens aber nur die schändliche Bemäntelung für Klasseninteressen, die es nicht geboten erscheinen lassen, daß jeder soviel Bildung mitkriegt, um einen richtigen Brief schreiben zu können. „Ich bin ein Arbeiterjunge. . . “. Er soll dies endlich mit Stolz sagen können, nicht mit der Feststellung, ein Benachteiligter von vornherein zu sein! *

[...] H. stellt fest, daß nur der zehnte Teil aller Genossen⁵⁶ wirklich aktiv ist. Daran liegt alles. Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, um die Menschen mutig und wissend zu machen. Wie schwierig, haben sie doch alle dieselbe menschliche Angst um ihr menschliches Wohlergehen. Freilich, was ist das für ein Argument im Ringen um das nackte Leben, um das es in dieser geschichtlichen Stunde wirklich geht. Der verlorene Arbeitsplatz, die Verfolgung ist immer noch besser als das sichere Atomisiertwerden. *

[...] Sie überschlagen sich in der Hetze gegen die Wahlen in der Deutschen Demokratischen Republik⁵⁷. Käme einer aus einem fernen Land, hörte sich die Reden an, läse die Artikel, so könnte er hundert gegen eins die sogenannte Opposition nicht von der tonangebenden Clique unterscheiden. Das ist bedenklich und zeigt, daß das Lakaientum in Deutschland seine Tradition würdig fortführt. Schließlich war es ja Schumacher⁵⁸, nicht Adenauer, der zuerst nach mehr Besatzungsdivisionen schrie, schließlich war er es, der den Amis vorschlug, ihre boys nicht in Texas, sondern in Bayern ausbilden zu lassen, schließlich wird er es sein, der noch den Offensivstoß nach Osten verlangen wird. Und was haben sie in gleicher Weise gegen die DDR? Daß dort nicht nach Listen gewählt wird. Daß dort die Parteien ein gemeinsames Wahlprogramm ausgearbeitet haben, das sich aus den konkreten Möglichkeiten des Wirtschaftszustandes ergibt, daß sich alle gemeinsam verpflichtet haben, die vordringlichen Fragen: Wiederherstellung der Einheit Deutschlands, Verhinderung einer neuen Katastrophe zu lösen. Daß dort die Wähler konkrete Wahlaufträge geben. Natürlich, das widerspricht alles von Grund auf der Auffassung von „freien Wahlen“, wie sie in der Bundesrepublik arrangiert werden, damit Schumacher ab und zu feststellen kann, das Volk habe eine falsche Entscheidung getroffen. Warum diese falschen Entscheidungen? Darauf geben Leute vom Schlage eines Kurt Schumacher keine Auskunft. Sie müßten

⁵⁶ Die Mitglieder der KPD in Westdeutschland.

⁵⁷ Die ersten Volkskammerwahlen im Oktober 1950, mit denen Landes- und Kommunalparlamente neu besetzt wurden und bei denen – anders als in den noch begrenzt freien Landtags- und Kommunalwahlen von 1946 – die bürgerlichen „Blockparteien“ zur Anerkennung einer „Einheitslistenwahl“ gezwungen wurden.

⁵⁸ Kurt Schumacher.

sonst zugeben, daß sich das Bewußtsein in der nach-faschistischen Zeit nur sehr schwierig alter Vorstellungen, Begriffe und Auffassungen entwöhnt, wenn nichts getan wird, dies herbeizuführen. Er müßte zugeben, daß sich die wichtigsten Beeinflussungsmittel in den Händen der Reaktion befinden und seine Blätter ein Niveau haben, das keines ist, zumindestens nicht im sozialistischen Sinn. Er müßte zugeben, daß er selbst nichts dazu beigetragen hat, wirklich auf die Hintergründe der westdeutschen und Weltpolitik einzugehen, so lange es Zeit war, aber alles, um die Klärung so lange zu verhindern, bis Schritt für Schritt die alte nichtsnutzige Clique der abgetakelten Monopolkapitalisten ihre alte Macht wieder erringen konnte. Er müßte zugeben, daß er ein Demagoge, ein Scharlatan, ein Unglück für die Deutschen ist. Deswegen war er auch giftiger, dümmer und hetzerischer als Adenauer. Die Formaldemokraten – es wäre ihnen anzuraten, mehr Geschichte zu studieren, um am Schicksal ihrer Vorgänger ihr eigenes abzumessen. *

[...] Nimmt man sich nochmals die Zeitungen der letzten Monate vor, so wird man wohl oder übel beeindruckt sein, wie sehr sich die kapitalistische Welt auf einen neuen Faschismus hin entwickelt. Die Verbotsmaßnahmen der Okkupanten gegen die KPD⁵⁹, die New Yorker Außenministerkonferenz mit ihrer offenen Ankündigung, daß Westdeutschland remilitarisiert wird⁶⁰, der ungesetzliche Adenauer-Erlaß gegen fortschrittliche Organisationen⁶¹, die Wiederkunft der Nazigenerale⁶², die Vorbereitung eines Wehrgesetzes, die Verstärkung der Polizei, die Verschleppung aller sozialen Maßnahmen, die Kampagne gegen Reimann, die Verknappung der Rohstoffe, die Verstärkung der Besatzungstruppen – all das sind unübersehbare Zeichen, daß [...] die bürgerliche Demokratie in der üblichen parlamentarischen Form wieder einmal nicht mehr existieren kann. Wer Augen hat, zu sehen... Die vier Punkte der Prager Außenministerkonferenz zeigen nicht nur einen Ausweg, sie stellen eine ernste Warnung an die Westmächte dar⁶³. Die Geschichte wird einmal

⁵⁹ Die westlichen alliierten Besatzungsmächte (USA, Großbritannien und Frankreich), die sich auch nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 politische Hoheits- und Eingriffsrechte vorbehielten.

⁶⁰ Vermutlich die Washingtoner Konferenz der Außenminister der USA, Großbritanniens und Frankreichs, auf der am 14. September 1951 „die Beteiligung Deutschlands an der gemeinsamen Verteidigung“ Westeuropas als politisches Kernziel der gemeinsamen Deutschland- und Europapolitik festgelegt wurde.

⁶¹ Schon vor dem Verbot der KPD durch das Bundesverfassungsgericht von 1956 schritten die Innenminister von Bund und Ländern zu koordinierten Verfolgungsmaßnahmen; im September 1950 wurden Demonstrationen „kommunistischer Organisationen“ verboten, die Bundesregierung verhängte ein Berufsverbot für Mitglieder der KPD und ihrer Vorfelddorganisationen im Bundesdienst; 1951 wurde die KPD-dominierte FDJ verboten.

⁶² Anspielung auf die Indienstnahme früherer Wehrmachtsgeneräle für die neuen westdeutschen Armee-Strukturen.

⁶³ Auf der Prager Außenministerkonferenz vom Oktober 1950 protestierten die kommunistischen Staaten Osteuropas unter Führung der Sowjetunion gegen eine mögliche Remilitarisierung der Bundesrepublik Deutschland.

ganz klar Vergleiche ziehen können, sie wird Urteile fällen. Sie wird feststellen, daß zur selben Zeit, als in Bonn einer der vielen Furunkel der bourgeoisen Demokratie, die Bestechung wegen der Wahl der Bundeshauptstadt⁶⁴, aufgeschnitten wird, die Außenminister der sozialistischen Staaten erneut die Sache des Friedens und damit der Zukunft in die Hand nahmen. Nach Prag gibt es keine Ausrede mehr. Wer nicht gegen die Remilitarisierung Deutschlands, nicht für eine Friedensproduktion, nicht für die Wiederherstellung einer ungeteilten Republik, wer nicht für den Abschluß eines Friedensvertrages und den Abzug der Besatzungstruppen ist, der ist eben gegen sie und damit ein Feind des Friedens. Er ist schon gerichtet. *

[...] Die Periode der Spontaneität ist wieder einmal längst vorbei. Das vergehende Winkiwinki der Opportunisten, die sich emportragen ließen und nun eilig den bourgeois Strom hinabschießen, hätte es längst klarmachen müssen. Wie ist es doch? Braucht die Revolution eine nationale Krise oder nicht, eine nationale Katastrophe? Es gibt noch keine gesellschaftliche Umwälzung, die nicht unter einer solchen Bedingung vonstatten gegangen wäre. Die nationale Krise ist aber besonders für die Deutschen mit dem Krieg verbunden, wenn sie nach links ausschlagen soll; nach rechts geht sie so. Krieg ist aber für die Deutschen des Jahres 1950 kein Faktum, das sie wirklich ängstigt. So wenig er es 1930 gewesen ist. So wenig er es 1910 war. Das Schlimme ist, daß sie die soziale Krise erst dann als eine nationale erkennen, wenn aus den Widersprüchen die Katastrophe geworden ist. So gesehen, haben die schlechten Ergebnisse der Landtagswahlen für die Kommunisten⁶⁵ wenig Verwunderliches. Gut, die wirtschaftliche Situation verschlechtert sich, die Preise steigen, der Geist von Korea hat sich der Märkte bemächtigt. Aber ist es so schlecht, daß man weiter denken muß als bis zum nächsten Zahltag? Es ist noch nicht so schlecht. Es ist immer noch besser als in der ostdeutschen Republik, immer noch besser, als es bis 1948⁶⁶ war. Darum lassen sie den Karren laufen, wie ihn andere wollen. Deshalb entfallen nur 1,9 Prozent der abgegebenen Stimmen auf die Kommunisten, die da sagen: ihr kriegt ja nur Frontzulage; man wickelt Euch ja bloß ein, in Wirklichkeit seid ihr schon abgeschrieben, wie es die Katzelmacher und Rumänen bei den Rückzügen gewesen sind⁶⁷; in Wirklichkeit

⁶⁴ Der Parlamentarische Rat der drei westlichen deutschen Besatzungszonen hatte im Mai 1949 entschieden, die Stadt Bonn zum „Bundessitz“ (provisorische Bundeshauptstadt) zu machen; 1950 enthüllte das Hamburger Magazin „Spiegel“, daß diese Entscheidung durch Bestechung von Abgeordneten zustande gekommen sei; der Bundestag richtete einen Untersuchungsausschuß ein, um der Informanten habhaft zu werden („Spiegel-Ausschuß“), doch berief sich „Spiegel“-Herausgeber Rudolf Augstein erfolgreich auf seine journalistische Schweigepflicht.

⁶⁵ Anspielung auf die bayerischen Landtagswahlen von 1950, bei denen die KPD von 6,1% (1946) auf 1,9% abstürzte und nicht wieder in das Parlament einziehen konnte.

⁶⁶ Anspielung auf die westdeutsche Währungsreform von 1948.

⁶⁷ Anspielung auf italienische und rumänische Hilfstruppen im deutschen Rußland-Feldzug 1941–43/44.

seid ihr schon verrätzt und verkauft. Es wird für die heute jungen Deutschen einmal ein verflucht bitteres Zurückschauen auf diese Jahre sein, als ihre Eltern (und sie selber) in Kreppsohlen daherstolzierten, volle Schaufenster begafften, so taten als ob. Die nationale Krise! werden sie rufen, die Schatten unserer Jahre an sich vorüberziehen lassend und erkennend, krank ist man eben nicht erst, wenn man es merkt. Krank ist man nicht erst im Delirium. Für den Einzelnen ist das eine simple Selbstverständlichkeit. Nur für die Masse nicht. Noch nicht. Die Folgerung kann nur sein: Den und jenen aufzufordern, einmal in der Woche an der Schulung teilzunehmen, mit jedem zu diskutieren, beizutragen, ein wirkliches Bewußtsein zu schaffen. Die Resolution der 14. Parteivorstandssitzung⁶⁸ müßte eingerahmt werden. Solange die Menschen nur immer glauben und meinen, ist es nichts. Der Schlosser muß vor Verwunderung seinen Schlüssel weglegen, weil er erkennt: Ich bin ein Ausgebeuteter, der und der gibt mir nur so und so viel für meine Arbeitskraft und die und die sind es, die mit Millionen ausgebeuteter Arbeitskräfte solche Widersprüche erzeugen, daß sie nicht mehr damit fertig werden. Auf die einfachen Wahrheiten kommt es an. Ganz einfach darauf, daß die Menschen Bescheid wissen, wie es zugeht, wenn sie arbeiten, wenn sie die Güter verteilen, wenn sie leben wollen. Das ist kompliziert genug, aber solange hier keine Klarheit herrscht, werden wir Katastrophen zum Frühstück, zu Mittag und zum Abendessen haben. Wer hat daran ein Interesse? Es sind sehr wenige. Seid doch mehr Egoisten, möchte man den Menschen zurufen, und schaut ein wenig mehr auf Euch. Denkt nicht, morgen sehen wir weiter. Es kann sein, daß ihr morgen keine Augen mehr habt, daß ihr überhaupt hin seid, weil ihr nicht aufgepaßt habt. *

[...] Daß Deutschland den Krieg nur als gespaltenes Land überleben würde, war klar für den, der wußte, daß mit dem Untergang des deutschen Kapitalismus noch nicht der Kapitalismus als solcher verschwunden ist, der wußte, daß er fortwährend neue Krisen gebiert, die wiederum zur Gewalt, zur Unterdrückung, zur Eroberung drängen, der wußte, daß sich zwei Gesellschaftsformen jetzt Aug in Aug gegenüberstehen werden. Worum geht es für die Deutschen, worum kann es für sie in einer solchen Lage gehen? Zweifelsohne nur darum, zu verhindern, daß auf ihrem Rücken der grauenhafte Handel eines dritten

⁶⁸ Die Resolution der 14. Tagung des Parteivorstands der KPD vom 28. bis 30. Dezember 1949 eröffnete die innerparteiliche Hetzjagd auf vermeintliche Anhänger des Stalin-Gegners Tito, indem sie feststellte, „daß feindliche Elemente innerhalb der Partei ihre aktive Zersetzungsarbeit durchführen konnten“, und einen „rücksichtslosen Kampf gegen alle feindlichen Ideologen“ forderte; der KPD-Parteivorstand verfügte eine umfassende „Überprüfung der Leitungen und des Funktionärskaders“; unter den folgenden „Säuberungen“ war die Verhaftung des stellvertretenden Parteivorsitzenden und Bundestagsabgeordneten Kurt Müller durch den Staatssicherheitsdienst der DDR im März 1950 am spektakulärsten; Müller, zuvor selbst für „Säuberungen“ in Hamburg verantwortlich, wurde den Sowjets übergeben und in der UdSSR 1953 zu 25 Jahren Haft verurteilt; 1955 kam er durch die von Adenauer ausgehandelte Freilassung aller in der UdSSR verbliebenen deutschen Kriegsgefangenen und Zivilinternierten frei und trat in der Bundesrepublik der SPD bei; vgl. <http://www.ibl.uni-bremen.de/lehre/kpd/text01.htm> (27. 11. 2006).

Weltkrieges ausgetragen wird. Sie können dies nicht verhindern, weil sie beherrscht werden? Nun, wir brauchen nicht davon zu sprechen, daß die passive und aktive Résistance eines Volkes alle Sieger besiegt hat. [...] Bleibt immer noch die Erwägung, auf welcher Seite etwas zu erhoffen ist, welcher Seite Politik den Deutschen mehr Chancen gibt. Werden die Westmächte darauf verzichten können, ihren Krisen und Widersprüchen anders als durch die altbekannten Methoden der Aggression nach innerer Unterdrückung zu entgehen zu versuchen? Können sie umhin, sich der Deutschen als Soldaten zu versichern? Können sie umhin, die deutsche Wirtschaft unter Druck zu halten, um die ihre noch einmal dahinsiechen zu lassen? Können sie verzichten, die Deutschen als Kolonialvolk zu betrachten? Sie können all dies bei Strafe des eigenen Unterganges nicht. Können es die Sowjets? Können die Sowjets einen selbständigen, friedlichen, unmilitärischen deutschen Staat brauchen? Können sie eine wohl florierende Wirtschaft brauchen? Können sie Deutschland im Frieden stark sehen? Sie können es. Sie können es wagen, ihre Besatzungstruppen aus Deutschland zurückzuziehen, weil sie wissen, daß das werktätige Volk sich schließlich schon doch die Richtigen wählen wird. Sie können auf eine lange Zukunft vertrauen, ohne daß sie an der Elbe stehen. Für sie ist die Einheit Deutschlands zur entscheidenden Frage geworden, denn solange die eine Hälfte von Kräften beherrscht wird, die den Frieden und den Wohlstand nur bei sich brauchen könnten (sie haben ihn nicht, trotz allen Komforts, das wissen sie genau) und deshalb alles übrige fest in ihren Fängen halten müssen, solange wird den Sowjets Vorsicht, Mißtrauen und vorbereitende Abwehr geboten sein. Deshalb sind sie wirkliche Freunde all der Deutschen, die wieder einen selbständigen unabhängigen Staat wollen, deshalb werden sie alles fördern, was daraufhin abzielt. Daß Grotewohl seinen Brief schreiben konnte⁶⁹ und Adenauer nicht antworten durfte⁷⁰, kennzeichnet die ganze Situation. Fühlte sich der Westen so stark, wie er zu sein vorgibt, hätte er es wagen können, sich an einen Tisch zu setzen, hätte er es den Deutschen gestatten können. Die Dinge sind zwar sehr kompliziert, aber doch im wesentlichen sehr einfach. Die Berliner Regierung hat sich bereit erklärt, über alle strittigen Punkte zu verhandeln? Warum macht es die Bonner Regierung nicht?⁷¹

⁶⁹ Gemeint ist das offizielle Schreiben des DDR-Ministerpräsidenten Grotewohl an Bundeskanzler Adenauer vom 30. November 1950 zwecks Verhandlungen über die Bildung eines Gesamtdeutschen Konstituierenden Rates.

⁷⁰ Am 15. Januar 1951 ließ Bundeskanzler Konrad Adenauer den Vorschlag Grotewohls, einen Gesamtdeutschen Konstituierenden Rat zu bilden, ablehnen und seinerseits fordern, die Voraussetzungen für freie Wahlen in ganz Deutschland als ersten Schritt zur Wiedervereinigung zu schaffen.

⁷¹ Am 30. Januar 1951 hatte die Volkskammer der DDR unter der Losung „Deutsche an einen Tisch!“ an den Bundestag in Bonn appelliert, Verhandlungen zu beginnen, und sich bereiterklärt, in einem Gesamtdeutschen Konstituierenden Rat auch über Adenauers Forderungen zur Schaffung einer rechtsstaatlichen Ordnung und einer freiheitlichen Regierungsform zu verhandeln; der Bundestag reagierte auf den Volkskammer-Appell nicht.

Weil sie die goldene Fessel zwingt, nach Westen zu blicken. Um Einheit und Freiheit ging es bis 1848. Um eben dasselbe wird es in unserem Jahrzehnt noch einige Zeit gehen. Daß der Sog nach Osten geht, fühlen alle. Nur gibt es welche, die absolut keine Deutschen sein wollen. Sie haben Angst vor einem selbständigen, unabhängigen Deutschland. Sie fürchten das Leben, zu genau wissend, daß es unbesiegbar.

Dokument 11: Der schöne Waldemar (um 1950)

Ernst Schumacher, „Der schöne Waldemar“, Manuskript o. D.

(Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 97)

In einem sind Freund und Feind des gegenwärtigen bayerischen Landtags, der kurz vor der Auflösung steht, sich einig: Eine Sammlung von Jugend und Schönheit stellen seine Mitglieder nicht dar. Den Frühling ihres Lebens haben die meisten seiner Mitglieder bereits vor dem 1. Weltkrieg erlebt und die deformierende Wirkung des wieder sehr kräftig gewordenen bayerischen Bieres zeigt sich in den beachtlichen Bundweiten, über die die Herren Abgeordneten verfügen. Einer der wenigen Ausnahmen hiervon ist der Landesvorsitzende der Sozialdemokratischen Partei in Bayern, Waldemar von Knoeringen, allgemein als der schöne Waldemar bekannt⁷². Blond, Leibstandartengröße⁷³, blauäugig mit einem leicht lyrisch verträumten Augenaufschlag ist ihm auch heute noch der alte Jugendbewegler⁷⁴ anzusehen. Dass ihm die Klassiker des Sozialismus unbekannt sind, gibt er offen zu. Das Erfurter Programm der Sozialdemokratie⁷⁵ Engels', Bebels, Liebknechts und Franz Mehrings, unter

⁷² Vgl. Hartmut Mehringer, Waldemar von Knoeringen. Eine politische Biographie. Der Weg vom revolutionären Sozialismus zur sozialen Demokratie, München e. a. 1989; Helga Grebing / Dietmar Süß (Hg.), Waldemar von Knoeringen (1906–1971). Ein Erneuerer der deutschen Sozialdemokratie. Reden, Aufsätze, Briefwechsel und Kommentare zu Leben und Wirken, 2 Bde., Berlin 2006.

⁷³ Die „Leibstandarte SS Adolf Hitler“ war ein (unter wechselnden Bezeichnungen) 1933 gebildeter Sonderverband der SS zur persönlichen Bewachung Adolf Hitlers, galt als besonders sorgfältig ausgewählte Elitetruppe und wurde als solche während des Zweiten Weltkrieges auch an der Front eingesetzt. – Die Mindestkörpergröße für Angehörige der SS-Leibstandarte lag bei 180 cm, während sie für die allgemeine Waffen-SS 174 cm betrug.

⁷⁴ Mitglied der „Jugendbewegung“ vor dem Ersten Weltkrieg.

⁷⁵ Das Erfurter Programm der SPD wurde 1891 verabschiedet und legte die Sozialdemokratie im von Karl Kautsky – der von Schumacher nicht erwähnt wird – entworfenen theoretischen Teil zunächst auf eine marxistisch-revolutionäre Zielperspektive fest, während der von Eduard Bernstein verfaßte praktische Teil viel stärker eine pragmatische Anpassung an reformistische Handlungsoptionen innerhalb des Kaiserreiches andeutete; die marxistische Zielperspektive wurde mit dem Heidelberger Programm 1925 bereits erheblich gelockert, aber offiziell erst mit dem Godesberger Programm von 1959 endgültig aufgegeben.

dem die deutsche Arbeiterbewegung zu einer politischen Macht wurde, ist nach der Meinung des Herrn Knoeringen längst überholt. Sein langjähriger Aufenthalt als Emigrant in England hat ihn gründlich von diesen marxistisch revolutionären Radikalismen geheilt. Er will die Menschheit mit einem dünnen Aufguss sozial-liberaler Tees heilen. Der Einbau von Steuerungselementen oder die Schaffung eines Landesplanungsgesetzes sind die neuen Formeln, mit denen Herr Knoeringen [...] im Zeitalter des Imperialismus die Wirtschaft und Gesellschaft kurieren will. Letzten Endes träumt der Waldemar [davon], aus der Sozialdemokratischen Partei eine katholische Labour Partei⁷⁶ zu machen, wie seine kürzliche Äusserung in einer Versammlung zeigt, in der er mit Stolz feststellte, dass die überwiegende Mehrzahl der sozialdemokratischen Landtagskandidaten sich zu einer christlichen Konfession bekennt. Lange Zeit hat Herr von Knoeringen versucht, sich als ein fortschrittlicher Sozialdemokrat zu gebärden, aber unter dem wachsenden Druck der Schumacher, Carlo Schmid und Hoegner⁷⁷ musste er sich diese extra-Touren abgewöhnen. Auch zur Remilitarisierung hat er zuerst sein mannhaft kräftiges „Jein“ gegeben, um inzwischen schon auf die Schumachersche Linie zurückzustecken. Jetzt ist der Nie-wieder-Krieg-Sozialdemokrat Knoeringen schon so weit heruntergekommen, dass er wörtlich erklären konnte: „Dass seine Partei die Wiederaufrüstung in der gegenwärtig geplanten Form ablehne.“ Mit solchen „Sozialisten“ können die amerikanischen und deutschen Rüstungsfabrikanten und Generäle wahrhaftig zufrieden sein.⁷⁸

Dokument 12: Die schwarze Eminenz der CSU (1950)

Ernst Schumacher, „Die schwarze Eminenz der CSU: Dr. Hundhammer“, Manuskript o. D.

(Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 95)

Einer der Hauptleute der bayerischen Reaktion ist der Minister für Unterricht und Kultus, Dr. Dr. Alois Hundhammer. Sein Steckbrief ist in Form bisiger Karikaturen durch die meisten Zeitungen und Zeitschriften der Nachkriegsjahre gegangen. Seine Hauptmerkmale sind der schwarze Vollbart und die in Fettpolster gebetteten Fuchsaugen. Aus dem Porträt könnte man erwarten, daß Hundhammer mit Stentorstimme seine Anklagen gegen alles, was nicht katholisch ist, herausschleudert. Aber Hundhammer hat noch immer den sanften, psalmodierenden Ton seiner Schulzeit im Kloster Metten/Ober-

⁷⁶ Nach dem Muster der reformistischen britischen Labour Party (Arbeiterpartei).

⁷⁷ Im Original „Högner“.

⁷⁸ Dieser Text wurde um 1950 für die „Ländersendung Bayern“ des DDR-Rundfunks „Berliner Rundfunk Deutschlandsender, Büro München“ erstellt; vgl. AAdK, ESA 97.

bayern und gibt sich gern als kultivierter Münchner Großbürger. Daß er sich leicht aus der Fassung bringen läßt und ins Eifern kommt, spricht nach Ansicht seiner geistlichen Protektoren, vor allem des Kardinals Michael von Faulhaber nur für seine echte apostolische Sendung. Hundhammer hat seinen Namen von dem oberbayerischen Dorf Hundham bei Rosenheim, wo auch noch die meisten seiner Verwandten sitzen, die es offen mit der Bayernpartei halten, was er aus Zweckmäßigkeitsgründen heute noch nicht kann. Eigentlich müßte er aber Hexenhammer⁷⁹ heißen, denn das, was er in seiner vierjährigen Tätigkeit als bayrischer Kultusminister fertig gebracht hat, entspricht genau jenem mittelalterlichen Geistesterror, der unter dem Namen Hexenhammer in die Geschichte eingegangen ist. Hundhammer war nach 1945 der entschiedenste Gegner jeder Demokratisierung und Entnazifizierung des Bildungswesens. Als sich die Amerikaner noch demokratisch gaben und im Sinne des Potsdamer Abkommens und des Kontrollratsbeschlusses Nr.54 die Vorlage eines Bildungsplanes, vor allem eines Schulaufbaugesetzes verlangten, übte Hundhammer solange hinhaltenden Widerstand aus, bis die Amis dann offen zugaben, daß allgemeine Bildungsmöglichkeiten ohne Rücksicht der sozialen Herkunft, die Schaffung eines einheitlichen Bildungsganges, die Verlängerung der Schulzeit, die Entkonfessionalisierung der Schule und die akademische Bildung der Lehrerschaft mit ihrer eigenen, auf die Dummhaltung der Massen abzielenden Politik nicht vereinbar sind⁸⁰. Hundhammer brachte es fertig, daß bedeutende Wissenschaftler die bayrischen Hochschulen verlassen haben und Naziprofessoren wiedergekommen sind. Er brachte es fertig, daß an den Hochschulen Bayerns nur 4 Prozent Arbeiterkinder studieren. Er brachte es fertig, daß die Mittelschulen nach wie vor nur begüterten Kreisen vorbehalten sind. Er hintertrieb die Schulgeldfreiheit. Er setzt sich für den Abbau der Bildung ein, indem er die Zahl der Studierenden beschränken will. Er legte ein Organisationsgesetz für die Volksschulen vor, das den bedeutenden Fortschritt der Pädagogik, die Gemeinschaftsschule um 70 Jahre zurückwirft, den religiösen Unfrieden bereits in die Kinder trägt, das Schulwesen durch die Schaffung von einer Unzahl schlecht versorgter Zwergschulen zersplittert und schwächt und die Lehrer in die größten Gewissenskonflikte stürzt. Er hat kein Geld für die durch den Krieg zerstörten bayerischen Universitäten und Hochschul institute, dotiert aber um so reichlicher die theologisch-philosophischen Hochschulen in Regensburg und Bamberg, die er nach eigenen Worten zu Hochburgen gegen den roten Osten machen will. Sein Geist hat München kulturell auf das Niveau einer Provinzstadt gebracht, so

⁷⁹ „Hexenhammer“ (lat. „Malleus Maleficarum“) war der Titel eines 1486 veröffentlichten und bis ins 17. Jahrhundert verbreiteten Buches, in dem der Dominikaner und Inquisitor Heinrich Kramer (ca. 1430–1505) alles Wissen über Hexen und Zauberer sammelte, um deren systematische Verfolgung und Ausrottung zu erreichen.

⁸⁰ Vgl. Winfried Müller, Schulpolitik in Bayern im Spannungsfeld von Kultusbürokratie und Besatzungsmacht 1945–1949, München 1995.

daß wertvolle Kräfte abgewandert sind. Was an Fortschrittlichem und Erwähnenswertem im bayerischen Kulturleben seit 1945 sich zugetragen hat, ist nicht durch ihn, sondern gegen seinen Willen geschehen. Durch rigorose Eingriffe und Verfügungen und geschickte Besetzung leitender Posten hat er die Bayrische Verfassung eben so mißachtet wie das Bonner Grundgesetz. Seine Devise ist die Devise der Gegenreformation: Den werden wir schon katholisch machen!

Aber Hundhammer hat nicht nur auf kulturellem, sondern auch auf politischem Gebiet Aufgaben zu erfüllen. Nicht umsonst war er in seiner Jugend Sekretär des bayrischen Bauernführers Heim. Von diesem hat er nicht nur Hartnäckigkeit und, wie man auf bayrisch sagt, Hinterfotzigkeit geerbt, sondern auch die politische Konzeption. Diese zielt auf eine Restauration der Monarchie und zwar der katholischen wittelsbacher Linie ab⁸¹. Zu diesem Zwecke hat Hundhammer nach 1945 seine alten Beziehungen zu Paris und Rom wieder aufgenommen. Er ist einer der Initiatoren einer Union alpine, durch die Habsburger und Wittelsbacher wieder eingesetzt werden sollen⁸². Mit dem ungarischen Faschisten Horthy führte er Gespräche über die Herstellung einer Donauföderation, bis Horthy von den Amerikanern zur Konservierung nach Portugal abgeschoben wurde⁸³.

Als handgreifliches Ziel arbeitet Hundhammer auf eine Koalition aller bürgerlicher Parteien, vor allem der CSU, Bayernpartei und der WAV⁸⁴ hin. Hundhammer hofft, in einer solchen Koalition Ministerpräsident oder zumindestens

⁸¹ Nach der Novemberrevolution von 1918, die zuerst in Bayern zum Sturz der Monarchie geführt hatte, gab es wiederholt Bestrebungen konservativ-katholischer Kreise (denen auch Kardinal von Faulhaber angehörte), um das ehemalige Königshaus der Wittelsbacher wieder an die Macht zu bringen; nach 1945 lebten diese Pläne – verbunden mit Plänen der westlichen Alliierten zur Zersplitterung Deutschlands – zeitweilig wieder auf, um den ehemaligen Kronprinzen Rupprecht von Bayern (1869–1955) als König einzusetzen; dies blieb erfolglos, doch gestattete die bayerische Staatsregierung 1955, den verstorbenen Prinzen in München mit allem königlichem Pomp zu beerdigen.

⁸² Zur Schwächung des besiegten Deutschland und zur Stärkung des zum „Frontstaat“ zwischen Ost und West gewordenen Österreich wurde um 1945 von den westlichen Alliierten eine österreichisch-süddeutsche „Donauföderation“ erwogen; Monarchisten in Österreich und Bayern verbanden damit die Hoffnung, die 1918 gestürzten Dynastien beider Länder wieder zur Herrschaft zu bringen.

⁸³ Im Zweiten Weltkrieg verfolgte Großbritannien Föderationspläne für den Donaauraum (Süddeutschland, Österreich, Ungarn), scheiterte damit jedoch am Widerspruch der UdSSR und der USA; nach 1945 spielte die Debatte um die Donauföderation bis 1949 im Nachkriegsbayern nochmals eine Rolle – und zwar zwecks Diffamierung angeblicher separatistischer Politiker, zu denen in der Presse auch Alois Hundhammer gerechnet wurde; Belege für solche Unterstellungen fanden sich offenbar nicht; vgl. http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44480 (27. 11. 2006), sowie Peter Jakob Kock, Bayerns Weg in die Bundesrepublik, München 1988; der 1944 von Hitler in Bayern internierte bisherige ungarische Staatschef (und Hitler-Verbündete) Horthy war dort 1945 von den US-Amerikanern als Gefangener übernommen worden, bevor er 1949 freigelassen wurde und nach Portugal ausreiste.

⁸⁴ Die „Wirtschaftliche Aufbau-Vereinigung“ (WAV) war eine 1946–50 im bayerischen Landtag und 1949–53 auch im Bundestag vertretene Mittelstands-Partei unter Führung des schil-

Innenminister zu werden, nachdem er seine Pflicht als Schwarze Eminenz des Kulturlebens getan hat. Gewisse Kreise in Bayern, zu denen auch die Amerikaner gehören, haben sich bis in den Sommer darüber entrüstet, daß in Bayern der Innenminister mit dem Rosenkranz, der Kultusminister aber mit dem Dreschflegel regiert. Ankermüller, der jetzige bayrische Innenminister, hat sich dann auch beeilt, als erster deutscher Innenminister die Adenauerschen Terrormaßnahmen vom September dieses Jahres⁸⁵ anzuerkennen, aber er gilt doch als zu schwach, um das autoritäre und repräsentative Regierungssystem durchzudrücken, das nach Ansicht der CSU in der kommenden Zeit notwendig ist, um die unsicheren Zeiten heil zu überstehen. Hundhammer bringt hier ungleich bessere Voraussetzungen mit, nämlich Fanatismus und Verschlagenheit. Die Amerikaner haben ihm darum längst seine starre Haltung in kulturellen Fragen verziehen. Er ist der starke Mann für sie, der den faschistischen Staat im Sinne des Dollfußregimes⁸⁶ durchsetzen kann, den sie benötigen, um möglichst ungeschoren die Massen in ihren amerikanischen Krieg treiben zu können. Die Vorarbeit ist mit dem Betätigungsverbot der fortschrittlichen Organisationen bereits geleistet worden. In der kommenden Periode gilt es die Arbeiterschaft insgesamt niederzuhalten. Dazu ist Hundhammer zweifelsohne gewillt. Er ist damit zu einer [der] Schlüsselfiguren auf dem Schachbrett der westlichen Imperialisten geworden. Wer ihn wählt, indem er die CSU wählt, wählt eine Steigerung der geistigen Unfreiheit, wählt den Knüppel, mit dem ihm aufs Maul gehauen wird, wenn er sich gegen Abbau des Lebensstandards wehrt, wählt letztlich seinen eigenen Henker, da Hundhammer wie die gesamte CSU die Remilitarisierung unterstützt. Soll einem solchen Mann vier Jahre lang Gelegenheit gegeben werden, seine unheilvollen, auf Unterdrückung, Terrorisierung und Vernichtung abzielenden Pläne zu verwirklichen? Niemals! Für die CSU, für Hundhammer und seine Freunde keine einzige Stimme!⁸⁷

lernden Alfred Loritz (1902–1979); vgl. Hans Woller, Die Loritz-Partei. Geschichte, Struktur und Politik der Wirtschaftlichen Aufbau-Vereinigung (WAV) 1945–1955, Stuttgart 1982.

⁸⁵ Die Bundesregierung hatte am 19. September 1950 einen Beschluß über „Politische Betätigung von Angehörigen des Öffentlichen Dienstes gegen die demokratische Grundordnung“ gefaßt, der die Entlassung von Bundesbeamten oder -bediensteten verfügte, welche in der KPD oder zehn als nahestehend definierten Organisationen Mitglied waren oder zwei neofaschistischen Organisationen angehörten.

⁸⁶ Die „austrofaschistische“, an Italien und nicht am deutschen NS-Regime angelehnte Diktatur des österreichischen Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß (1892–1934), der 1932 noch demokratisch an die Macht kam, 1933 jedoch Österreich aus einer Republik in einen konservativ-autoritären „Ständestaat“ umwandelte, im Februar 1934 die Sozialdemokratie in einem kurzen, aber blutigen Bürgerkrieg zerschlug, um seinerseits im Juli 1934 bei einem nationalsozialistischen Putschversuch ermordet zu werden.

⁸⁷ Datierungshinweise für den Text bieten die Erwähnungen des „Radikalenerlasses“ der Bundesregierung vom September 1950, der vierjährigen (1947 begonnenen) Amtszeit Hundhammers als bayerischer Kultusminister und dem Kontext der bevorstehenden bayerischen Landtagswahlen vom November 1950; die wahlkampfbezogene Schluß-Rhetorik legt eine Datierung auf die letzten Wochen vor der Wahl vom 26. November 1950 nahe.

Dokument 13: Tagebuch im Februar (1952)

Ernst Schumacher, „Tagebuch im Februar“, Januar/Februar 1952.

(Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 43;

Teilveröffentlichung: „Tagebuch im Februar“, in: Aufbau. Berlin 9.1953, Heft 9)

30. Januar 1952 – kein besonderer Tag. Daß du am Abend zum Salvatorkeller⁸⁸ gehst, um die Sozialdemokratin Lilly Wächter über ihre Erlebnisse in Korea sprechen zu hören, gehört zu deinen Pflichten. Unter dir siehst du München liegen, Lichter zum Winterhimmel werfend, die vielen Kuppeln und Türme in den scharfen Nordwestwind streckend. Auf der anderen Straßenseite siehst du dann einen uniformierten Polizisten mit drei Zivilisten gehen. In den letzteren erkennst du Beamte von K⁸⁹ 7 des Münchner Polizeipräsidiums, der politischen Abteilung. Unter ihnen befindet sich Herr B.⁹⁰ Eine Zigarette im Mund, die Hände in seinem verschossenen Mantel, trottet er dahin wie ein altes Maultier, das „seine Pflicht tut“. Zwölf Stunden später, bei der Durchsuchung des Parteihauses der KPD werden er und seine Kollegen genau diesen Ausdruck gebrauchen, ihre Unschuld betuernd. Er und seine Kollegen werden sogar einen Schritt weiter gehen und von den „Unteren“ reden, die da eines Tages gehängt werden, während die „Oberen“ wieder einmal davonkommen. Nur, daß eben Alex, der Portier, zu ihnen daraufhin mit großer Geste sagen wird: „Sorgts eich nur net um die Großn ...“

Vorläufig aber gehen sie, die Kriminaler auf der einen, du auf der anderen Seite der Hochstraße zum Salvatorkeller. Sie wissen bereits, was du erst erfährst, daß nämlich die Versammlung verboten ist. Der Grund? Das einberufende „Komitee zur Verteidigung der demokratischen Rechte und Freiheiten“ gilt beim Innenministerium, folglich auch beim Münchner Polizeipräsidium, als „Tarnorganisation der KPD“, der die Abhaltung öffentlicher Versammlungen untersagt ist. Vor dem Bierkeller stehen Hunderte von Menschen und einige Polizisten. Eine Frau vom Demokratischen Frauenbund⁹¹ hält mitten unter den Menschen eine kurze Protestrede. Die Menge hebt die Hände, als sie von der Rednerin befragt wird, ob sie gegen die Unterdrückung der Meinungsfreiheit, die Remilitarisierung und für die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands sei. Als ein Lautsprecherwagen der Polizei daraufhin die Versammelten auffordert, sich zu zerstreuen, strömen die Menschen langsam davon. Viele von ihnen schimpfen. Andere diskutieren mit den Polizisten. Diese zucken mit der Achsel. Sie wissen von nichts, tun nur ihre Pflicht. Plötzlich fahren Wagen des Überfallkommandos vor. Die aus ihnen springenden Polizi-

⁸⁸ Bekannter Bierkeller und Veranstaltungsort in München.

⁸⁹ Amtsinterne Abkürzung für „Kommissariat“.

⁹⁰ Vom Bearbeiter anonymisiert.

⁹¹ 1947 gegründete SED-kontrollierte Massenorganisation der SBZ/DDR, bis 1956 auch in Westdeutschland aktiv.

sten gehen sofort gegen die sich zerstreuen Menschen mit Gummiknüppeln vor. Etliche Versammlungsteilnehmer verwahren sich dagegen, pochen auf ihre Rechte als Staatsbürger. Sie haben wenig Erfolg, werden abgedrängt, weitergestoßen, erhalten Fußtritte und Hiebe mit den Gummiknüppeln. Einige Freunde der Sozialdemokratischen Aktion⁹² rufen den Beamten zu: „Ihr habt wohl Angst, daß Lilly Wächter die Wahrheit sagt, was aus Deutschland wird, wenn es so geht wie in Korea.“ Der Lautsprecherwagen übertönt sie: „Sie werden zum letzten Mal aufgefordert, sich zu zerstreuen. Machen sie die Straße frei!“

Du siehst dir das an, schlenderst mit einem Bekannten die Hochstraße zurück in Richtung Franziskanerkeller. Dabei werdet ihr von zwei Lastautos überholt. Auf ihnen sitzen Einsatzpolizisten, die Stahlhelm und Karabiner tragen. Die Autos halten vor der Gebtsattelbrücke. Du überholst sie, triffst vor dem Franziskanerkeller einige Freunde, bist unschlüssig, ob du vom Franziskanerkeller oder vom Hauptpostamt aus telefonieren sollst, wartest schließlich noch, ob nicht doch noch eine improvisierte Protestversammlung zustande kommt, und dann hörst du plötzlich die Sirenen heulen, siehst, wie von der Gebtsattelbrücke her die Einsatzpolizisten im dichten Kordon mit vorgehaltenem Karabiner die Straße zu „säubern“ beginnen. Die Menschen rufen pfui und protestieren. Ehe du dich versiehst, bist du in der Masse, die in Richtung Rosenheimerberg gestoßen und gedrängt wird. Mit einigen anderen schlüpfst du daraufhin durch eine Türe und läßt dich von der lärmenden Menge und den Einsatzpolizisten überrollen. Als du sie weit genug entfernt wähnst, trittst du wieder auf die Straße und wirst Zeuge, wie zwei Einsatzpolizisten eine Gruppe von drei Männern und zwei Frauen den Gehsteig zur Gasteighöhe hinunterzudrängen versuchen. Ein junger Mann aus der Gruppe verwahrt sich: „Höhö, laßtts eich nur Zeit, mir genga scho so a“. Daraufhin stürzen sich die beiden Einsatzpolizisten sofort auf ihn, packen ihn bei den Armen, bei den Haaren, beim Rock, zerren ihn auf die Straße, treten den sich Sträubenden mit ihren Stiefeln und schlagen schließlich ohne ersichtlichen Grund mit dem Gewehrkolben auf ihn ein, nachdem sie ihm einen ersten Stoß auf das Geschlechtsteil gegeben haben.

So ist das also. Du siehst das vielleicht zum sechsten, siebten Mal in deinem Leben. Du fragst dich: Warum drehen sie ihm nicht einfach die Hände auf den Rücken, wenn sie ihm schon etwas wollen. Überhaupt, warum fordern sie ihn nicht einmal auf mitzukommen, erklären ihm, er sei festgenommen. Warum schlagen sie einfach mit den Gewehrkolben auf ihn ein? Zum sechsten-, zum siebtenmal in deinem Leben, wie gesagt ... Plötzlich stehst du bei den beiden Polizisten, forderst den Schläger auf, dir seinen Namen und seine Nummer⁹³

⁹² Eine auf Zusammenarbeit zwischen SPD und KPD zielende Organisation, der 1952 die Führung des Attributs „sozialdemokratisch“ auf Antrag der SPD untersagt wurde, seither bis zum Verbot 1956 „Sozialistische Aktion“.

⁹³ Nummer des polizeilichen Dienstaussweises.

zu sagen, weil du gegen ihn Strafanzeige wegen Übergriff im Amt stellen willst. Du wiederholst deine Aufforderung, als die verstärkt auf den Jungen einschlagen. Dann stürzen sie sich plötzlich auf dich, andere kommen von hinten dazu, du wirst von ihnen auf den Gehsteig gestoßen, fühlst, wie auf dich eingeschlagen wird, kriegst plötzlich von hinten einen Karabinerkolben auf den rechten Schädel geschlagen, sinkst zusammen, bleibst liegen.

Wieder zu dir kommend, siehst du den Rücken eines Polizisten, der das in der Nähe stehende Lastauto zu bewachen scheint, denkst nach, warum du am Boden liegst, erhebst dich langsam, machst ein paar Schritte, streifst den Schnee vom Mantel und fühlst dann überraschend, wie unter deinem Hut das Blut hervorquillt. Du nimmst ihn ab, erschrickst über die Heftigkeit des Blutstroms, bemühst dich, deinen Kopf so zu halten, daß die Kleider nicht beschmutzt werden, merkst, wie vergeblich dies ist, wendest dich an einen Passanten, daß er dir hilft, erkennst in ihm einen [journalistischen] Berufskollegen, läßt dich von ihm in den Franziskanerkeller führen. Die Menschen starren dich an, die Polizisten tun so, als sähen sie nichts, oder grinsen, Bekannte rufen: „Ernst, was ist los?“, bemühen sich um Hilfe. Du bist auch ein wenig aufgereggt, ersuchst um einen Arzt, verlangst nach einem Handtuch oder nach Binden, um das Blut zu stillen, wirst in den Gastraum geführt, auf eine Bank gelegt, kriegst Servietten auf die Wunde, ohne daß das Bluten aufhört, bist verwirrt, weißt nicht, wie schlimm es ist, hast einige Sekunden lang in Erinnerung, wie sie dich seinerzeit durch das Weizenfeld schleiften, ebenfalls am Kopf getroffen⁹⁴, rufst erneut nach einem Arzt, drängst schließlich darauf, daß sie dich auf die Straße führen, um von einem Auto in die Klinik gebracht zu werden. Bekannte Gesichter umdrängen dich, möchten dich noch fotografieren lassen. Du schiebst weiter, als der Blitz nicht klappt, siehst noch mit halbem Blick, wie sich die Polizisten auf die Fotografin stürzen, um ihr die Kamera zu entreißen, bist dann in einem Auto, reißt dich zusammen, weil es dir schlecht wird, wirst endlich in das Ambulatorium der Chirurgischen Klinik eingeliefert. Du fluchst über die beschmutzten, blutigen Kleider, sagst zu den Freunden, sie mögen sich des Mantels annehmen und ihn abwaschen, dann kriechst du auf den Operationstisch, siehst die große Lampe über dir, merkst, wie du dich blaß und blutig im Oberlicht spiegelst. Der Pfleger beginnt sich für deine Haare zu interessieren, schneidet sie um die Wunde weg, verfrachtet dich dann auf einen Rollstuhl, um dich zur Röntgenabteilung zu bringen. Die Freunde – es sind in der Zwischenzeit mehrere geworden – lächeln dir zu, versuchen zu beruhigen, du machst einen Witz. Dann fällt es dir sehr schwer, auf dem Röntgenbrett ruhig zu liegen, das Blut bildet eine Lache, du bist etwas verwundert über die Sachlichkeit der Schwester, die dich fragt, ob du die Aufnahme gleich oder erst morgen bezahlen willst. Wieder auf dem Operationstisch wirst du langsam ungeduldig, als sich noch kein Arzt sehen läßt, der Pfleger beruhigt dich, die Aufnahmen müßten erst trocken sein, du begreifst das.

⁹⁴ Reminiszenz an die 1942 erlittene Kriegsverletzung Schumachers in der Sowjetunion.

unterhältst dich etwas mühsam mit deinen Freunden, die um dich herumstehen, schilderst den Fall und läßt dich schließlich mit dem Pfleger in eine Diskussion ein, als dieser sein Mißtrauen gegenüber allem Politischen äußert und den Dritten Weltkrieg für unvermeidlich erklärt. Schließlich wird dir alles gleichgültig, liegst da, bist froh, als schließlich die Ärzte kommen. Es sind junge Kerle deines Alters, der eine füllt einen Annahmeschein aus, läßt sich nochmals den Vorfall schildern. Dann breiten sie dir ein weißes Tuch über das Gesicht, der Pfleger rasiert die Platzwunde aus, du hörst, wie die Ärzte den Freunden erklären, es handle sich um eine fingerlange Wunde, verbunden mit einer Gehirnerschütterung und vielleicht mit einer leichten Fraktur. Dann sagt Hans: „Du, den Kolben kann man ganz schön erkennen“, derweil sich die Ärzte daranmachen, die Blutäderchen abzufangen, nachdem sie dir eine lokale Betäubung gegeben haben.

So ist das also, denkst du dir erneut, erinnerst dich wieder an andere, ähnliche Situationen auf Operationstischen, zuckst zusammen, wenn sie dich zu sehr drücken und zwicken, fühlst, wie ein Dritter mit seinem Finger durch die Wunde fährt, um festzustellen, ob nicht doch ein Schädelbruch dabei sei, verzieht dein Gesicht über den Stichen und dem Jod und bist schließlich froh, als sie dich auf einen Wagen verfrachten und an den Freunden vorbei zum Aufzug rollen, um endlich deine Ruhe zu haben und in ein Bett zu kommen. Beruhigt denkst du daran, daß Hans noch vor Mitternacht mit Berlin gesprochen und den Vorfall mitgeteilt haben wird. Doch dann brummt dir der Schädel, du kriechst in einem größeren Saal in ein Bett, nachdem dich vorher sechs Augenpaare angestarrt und angeblinzelt haben, sinnierst noch nach, warum dich die Schwester neben dem Namen und dem Alter auch noch nach der Religion gefragt hat, stellt empört fest, daß dein Bettnachbar mitten in der Nacht eine Zigarette anzündet und dir genußvoll den Rauch entgegenbläst, hörst mit ganzem Ohr, wie andere in die Flasche pinkeln, wie sie im Schlaf stöhnen, schnarchen, wie die Pfleger umher schlurfen, um die Flaschen in einen Kübel auszu-leeren, weißt dich für die nächste Zeit fest drinnen in dieser Krankenwelt, bist zornig und gleichgültig in einem und recht froh, daß dir die Schwester schließlich zwei Tabletten in die Hand drückt, die dir den Schlaf bringen. *

Die SS war schwarz gekleidet. Die Münchner Einsatzpolizei ist es auch. Ist auch die Gesinnung die gleiche geblieben? Der Journalist berichtet: „Ich stand im Eingang zum Franziskanerkeller. An uns wurden die Menschen vorbeigetrieben. Die Polizisten stoßen mit ihren Karabinern auf sie ein. Plötzlich versucht neben mir ein Mann sich auf die Straße zu stürzen. Er ruft: ‚Halt, halt, das ist er, haltet ihn, das Schwein!‘ Als er nicht durchkommt und von den Polizisten aufgehalten wird, erklärt er aufgeregt den anderen: ‚Der dort, der fünfte unter den schwarzen Banditen da, war bei der SS im KZ Dachau. Er war berüchtigt wegen seiner Brutalität. Jetzt ist er also wieder bei der Polizei und drischt wieder Leute zusammen, wie er es auch in Dachau und vorher bei der SS gemacht hat.‘ Er kann sich nicht beruhigen. All der Haß, den er in den langen Jahren der KZ-Haft angesammelt hat, bricht durch. Der, der ihn jahrelang

mißhandelt, gedemütigt, verfolgt hat, schlägt, stößt, tritt derweil in einer Entfernung erneut auf Menschen ein, wie früher.“

R. erzählt: „Die Flics⁹⁵ haben einen Stahlhelm mit einer Raupe. Den Riemen haben sie unter der Nase. Ehe du dich versiehst, nehmen sie den Helm ab und hauen ihn dir auf den Kopf. Das geht im Handumdrehen. Die Raupe reißt die Kopfhaut ganz schön auseinander. Das haben sie los, die Hunde.“

R. erzählt weiter: „Ein anderer Trick, den die Pariser Polizisten anwenden, ist der: Sie strampeln auf Velos⁹⁶ daher, springen plötzlich ab und werfen die Fahrräder in die Reihen der Demonstranten. Dann hauen sie auf die Vordersten ein, denen die Hinteren nicht zu Hilfe kommen können, weil sie mit den Fahrrädern zu tun haben. Weitere Feinheiten im Dienst sind diese: Blitzschnelles Treten gegen die Schienbeine und richtiggehendes Prügeln der Verhafteten. Das geht alles so rasch, daß du als Deutscher viel zu langsam schaust. Wupp dich, schwupp dich bist du in der Préfecture⁹⁷ und kannst dir deine Knochen zählen. Das machts, sie haben furchtbar Angst vor den französischen Arbeitern. Ehe sie sich selber versehen, haben sie von den Proleten die Schnauze voll. Nach großen Demonstrationen gibt es um die Bäume der Boulevards keine Gitter mehr. Vorsorglich räumt sie daher die Polizei schon weg, wenn sie Demonstrationen erwartet.

B. sagt: „Ich bin am Randstein gestanden, als noch ein paar daherkommen. Der eine macht Anstalten, gegen mich vorzugehen. Glaub mir, ich habe direkt gezittert vor Wut. Früher hab ich mir nichts gedacht, aber jetzt bin ich in solchen Situationen immer fertig mit den Nerven, auch wenn ich mir selber zurede. Ich habe zu ihm bloß gesagt: „Probiers bloß, Bürscherl, und geh noch einen Schritt auf mich zu.“ Ich kann Dir bloß sagen, mir ist es ganz schwarz vor den Augen gewesen. Das ists, wir lassen uns viel zu viel gefallen.“ Er lacht, aber sehr zornig.

X.⁹⁸ sagt: „Wenn die Polizei so daherkommt, fühle ich mich immer an den 1. Mai 1929 in Berlin erinnert⁹⁹. Weiß der Teufel, daß ich das nicht loskriege. Die Leichen nachher auf den Straßen, die uniformierten Banditen, wie sie in die Häuser eindringen, wie sie auf Wehrlose einschlagen, schnell noch einem eins versetzen und so. Das waren schon ausgemachte Schläger. Zörgiebel, dann Weiß und Grzesinski¹⁰⁰, die Severing-Regierung überhaupt haben erst diese Art von Polizei geschaffen. Ich erinnere mich: Sie haben damals so kleine Flitzer gehabt, auf denen acht Kerle gesessen sind. Mit äußerstem Tempo sind sie auf die Leute zugefahren, haben dann, wenn die Leute auseinanderge-

⁹⁵ Umgangssprachliche Bezeichnung für Angehörige der französischen Schutzpolizei.

⁹⁶ Französische Abkürzung für velocipeds, Fahrräder.

⁹⁷ Französische Polizeipräfektur, ein Äquivalent zum deutschen Polizeipräsidium.

⁹⁸ Unleserlich.

⁹⁹ Anspielung auf blutige Zusammenstöße zwischen kommunistischen Demonstranten und der Berliner Polizei 1929, die damals einem SPD-Innenminister und einem SPD-Polizeipräsidenten unterstand.

¹⁰⁰ Im Original fälschlich „Grzsezsinski“.

spritzt sind, wahllos auf sie eingeschlagen und einige herausgegriffen und sind wieder weg. Erst der RFB hat dann seinerseits Methoden entwickelt, um ihnen den Geschmack etwas zu verderben¹⁰¹. Si[cherheits]po[lizei], Schu[tz]-po[lizei], La[ndes]po[lizei], wie sie alle geheißen haben, es war eine Garde. Die SS hat sie nur übernehmen brauchen.“

Y.¹⁰² sagt: „Wenn Du bedenkst, wie hilflos sie noch bis nach dem ersten Weltkrieg waren. Ich erinnere mich noch an eine Demonstration in München. Ich war ein halber Bub, geh neben dem Vater von der Höreth. Der sieht am Randstein einen von den Polizisten stehen, mit Pickelhaube und langem Säbel. Er geht her und haut ihm eine solche runter, daß der nichts besseres zu tun wußte, als sich so rasch wie möglich davon zu machen. Oder wie sie den Gareis ermordet haben, da hat es eine große Demonstration vom Ostfriedhof zur Stadtmitte gegeben¹⁰³. Auf der Ludwigsbrücke sind zwei Panzerautos gestanden, dazu Stacheldrahtverhaue und dahinter Reichswehr¹⁰⁴, bewaffnet bis an die Zähne, mit Stahlhelm und Handgranaten im Gürtel. Was ist geschehen? Die Demonstranten haben sich vor der Absperrung geteilt, sind auf die Gehsteige gewechselt und ehe sich die Soldaten versehen haben, sind sie in die größte Keilerei verwickelt und kriegen Hiebe nach Strich und Faden. Sie konnten sich nicht rühren, wurden in den Drahtverhau gestoßen, die Panzerautos konnten nicht schießen wegen des Durcheinanders, in Nullkommajosef ist die Straße frei und die Demonstranten weitergegangen.“

F. sagt: „Es sind natürlich schon auch andere Kerle gewesen als heute. Damals ist es selbstverständlich gewesen, daß jeder Sozialist mit einem Haggelstock¹⁰⁵ ausgegangen ist. Da hats keinen gegeben, der etwas auf sich gehalten hat, der nicht einen Prügel in der Hand gehabt hätte. 1922 oder 23 ist der Friedrich Ebert einmal nach München gekommen. Die reaktionären Studenten haben Klamauk machen wollen. Vorher war eine Generalversammlung der SPD für ganz München. Wie dann die Studentlein am Marienplatz mit dem Lärmen anfangen wollen, haben sich die Sozis diese Bürschlein aus der Masse herausgeangelt mit dem Haggelstock und sie so verhauen, daß ihnen weitere ‚Demonstrationen‘ vergangen sind. Wenn man bedenkt, daß das dieselben sind, die heute selber Schutz hinter den Visagen der Einsatzpolizisten suchen.“

¹⁰¹ Bezug auf von der KPD-Kampforganisation „Rotfrontkämpferbund“ initiierten Strassenkämpfe, die 1932 zu dessen reichsweitem Verbot führten.

¹⁰² Unleserlich.

¹⁰³ Nach der am 9. Juni 1921 erfolgten Ermordung des Führers der linkssozialistischen USPD-Fraktion im bayerischen Landtag, Karl Gareis, durch Rechtsradikale organisierten USPD, SPD, KPD und Gewerkschaften einen gemeinsamen dreitägigen Protest-Generalstreik in München.

¹⁰⁴ Die Reichswehr war die dem besiegten Deutschland 1919 zugestandene 100 000-Mann-Armee, die 1935 von Hitler unter Bruch des Versailler Vertrags zur „Wehrmacht“ mit allgemeiner Wehrpflicht ausgebaut wurde.

¹⁰⁵ Oder Hackelstock, bayerisch für einen Stock mit geschwungenem Griff.

B. sagt: „Weil Du gerade die Haggelstöcke erwähnst: ich weiß noch wie heute, wie wir einmal in der Steinsdorffstraße ein paar reingelegt haben. Ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlaß, jedenfalls hatte es einen Auflauf mit vielen Leuten gegeben, und da kamen sie dahergeradelt, die Grünen¹⁰⁶. Wir stehen am Straßenrand, warten, bis sie an uns vorbeikeuchen. Dann haben wir blitzschnell unsere Haggelstöcke durch die Speichen gestoßen, daß die samt Ausrüstung im hohen Bogen vom Rad fliegen. Denen ist es vergangen, das nächste Mal wieder mit dem Fahrrad zu kommen. Mein Vater erzählte, daß sie fast jeden zweiten Sonntag aufs Land gezogen sind, vielfach aus purem Übermut. Besonders beliebt waren Prozessionen, um einen Anlaß zu Händeln zu finden. Die Sozis sind auf der Straße dahermarschiert und haben proletarische Lieder gesungen. Die Prozession kam mit Gebeten und Weihrauch daher. Haggelstöcke und Fahnenstangen mußten die gleiche Rolle spielen. Bis die Gendarmen dann dahergewatschelt sind, waren die anderen schon längst wieder fort.“

Z.¹⁰⁷ sagt: „Das ist es eben, die Heutigen haben die ganze moderne Technik für sich. Vor dreißig Jahren konntest Du Parolen anmalen oder Blitzversammlungen abhalten, ohne daß Dich jemand gestört hätte. Bis sich das bei der Polizei herumgesprochen hat, daß in dem oder jenem Stadtteil etwas los war, hat es sich schon nicht mehr gelohnt, überhaupt noch einzugreifen. Heute machen sie mit fünf oder noch mehr Funkstreifenwagen Jagd auf einzelne Plakatkleber oder Parolenmaler. Man muß das ganz klar sehen. Dazu kommt, daß sie insgesamt motorisiert und damit äußerst beweglich sind. Ganz abgesehen von der Bewaffnung. Daraus erklärt sich auch das häufige Zögern der Demonstranten, die Polizei bei ihren Übergriffen zu stellen.“

W. sagt: „Außerdem werden die Schwarzen¹⁰⁸ nach amerikanischen Polizeimethoden ausgebildet. Aus jedem Polizeibezirk sind einige Beamte in die USA geschickt worden, um dort in der ‚Sicherung von Ruhe und Ordnung‘ ausgebildet zu werden. So wie sie in den letzten Einsätzen vorgegangen sind – Keilformation, mehrere starke Gruppen, sofortiges Zuschlagen usw. – das hat Übung verraten. Die gesamten Streifen mit der amerikanischen MP, die Unterstellung der gesamten deutschen Polizei unter amerikanischen Befehl, die Anweisung der Amis an die deutschen Polizeikommandos – das führt natürlich zu einer Verschärfung der Situation.“

Kollege M. sagt: „Ich war Zeuge, wie sie einer schwangeren Frau, der ihr Zustand anzusehen war, mit aller Gewalt einen Stoß vor die Brust und einen Fausthieb ins Gesicht gegeben haben. Dies ist mir eben wegen der Umstände besonders aufgefallen. Rücksichtsloses Zuschlagen mit Gewehrkolben, Stöße auf alle Körperteile, besonders zwischen die Beine, habe ich mehrfach beob-

¹⁰⁶ In dieser Farbe uniformierte Beamte der Schutzpolizei.

¹⁰⁷ Unleserlich.

¹⁰⁸ Umgangssprachlich für die Einsatzpolizei unter Bezug auf deren oben erwähnte Uniformfarbe.

achtet. Als ich einen der führenden Beamten deswegen ansprach, erklärte er mir: ‚Gehen Sie dahin, da können Sie noch ganz anderes sehen.‘ Er wies dabei grinsend auf einen Haufen von Menschen, gegen den die Einsatzpolizisten in rauen Mengen vorgingen und einschlugen.“

Frau O. sagt: „Ich habe es nicht glauben wollen. Aber ich sehe ja mit eigenen Augen, wie Sie hier liegen. Erzählt hat es mir eine Frau, die bei Siemens arbeitet. Sie hat es wiederum von einem Betriebsrat erfahren. Die Frau hat sich nicht verwundert gezeigt. Sie war mit einem Bereitschaftspolizisten verheiratet, der in Fürstenfeldbruck stationiert war. Der Kerl hat heute noch Wertgegenstände versteckt, die er 1938 in der Kristallnacht¹⁰⁹ als Mitglied der SS den Juden abgenommen hat. Ab und zu, wenn er Geld braucht, versetzt er ein Stück davon. Nach 1945 war er bei der Industriepolizei der Amerikaner. Dann ist er in die Bereitschaftspolizei übernommen worden. Heute ist er in München stationiert. Wissen Sie, was mir die Frau noch von ihm erzählt hat, will ich lieber nicht wiederholen. Sie ist froh, daß sie endlich geschieden ist.“

K. sagt. „Eine ernste Schwäche der wirklichen Demokraten ist ihre Unorganisiertheit. Warum sind die Polizisten so radikal? Weil sie keine Angst zu haben brauchen, selber eins abzukriegen. Schön und gut, der parlamentarisch-politische Kampf, aber er reicht nicht aus. So hilflos ist das deutsche Proletariat, sind die Friedliebenden noch nie der Polizei ausgeliefert gewesen wie nach 1945. Es ist doch klar: Vorsichtig werden die Burschen erst, wenn sie selbst die Gefahr laufen, eins über den Schädel zu bekommen. Alle schönen Redensarten helfen nichts. Warum sollen sich heute nicht auch wieder Gruppen von vier, fünf Kerlen zusammenfinden, die die Banditen zersplittern, sich einige herausangeln und sie so bearbeiten, daß ihnen ein zweitesmal die Lust vergeht, auf friedliche Bürger einzuschlagen? Gegen Demokraten helfen nur Soldaten¹¹⁰ – ob das ein preußischer König gesprochen hat und sozialdemokratische Innenminister danach handeln – es kommt auf dasselbe hinaus. Warum sind wir unfähig, den Spruch umzudrehen? Die Nazis haben es doch wirklich fertig gebracht, uns den Mumm aus den Knochen zu nehmen. Klar, viele haben sie umgebracht. Die anderen sind heute alt und grau und krank. Die Jugend weiß von all dem sehr wenig. Niemand bringt ihr bei, wie man sich Respekt verschaffen kann. Das sind ernste Schwächen.“

S. sagt. „Wenn ich daran denke, wie es nach 1918 war – die wußten, woran sie waren, wenn sie es mit uns zu tun hatten. Ich glaub, nach dem Rathenau-Mord¹¹¹ ist es gewesen, als wir gegen den auflebenden Faschismus, die ganzen reaktionären Bestrebungen in Bayern protestierten. Am Promenadeplatz ha-

¹⁰⁹ Die verharmlosend so genannte „Reichskristallnacht“ vom 9./10. 11. 1938, ein von der NS-Regierung organisierter antijüdischer Pogrom in ganz Deutschland, wird heute meist als „Reichspogromnacht“ bezeichnet.

¹¹⁰ Antidemokratische Parole der konservativen Reaktion in der deutschen Revolution von 1848/49.

¹¹¹ Die Ermordung des damaligen Reichsaußenministers Walter Rathenau 1921 durch rechtsradikale Terroristen.

ben sie uns von allen Seiten gefangen. Dann gings los. Zum Schluß waren wir eine Gruppe von dreißig, vierzig Burschen und Mädchen, um die rote Fahne. Die Berittene¹¹² ist auf uns los, hat eingeschlagen, niedergetrampelt. Schließlich ist uns nicht anderes übriggeblieben, als die Fahne herunterzureißen. Der Gestettnerin¹¹³ haben wir sie unter die Bluse geschoben, dann aus dem Karree hinausgelotst. Dann gings weiter auf Biegen und Brechen. Einige haben sie erwischt. Die anderen sind trotz der Absperrungen davongekommen. Von den Polizisten blieben einige auf der Strecke. So einfach sind sie mit uns nicht umgesprungen, wie sie es heute tun.“

U. sagt: „Weißt Du noch, wie sie die neue Einsatzpolizei zum erstenmal vorgeführt haben? Das war nach der Protestversammlung der Gewerkschaften in der Großküche gegen die Freisprüche der Gestapobeamten Schäfer und Lebküchner, die nachweisbar an der Ermordung von Dutzenden russischer Kriegsgefangener und Zivilarbeiter und an hunderten von Quälereien beteiligt waren¹¹⁴. Als sich nach Schluß der Versammlung ein Demonstrationzug bilden wollte, standen die schwarzgekleideten Banditen schon bereit und gingen gleich mit Karabinern auf die Gewerkschaftler los. Du erinnerst Dich noch der daraufhin entstandenen Schlägerei in der Rosenheimerstraße und wie die mutigen Demonstranten schließlich doch noch einen Zug bis zum Rosenheimerplatz bildeten? Aber war das nicht mehr als bezeichnend, daß diese Neuauflage der SS ausgerechnet dann präsentiert wurde, als sich das arbeitende München versammelte, um gegen die Nichtbestrafung notorischer Gestapoverbrecher zu protestieren? Von der fragwürdigen Rolle, die die rechten Gewerkschaftsführer wie Wönnner in diesem Zusammenhang gespielt haben, will ich nicht reden. Schließlich sind es ja die gewesen, die die Polizei angefordert, zumindestens aufmerksam gemacht haben.“ [...]

X.¹¹⁵ sagt: „Ist nur ein Trost, daß es drüben¹¹⁶ endlich eine andere Art von Polizei¹¹⁷ gibt. Wie wir zu den Weltfestspielen¹¹⁸ wollten, wurden wir dreimal

¹¹² Bereitschaftspolizei zu Pferde.

¹¹³ Süddeutsch für eine Frau Gestettner.

¹¹⁴ Gegen den früheren Münchner Gestapo-Chef und SS-Obersturmbannführer Dr. Oswald Schäfer und seinen Mitarbeiter Dr. Richard Lebküchner wurde 1950 ein Strafverfahren beim Landgericht München I wegen Beihilfe zum Totschlag durchgeführt, das nach Freispruch im Revisionsverfahren bis vor den Bundesgerichtshof ging; im Münchner Verfahren gaben prominente Persönlichkeiten, darunter der französische Botschafter Francois-Poncet, der Münchner Oberbürgermeister Scharnagl und sogar der Vater der 1943 hingerichteten Geschwister Hans und Sophie Scholl, eidesstattliche Erklärungen zugunsten des Schreibtäters Schäfer ab: <http://www.questotrentino.it/forum/leggi.asp?idmess=458> (29. 11. 2006) und <http://www.rewi.hu-berlin.de/online/fhi/articles/9801heusler.htm> (29. 11. 2006).

¹¹⁵ Unleserlich.

¹¹⁶ In der DDR.

¹¹⁷ Die „Deutsche Volkspolizei“ der DDR.

¹¹⁸ Die im August 1951 in Ost-Berlin veranstalteten „III. Weltfestspiele der Jugend“, eine internationale Massenveranstaltung kommunistischer Jugendgruppen mit rund 2 Millionen Teilnehmern.

an der bayerischen-thüringischen Grenze geschnappt. Ich muß sagen, daß die gewöhnliche bayerische Grenzpolizei mit uns anständig umgegangen ist. Einige von ihnen haben immer wieder betont, sie wollten mit der Sache nichts zu tun haben, ihretwegen könne die Jugend ruhig über die Grenze gehen, und es gibt ja auch Fälle, wo sie tatsächlich Jugendfreunde laufen ließen, wenn es sicher war, daß keine Bundesgrenzschutz- und Bereitschaftspolizisten in der Nähe waren. Mit der Bu[ndes]po[lizei] und Be[reitschafts]po[lizei] haben wir dagegen schlechte Erfahrungen gemacht. Das waren lauter aufgehetzte Kerle oder alte SS-Brüder. Ich weiß nicht, ob einer von Euch dabei war, wie wir das erste Mal zu einigen Hunderten bei Tettau durchbrechen wollten. Wir sind in einem langen Zug marschiert, als sie uns von hinten und von vorn einkreisten. Ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht haben sie alles niederzuknüppeln versucht. Und dann, wie wir uns das nicht gefallen lassen, fangen sie zu schießen an. Ich habe mit eigenen Augen eine junge Frau gesehen, der sie in den Bauch geschossen haben. Und dann die Hunde, mein Gott, hab ich eine Angst vor diesen Viechern gehabt, nachdem mich seinerzeit einmal so eine Dogge umgeworfen und ihre Füße auf mich gesetzt hat, bis der gekommen ist, dem sie gehört hat. [...] Aber das wollte ich nicht erzählen. Ich habe doch erwähnt, daß wir dreimal gefangen und zurückgebracht wurden. Das vierte Mal haben es meine Tochter und ich zusammen mit ungefähr 20 anderen über die bayerisch-tschechische Grenze bei Rehau versucht. Dort in der Gegend sind wir dann auf hunderte andere gestoßen. Es war sehr schlechtes Wetter. Stundenlang sind wir auf dem nassen Feld im Gras gelegen, bis es Nacht geworden ist. Es ist wirklich scheußlich gewesen, aber das, was gefolgt ist, war noch schlimmer. Wir machen uns auf den Weg, wir Frauen ungefähr in der Mitte der langen Kolonne, immer querfeldein und dann durch Wälder, die gar nicht haben ausgehen wollen. Wir haben keine drei Schritte gesehen und gewannen allmählich den Eindruck, daß sich der Lotse selber nicht auskennt. Von links hören wir dann plötzlich schießen und sehen Leuchtkugeln hochgehen. Die älteren Frauen, die nicht mehr so gut beisammen waren, haben es offen mit der Angst zu tun gekriegt und wollten nicht mehr weiter. Niemand weiß richtig Bescheid, dann geht es plötzlich wieder weiter und dann heißt es auf einmal: Jetzt sind es noch einige hundert Meter bis zur Grenze, wir müssen schauen, daß wir so rasch wie möglich hinüberkommen. Von vorn kommt die Anweisung, dicht aufzurücken und möglichst geschlossen im Eilschritt durchzubrechen. Wir waren schon alle patschnaß, die Strümpfe zerrissen, einige haben dies und das verloren gehabt. Den meisten hats Herz bis zum Hals geklopft, aber zurück wollte auch niemand. Wie dann links das Schießen wieder losgegangen ist, haben wir uns gesagt, jetzt ist es schon gleich, also los und eilen, so rasch wie möglich auf die Grenze zu. Ich weiß nicht mehr, wie alles plötzlich gekommen ist. Jedenfalls müssen deutsche Grenzer etwas gemerkt haben und lassen ihre Hunde los. Wir hören sie bellen, dann hören wir im Laufen auch Schüsse von rechts hinten. Ich klammere mich an meine Tochter fest und ha-ste mit den anderen querfeldein. Plötzlich flattern vor uns Leuchtkugeln hoch,

man hört etwas schreien und dann knattert es auch vor uns. Wir hören Kugeln pfeifen, kennen uns überhaupt nicht mehr aus und rennen ganz einfach darauf los. [...] Ich weiß nicht, habe ich mich mehr an meine Tochter oder sie sich an mich geklammert. Dann ist plötzlich das Unglück passiert, meine Tochter heult auf: ‚Mama, mich hats erwischt‘ und bricht zusammen. Ich rufe um Hilfe, ein paar Jugendfreunde fassen Margot unter, schleppen sie in der Richtung weiter, von wo die Rufe kommen: ‚Freunde, hierher!‘

Um es kurz zu machen: die tschechischen Grenzer hatten keine Ahnung, daß wir an dieser Stelle die Grenze überschreiten. Wir sollten viel weiter unten rüber. Entweder haben sich die Lotsen getäuscht oder uns bewußt an die falsche Stelle geführt. Saboteure und Agenten haben ja die Weltfestspiele in verstärktem Maß benützt, sich in die Tschechoslowakei einzuschmuggeln, außerdem provozierte der Bundesgrenzschutz zusammen mit der Bereitschaftspolizei wiederholt die Volkspolizei und den tschechischen Grenzschutz, um sie zu verwirren und Unruhe zu stiften. Wie die tschechischen Grenzer merkten, daß es sich bei uns um Teilnehmer der Weltfestspiele handelte, warfen sie ihre Gewehre weg, umarmten die deutschen Jugendfreunde, entschuldigten sich, riefen immer wieder: ‚Frieden‘ und ‚Freundschaft‘. Als sie hörten, daß sie zwei Jugendfreunde¹¹⁹ angeschossen hatten, waren sie nicht mehr zu trösten. Es ist selbstverständlich, daß sie alles taten, um meiner Tochter und dem anderen verwundeten Jugendfreund einen Notverband anzulegen und einen Arzt mobil zu machen. Ich war selber besorgt um meine Tochter, denn der Querschläger hatte sie offensichtlich am Rückenmark gestreift, so daß sie sich kaum bewegen konnte. Während ich noch weinte – wir waren in der Zwischenzeit in eine Grenzhütte gebracht worden – erschien eine Delegation des zuständigen tschechischen Grenzkommandos, um mich zu sprechen. Ich ließ sie hereinkommen. Es waren fünf junge Männer. Einer von ihnen, der Deutsch konnte, ersuchte mich in Namen aller seiner Kameraden um Entschuldigung für das Unglück und bat mich, dies auch meiner Tochter mitzuteilen, wenn sie wieder aufnahmefähig sei. Im übrigen hätten sie sich verpflichtet, die Patenschaft über meine Tochter bis zu ihrer Wiederherstellung zu übernehmen. Allen fünfen standen die Tränen in den Augen. Sie ließen mir noch ein paarmal versichern, daß sie alles tun würden, um den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Besonders ging es ihnen darum, uns immer wieder zu beteuern, sie hätten die gleichen Ziele wie wir, nämlich Frieden und nochmals Frieden, vor allem aber Verständigung mit der deutschen Jugend. Um es kurz zu machen, meine Tochter wurde im besten Prager Krankenhaus untergebracht. Die Tschechoslowakische Republik¹²⁰ bot mir an, bis zur völligen Wiederher-

¹¹⁹ Offizielle Anrede unter FDJ-Mitgliedern.

¹²⁰ Die erstmals zwischen 1918 und 1938/39 bestehende und 1945 wiederbegründete „Tschechoslowakische Republik“ (ČSR) behielt diesen Namen auch nach der vollständigen kommunistischen Machtübernahme von 1948 bis 1960 bei, bevor der Staat (bis 1989) in „Tschechoslowakische Sozialistische Republik“ (ČSSR) umbenannt wurde.

stellung der Gesundheit meiner Tochter ihr Gast zu sein. Ich konnte dieses Angebot aber nicht annehmen, weil ich wieder nach Hause mußte, um für meinen Buben zu sorgen. Ich weiß meine Tochter auch so in den besten Händen. Die Grenzer haben ihr Wort gehalten. Es vergeht nicht eine Woche, wo nicht einer von ihnen bei ihr vorspricht und ihr Geschenke überbringt. Trotzdem die Verwundung meiner Tochter ernst ist – sie ist zum Teil noch immer gelähmt – weiß ich, daß sie ohne Bitterkeit an den Abschnitt ihres Lebens zurückdenken wird. Schuld sind ja nicht die tschechoslowakischen Jugendfreunde, die an der Grenze ihres Vaterlandes ihre Pflicht tun, sondern die Regierung Adenauer, ihr Innenminister Lehr, der der Jugend die Interzonenpässe¹²¹ verweigert, der die Polizei auf sie gehetzt, der uns gezwungen hat, bei Nacht und Nebel über die Grenze zu gehen, um unsere Freunde aus aller Welt zu treffen.“

Ich denke an eine Oktobernacht: Wir sind zu einer Besprechung nach Berlin eingeladen. Ich reiche einen Antrag auf Ausstellung eines Interzonenpases ein. Nach zwei Tagen wird mir im Polizeipräsidium erklärt, daß mein Antrag abgelehnt sei. Der Beamte beruft sich auf einige Verfügungen des bayerischen Innenministeriums, teilt mir mit, daß ich gegen die Verweigerung Einspruch erheben könne. Dann bemerkt er entschuldigend, es sei bestimmt nicht ihre, der Angestellten und Beamten des Münchner Polizeipräsidiiums Schuld, daß mir der Interzonenpaß nicht ausgestellt würde. Ich will wissen, wessen Schuld dann. Er sagt: „Sie wissen doch so gut wie ich, daß der Interzonenpaß von den Amerikanern unterschrieben werden muß.“ Ich will wissen: „Kommt er aber überhaupt bis zu denen oder werden die Böcke und die Schafe schon von den Deutschen aus dem berühmten Katalog der Schwarzen Listen herausgesucht?“ Der Beamte beteuert, sie seien daran nicht beteiligt. Dann ausbrechend: „Ja glauben Sie, daß es mir nicht gleichgültig ist, wer wohin fährt, ob sie Amerikaner, ob sie Russen oder wie auch immer heißen, sie sollten doch endlich ihren Kram einpacken, sollen doch endlich Deutschland verlassen! Was brauchen wir sie hier? Glauben Sie mir, ich werde jeden Tag von so und so vielen Leuten persönlich angegriffen, die glauben, es sei meine Schuld, wenn sie keinen Interzonenpaß erhalten.“ Ich unterbreche ihn: „Ja, schön, Sie sind nicht schuld, aber schuldig ist jeder, der nicht überall, zu jeder Zeit, an jedem Ort mithilft, klar zu machen, daß nur ein einheitliches Deutschland ein Deutschland ist, in dem es sich zu leben lohnt, daß wir ein Deutschland brauchen, das frei ist von Besatzungstruppen. Sie sagen das mir, aber sagen Sie es auch all den anderen, auch Ihren Freunden und Bekannten?“ Der Beamte oder Angestellte schaut mich an, lächelt: „Sie können sich darauf verlassen!“ Freunde trifft man überall...

Wenn nicht mit, dann also ohne Interzonenpaß. Die Züge rollen. Draußen ist Herbst in leuchtenden, aber auch schon müden Farben. Der Himmel wird

¹²¹ Reisepaß, der ab 1945 zur Überschreitung der Grenzen der alliierten Besatzungszonen in Deutschland berechnigte.

dunkler nach Norden, weniger weiß als im Süden. Meine Kollegen sind schon weg. Auch den nächsten Treff halten sie nicht ein. Es wird Abend, als ich in E. ankomme. Die Gegend ist mir fremd. Ich gehe durch die Straßen des Städtchens, erkundige mich vorsichtig bei einem herumstehenden älteren Mann, wie weit die Zonengrenze entfernt sei. Er schaut mich an, mißtraut mir offensichtlich und sagt dann bewußt gleichgültig: „Acht Kilometer, dort drüben, sehen Sie, da ist schon Thüringen.“ „Schon“!

Der andere tastet ab: „Wollen Sie rüber?“ Wir schlendern zur Stadtmitte. Ich überlege hin und her. Soll ich mich nach Genossen erkundigen? In F. erfuhr ich, daß es hier kein Büro gibt. Soll ich mich also dem Kerl anvertrauen? Schließlich antworte ich mit ja. Der Mann drückt herum, läßt dann durchblicken, daß er jemand kenne, der vielleicht einen Weg wisse, bittet mich, ein paar Minuten zu warten, verschwindet in einem Kiosk. [...] Was tun? Ich entschlief mich weiterzugehen, verlangsame meinen Schritt, als ich hinter mir jemand gehen höre. Der Auftauchende ist wie ein Arbeiter gekleidet, raucht eine Pfeife. Ich spreche ihn an und gehe gleich aufs ganze. In ein paar Minuten sind wir einig. Er ist ein Arbeitsloser aus dem Dorf an der Grenze, kennt Weg und Steg, ist sozusagen Fachmann. Er hat nur ein Bedenken: ob ich Schmuggelware habe. Ich kann es guten Gewissens verneinen. Wir vereinbaren, daß ich für Grenzer, die uns anhalten, sein Neffe bin, der zufällig in dieser Gegend zu tun hat und seine Verwandten kurz besucht. Die Straße ist staubig, wird es noch mehr, wo sie die Hügel hochklimmt. Damit ich nicht auffalle, steckt mein Begleiter meine Mappe in seinen Rucksack. Ich muß ihm derweil die Schwarzwurst und den Pressack halten, die er von seinem Stempelgeld eingekauft hat. [...]

Der Mann erweist sich als kundiger Führer. Wir tauchen gleich wieder im Gebüsch unter. Das Mondlicht wirft solche Schatten und läßt die ganze Gegend derartig flimmern, daß es schwierig sein dürfte, uns auszumachen. Dann sind wir am Ostabfall des Höhenzuges. Der Mann erläutert mir: „Da, diesen Weg hinunter geht es nach K. Sie können das Dorf nicht verfehlen.“ Ich entlohne ihn, lasse mir meine Mappe geben. Dann gehe ich vorsichtig den Hohlweg hinunter. Er ist sehr steil, fast so wie in meiner Heimat die Ziehwege für das Holz. Manchmal bringe ich Steine ins Rollen, muß mich an Zweigen festhalten. Und dann liegen die Häuser von K. vor mir. Dann liegt das herrliche Thüringen vor mir, seine Höhen, seine Täler. Es ist eine einmalige Nacht. Der Himmel hat nur am Rande Sterne, so stark gleißt der Mond. Die Äcker riechen nach Kartoffeln. In den Häusern, die sich an dem Hang hinziehen, ist nur noch vereinzelt Licht. Ein Hund schlägt an. Mir fällt auf, wie eng die Häuser aneinandergebaut, wie die Höfe gegen die Straße hin mit hohen Zäunen abgeriegelt sind, wie winkelig, aber auch traulich das ganze ist. Kennen wir Deutschland, das wir unsere Heimat nennen? Seine verschiedenartigen Landschaften, seine Dörfer, seine Städte, seine Menschen? Vielleicht, doch auf keinen Fall je genug. Das Bekannte hat jedes Mal andere Seiten, das Unbekannte überrascht uns, erfreut uns, läßt uns die herrliche Einmaligkeit dieser Erde.

dieses unseres Lebens aufgehen, lieben, begeistert uns, die Kräfte anzuspannen, daß es auch wirklich unser sei. Herrgott, wann werden in diesem unseren Deutschland endlich die Züge wieder ungehindert von Ost nach West, von West nach Ost, von Süd nach Nord, von Nord nach Süd fahren, wann die Wege frei sein für alle, die dieses Deutschland ihr Vater- und Mutterland nennen, weil an ihm ihr Schweiß hängt, weil ihre Toten in ihm ruhn, weil sie in ihm friedlich und ohne Angst leben und arbeiten wollen, weil sie wünschen, daß es eine freie, sozialistische, menschliche Republik für sie und ihre Kinder sein und bleiben soll? Noch selten haben mich diese Gedanken so heftig bewegt wie in dieser Mondnacht, als ich auf den Straßen Thüringens, über Höhen und Täler dahinschritt, die Häuser von K. hinter mir lassend, die allmählich von den Hügeln und Wäldern aufgesogen werden. Die Straße war sehr staubig, allmählich fiel mich die Müdigkeit an. Ich war froh, nach einigen Kilometern die Häuser der Ortschaft V. zu sehen, wo ich mich bei der Volkspolizei melden wollte. Oben in K. hatte es geheißen, es gebe bei ihnen nur zwei Volkspolizisten, die auf Streife seien. Das beste sei, wenn ich nach V. gehe; dort gäbe es ein Kommando. Gegen halb elf, nahe den Häusern, von P., einem kleinen Weiler, wurde ich von einem russischen Posten angehalten. Ich wurde von einem Soldaten zur Wache gebracht, wo sich nach einer Viertelstunde ein Leutnant meine Papiere ansah. Sie bis auf die Kennkarte zurückgebend, fragte er mich, ob ich Russisch verstehe. Es blieb bei einer Verständigung in Deutsch. Dann ließ er mich mit einem sowjetischen Soldaten allein. Wir zeigten uns gegenseitig auf einer Karte von Deutschland und von Europa, wo wir her seien. Der Soldat war von Beruf Chauffeur in Leningrad. „Soldat“, meinte er schließlich, „nix gut. Frieden viel besser.“ Dann erkundigte er sich eingehend, ob in Westdeutschland „Krieg gemacht“ werde. „Woina¹²² nix gut, nix gut“, das war seine abschließende Meinung, als ich zusammen mit einem anderen aufgegriffenen Grenzgänger von zwei jungen Volkspolizisten abgeholt wurde.

Ich versuchte, mit den beiden vergeblich in ein Gespräch zu kommen, nachdem sie uns aufmerksam gemacht hatten, daß sie bei Fluchtversuch von der Waffe Gebrauch machen mußten. Sie mißtrauten mir ebenso wie meinem unbekannten Begleiter. Sie trugen Achselklappen mit ehemaligen Unteroffizierslitzen. Sie waren den ganzen acht Kilometer langen Weg höflich und korrekt, aber auch nicht mehr. Dann lieferten sie uns auf dem Kommando ab. Es war ein einfacher Raum in einem der einstöckigen Bauernhäuser, ohne Gang, von der Straße aus sofort betretbar. An den Wänden hingen Darstellungen des Fünfjahresplans¹²³, eine Friedenstaube von Picasso, die Fahne der Republik und ein FdJ-Banner. Außerdem war ein Plakat angebracht, auf dem Stalins Worte standen, der Frieden könne verteidigt werden, wenn die Völker die

¹²² Russisch für „Krieg“.

¹²³ Der „Erste Fünfjahrplan“ der DDR-Volkswirtschaft für die Jahre 1951–1955.

Sache des Friedens in ihre eigenen Hände nehmen. Hinter dem Schreibtisch saß ein Wachtmeister. Er war in meinem Alter, trug eine Brille. Auch er war äußerst höflich und begann unsere Personalien aufzunehmen und das Gepäck zu kontrollieren. [...] Dann war ich an der Reihe. Ich zeigte ebenfalls meine Papiere vor, dem Wachtmeister schienen meine Angaben glaubhaft. Er versprach, noch in der Nacht mit der Bereitschaft telefonieren zu wollen, damit sich dieser in Berlin über die Richtigkeit meiner Angaben vergewissere. Aber ich war für ihn im Grunde kein anderer Fall als ein gewöhnlicher. Er brachte mich in eine ehemalige Waschküche, die als Unterkunftsraum für aufgegriffene Grenzgänger diente. In ihr war ein schmaler Bretterverschlag mit einem Strohsack, auf dem schon mein Gefährte lag, die einzige Decke über sich gezogen. Der Vopo-Wachtmeister bedauerte höflich, dann sperrte er hinter uns zu. Der Bretterverschlag hatte es in sich, jedem einen zweiten illegalen Grenzübertritt unschmackhaft zu machen. Kopfkeil gab es keinen. Wenn sich einer umdrehte, riß er den anderen aus dem Schlaf.

Am Morgen hatte ich einen harten Kampf zu führen, um mich rasieren zu dürfen. „Wissen Sie“, sagte der Wachtmeister vom Dienst, ein junger Kerl, der seine blaue Uniform sehr adrett angezogen hatte, „wir haben mit der Abnahme der Kennkarte auch die Garantie über ihr Leben und Ihre Gesundheit übernommen. Wie leicht könnte es Ihnen einfallen, sich den Hals abzuschneiden.“ Während ich mit dem Messer meinen Bart wegschabte, ließ er mich nicht aus den Augen und war offensichtlich erleichtert, daß ich sehr darauf bedacht war, mich nicht zu schneiden. Dann kam der Anruf aus G., wo die Bereitschaft stationiert war, ich würde mit dem Motorrad abgeholt. Diese Fahrt war wenig angenehm. Die Straßen, über die wir mit einer stabilen BMW-Maschine fuhren, waren nicht nur staubig, sondern voller Schlaglöcher. [...] Mit den Beinen wieder auf festem Boden, fiel es mir zuerst schwer, ordentliche Schritte zu machen. Aber ich hatte ja nicht weit zu gehen, nur bis zu einem gewöhnlichen Gebäude und in diesem zum ersten Stock. Ich wurde in ein Zimmer geschoben, in dem ein Polizeioffizier im Range eines früheren Oberleutnants¹²⁴ saß. Ich war mißmutig, machte wahrscheinlich kein freundliches Gesicht. Er lachte über das Gesicht, steckte mir über seinen Schreibtisch seine Hand entgegen. Es war eine alte, kräftige Arbeiterfaust, die mich begrüßte. Dann merkte ich erst, daß schräg hinter mir schon meine beiden Kollegen saßen, die ebenfalls aufgegriffen worden waren. Der Bereitschafts-Chef fragte gleich: „Willst Du mich auch wegen Kuppelei belangen? Die beiden da beschwerten sich, daß sie, obwohl Mann und Frau, gemeinsam in einem stockdunklen Keller gesperrt worden sind.“

¹²⁴ Für die 1945 geschaffene Volkspolizei der SBZ/DDR galt anfangs eine zivile Rangordnung, bevor 1957 die schon bis 1945 in Deutschland gebräuchlichen militärischen Dienstgrade wiedereingeführt wurden.

Ich erwiderte. „Nein, nicht wegen Kuppelei, sondern wegen Zwangs zum Vergehen gegen den § 175“¹²⁵ und erzählte „meine“ Geschichte. Der Bereitschaftsführer lachte: „Ja, das ist es eben, Aufbau aus eigener Kraft“¹²⁶. Wir sind der Ansicht, daß man das Geld besser im Hüttenkombinat Ost¹²⁷ investiert als in vornehmen Unterkünften für die Volkspolizei und Illegale. Ihr wißt doch hoffentlich, daß wir fast lauter ehemalige Arbeiter sind und uns durchaus noch als solche fühlen.“ Dann berichtete er, daß er bis vor zwei Jahren in einem großen Betrieb als Facharbeiter gearbeitet habe und dann von seinen Gewerkschaftskollegen und Parteigenossen für die Übernahme eines Kommandos der Volkspolizei vorgeschlagen wurde. „Ich kann Euch versichern“, sagte er, „daß wir alle, die wir aus der Arbeiterschaft kommen, darauf achten, daß unsere Polizei eine Polizei des Volkes ist. Karl Maron, der Chef der Volkspolizei, war Arbeiter und Betriebsratvorsitzender bei Blohm und Voß, er ist ein alter Genosse. Wir sorgen dafür, daß unsere Volkspolizisten in dem Geiste erzogen werden, der die besten Kämpfer der Arbeiterbewegung beseelt hat. Das ist eine Ehrensache für uns.“

Er zeigte auf das Bild von Karl Marx an der Wand, fragt: „Was hängt denn bei Euch in den Polizeirevieren und –kommandos?“ Lachte sich eins, ist fröhlich uns zu zeigen, daß die Deutsche Demokratische Republik etwas anderes ist als die Bundesrepublik. Dann läßt er für mich ein Frühstück kommen. Es ist dasselbe, das die Volkspolizisten erhalten: Schwarzer Kaffee und Brot mit Butter. Es schmeckt. Wir lachen, fühlen uns einmal auch bei der Polizei zu Hause. Als er uns die Kennkarten zurückgibt, meint er: „Hoffentlich haben wir bald hüben wie drüben die gleichen Ausweise.“ Als wir das Gebäude verlassen, bringen Volkspolizisten gerade ein Transparent an, auf dem steht: „Die Volkspolizei kämpft gegen die Remilitarisierung Deutschlands und für den Abschluß eines Friedensvertrages noch im Jahre 1951 mit einem einheitlichen, friedliebenden und demokratischen Deutschland“. E. äußert spontan: „Bis jetzt habe ich nur Polizisten gesehen, die diese Parolen weggerissen oder abgewaschen haben.“ So ist es. Drum drücken wir den Volkspolizisten, als wir uns verabschieden, besonders herzlich die Hand.¹²⁸ Ich denke an die Genera-

¹²⁵ Im Strafgesetzbuch von 1871 war durch § 175 homosexueller Geschlechtsverkehr von Männern unter Strafe gestellt worden; das NS-Regime hatte 1935 Strafmaß und Straftatbestände erheblich verschärft; in der Bundesrepublik galt dieses NS-Strafrecht bis 1969 unverändert, in der DDR wurde bis 1968 der § 175 in seiner milderen Weimarer Version angewandt, allerdings der NS-Paragraph 175a (Zuchthaus für „besonders schwere Fälle“) beibehalten.

¹²⁶ SED-Parole im betonten Kontrast zur US-amerikanischen Marshallplan-Hilfe für die Bundesrepublik.

¹²⁷ Das „Eisenhüttenkombinat Ost“ bei Fürstenberg/Oder (im späteren „Stalinstadt“ bzw. „Eisenhüttenstadt“), ein propagandistisch ausgeschlachtetes Musterbeispiel für den schwerindustriellen Aufbau in der DDR.

¹²⁸ Der spätere SED-Dissident Alfred Kantorowicz beschrieb 1954 die Volkspolizei-Präsenz im deutsch-deutschen Grenzgebiet anders als Schumacher mit der Metapher vom gefesselten Gulliver; vgl. Alfred Kantorowicz, Deutsches Tagebuch, 2 Bde., hier Bd. 2, Berlin

tionen von Sozialisten, die dieses Verhältnis herbeigesehnt haben. Wir sind alle drei sehr glücklich, wie wir durch Thüringen, Sachsen, Brandenburg fahren. Wir sind im anderen Deutschland, in dem nicht Herr Dr. Lehr, sondern Karl Maron etwas zu sagen hat.¹²⁹

Dokument 14: Tage und Nächte (1952)

Ernst Schumacher, „Tage und Nächte“. Bestandteil von „Tagebuch im Februar“. Manuskript o. D.

(Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 43)

Wie hatte der Nein-Sager Brecht¹³⁰ in der „Dreigroschenoper“ geschrieben? „Ja, mach Dir einen Plan; / sei nur ein kluges Licht, / und mach Dir einen zweiten Plan: / gehen tun sie beide nicht.“ Daran fühlte ich mich erinnert, als mir am Morgen des 31. Januar [1952] einfiel, daß ich mich für den Vormittag mit einem Genossen der SPD vereinbart¹³¹ hatte. Aber wie es ihm mitteilen, daß ich den Termin nicht einhalten konnte? Telefonieren lassen? Nun ja, gewiß, sehr richtig, selbstverständlich, aber nicht, wenn man annehmen muß, daß sich CIC¹³², Verfassungsschutz und dergleichen Stellen mehr für gewisse Telefone interessieren. Außerdem: Ich durfte ja nicht aufstehen. Mein Retter wurde schließlich der Maurer Schulz. Ich hatte kaum etwas Kaffee getrunken und eine halbe Semmel vertilgt, als er sich erkundigte, wie ich zu dem verbundenen Schädel gekommen sei. Ich erzählte ihm den Sachverhalt. Er horchte interessiert zu, sagte dann: „Sie sind also praktisch eines der ersten Opfer der Remilitarisierung.“ Ich dachte mir: Du weißt also Bescheid, was gespielt wird. Als er sah, daß mich das Reden anstrengte, schloß er: „Nun, wir werden ja Gelegenheit haben, noch öfters darüber zu reden. Nach meiner Meinung, das möchte ich für jetzt noch feststellen, gibt es bei der heutigen Polizei nur sehr wenige, die keine Dreckhunde sind.“ Als er sich nach dem zweiten Frühstück erkundigte, ob er etwas für mich tun könne, gab ich ihm den Auftrag, die Nummer anzurufen und mitzuteilen, daß „derjenige, der sich für heute vor-

(West) 1980, S. 445; Schumacher nutzte dieselbe Metapher später zur Beschreibung seiner DDR-Wissenschaftlerexistenz; vgl. Dokument 50 (Jahresbilanz 1974).

¹²⁹ Auf der „Zentralen Arbeitskonferenz“ der Volkspolizei am 17. März 1954 erklärte DDR-Innenminister Maron, zur Bekämpfung feindlicher „Sabotage“ sei es falsch, „abzuwarten, bis direkte Anzeichen offener feindlicher Tätigkeit vorliegen“, vielmehr müßten die „feindlichen und reaktionären Kräfte“ vorbeugend „die starke Faust der Arbeiter- und Bauernmacht zu spüren bekommen“ und „richtig fürchten“ lernen; vgl. Thomas Lindenberg, Volkspolizei. Herrschaftspraxis und öffentliche Ordnung im SED-Staat 1952–1968, Köln / Weimar / Wien 2003, S. 319.

¹³⁰ Anspielung auf das Lehrstück „Der Jasager. Der Neinsager“ (1929/30) von Bertolt Brecht.

¹³¹ Im Sinne von „verabredet“, „einen Termin vereinbart“.

¹³² „Counter Intelligence Corps“, der damalige militärische Geheimdienst der USA.

mittag angesagt hat“, in der Klinik liege. Schulz begriff sofort: „Also nicht Ihren Namen.“ Er kam zurück, sagte: „Erledigt“, nickte mir zu. Das war kein schlechter Anfang.

[...] Am Nachmittag kam A. Er drückte mir die Hand, war verwundert, daß mir so etwas zugestoßen war. Dann forderte er mich auf, mich fest zurückzulegen. „Stell Dir vor“, sagte er, „heute früh um sechs Uhr haben sie das Parteihaus der KPD in der Widenmayerstraße besetzt.“ Das war in der Tat eine bemerkenswerte Nachricht. [...] Herr Lehr sucht krampfhaft nach Beweismaterial für seine Verfassungsklage gegen die KPD. Daß er als „Türöffner Hitlers“ die Nacht vom 30. auf den 31. Januar zum Vorgehen aussuchte, war begreiflich; schließlich feiert man die Feste, wie sie fallen. Am Jahrestag der „Machtergreifung“ muß zumindestens ein Mißbrauch der Machtbefugnis demonstriert werden.¹³³ Am nächsten Tag stellte sich heraus, daß die Aktion auf eine zentrale Weisung Bonns erfolgte. Die Innenminister aller Länder waren zu diesem Zweck eigens nach Bonn beordert worden. Seit Montag wußten sie Bescheid, bereiteten alles vor, um die von ihnen beschworene Selbständigkeit der Länder mit Füßen zu treten. Voran, wie es sich für Lakaien geziemt, die Sozialdemokraten vom Schlage Hoegner und Zinnkann¹³⁴.

Die Beamten der Münchner Kriminalpolizei, die zur Durchsuchung des Parteihauses befohlen wurden, verhielten sich auffällig gemäßigt und zurückhaltend. Mit dem „Nur-die-Pflicht-tun“ ist es eben so eine Sache seit 1945. Die Beamten warteten höflich, bis sich die zuständigen Referenten der einzelnen Abteilungen einfanden, ehe sie mit dem Schnüffeln begannen. Was kam bei der Durchsuchung heraus? Ein paar Stöße längst bekannten, längst vertriebenen Propagandamaterials. Und damit die Posse nicht fehlt: Scharfsinnig, wie nun einmal Kriminalbeamte sind, stießen sie hinter zwei Schränken auf zwei Tresore, die in die Wand eingebaut sind. Wenn nicht hier, dann war das von Lehr benötigte „Beweismaterial“ nirgends mehr zu finden. Wo sind die Schlüssel? Kein Mensch wußte es. Das war natürlich nur eine Finte dieser Kommunisten. Also ließ die Kriminalpolizei einen Schlosser kommen. Der sah sich die Tresore an, schüttelte den Kopf, erklärte rund heraus, er wolle mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun haben, gab, als ihm die Kriminaler auf den Pelz rückten, vor, mit dem Schneidbrenner sei nichts zu machen. In der Zwischenzeit war zu der Hausverwaltung geschickt worden, von der die KPD die Räumlichkeiten gemietet hat. Es konnte sich ja nur um Tresore handeln, in denen der Kapitalist, dem vorher das Haus gehörte, seine Wertgegenstände untergebracht hatte. Also mußte sich vor jeden Tresor ein Kriminaler hinsetzen, bis die Schlüssel eintrafen. Am frühen Nachmittag waren sie endlich da. (Bis dorthin mehrfache freundliche Einladungen an die Wächter: „Machen Sie ruhig ein Nickerchen, Herr Inspektor, uns stören sie nicht...“) Dann der

¹³³ Der 30. Januar 1933 war der Tag der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, ein Datum, das im NS-Staat als sogenannter „Tag der Machtergreifung“ gefeiert worden war.

¹³⁴ Im Original fälschlich „Zinnkamm“.

Coup „von det janzen“: Gähnende Leere in den Tresoren, ebenso auf den Gesichtern der Politischen Polizei. Mit dem Bundesverdienstkreuz und der Beförderung war es wieder einmal nichts. Wäre dieses Westdeutschland nur jenes Wintermärchen, von dem uns Heinrich Heine¹³⁵ berichtet hat! Aber es ist der Staat der „Türöffner Hitlers“, der Generäle Hitlers, die Hochburg der Reaktion des zertrümmerten Deutschen Reiches, es ist der Staat der Lakaien des amerikanischen Finanzkapitals, das seinen Krieg braucht, das Vorfeld des Weltimperialismus gegen den sozialistischen Osten. Die formale Demokratie – hier feierte sie ihre Auferstehung, aus der Verwesung gezerrt von den Totengräbern höchstselber. Hier setzte das Skelett des etatistischen Kleppers neues Fleisch an, hier hat sich die „Ordnungszelle“ für ein „Deutschland mit den Grenzen des Jahres 1937“ etabliert, wie es Bayern für die Weimarer Republik war¹³⁶. Mit Schrecken sehen die Landsleute jenseits der Zonengrenze, sehen die Völker Westeuropas, wie der Hydra Köpfe nachwachsen, die sich kaum von denen unterscheiden, die in Nürnberg und anderswo gehenkt worden sind. Schlafe ruhig, wer da kann.

Glücklich, wer beim Anblick der Gestalten Adenauers, Lehrs, Dehlers und Konsorten nicht von Goya'schen Albträumen¹³⁷ überfallen wird, gleicht doch die Reaktion, die Bonn heraufbeschworen hat, jener, die nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft sich wie Mehltau über ganz Spanien lagerte, alle freiheitlichen Bewegungen in einer Wolke von Terror erstikend¹³⁸. Die bourbonische Restauration¹³⁹ und die Restauration des deutschen Imperialismus – in ihrem Wesen gleichen sie einander wie Zwillinge. Angesichts der Tatsache, daß die Kriegsverbrecher von gestern aus den Gefängnissen entlassen werden und die alten Machtstellungen wieder beziehen, angesichts all der Ehrenmänner, die mit dem Hitler-Krieg Geschäfte machten

¹³⁵ Anspielung auf Heinrich Heines „Deutschland. Ein Wintermärchen“, in dem vor allem der preußische Obrigkeitsstaat verspottet wurde.

¹³⁶ Nach der Niederschlagung der Münchner Räterepublik 1919 etablierten die konservativen Kräfte in Bayern ein Selbstbild als „Ordnungszelle“, die auf das gesamte Deutsche Reich ausstrahlen wollte; die Formel von „Deutschland in den Grenzen von 1937“ verweist auf für die Bundesrepublik lange verbindliche staats- und völkerrechtliche Interpretation vom Fortbestand des Deutschen Reiches über die Katastrophe von 1945 hinaus.

¹³⁷ Anspielung auf die Zeichnung „Der Traum der Vernunft gebiert Ungeheuer“ aus dem Zyklus „Schrecken des Krieges“ (Desastres de la guerra) des spanischen Malers Francisco José de Goya y Lucientes (1746–1828).

¹³⁸ Napoleon Bonaparte (1769–1821), der sich 1804 zum „Kaiser der Franzosen“ proklamiert hatte, hatte 1808 Spanien besetzt, dessen bourbonische Könige abgesetzt und ein Vasallenregime unter seinem Bruder Joseph eingesetzt; obwohl oder gerade weil diese Fremdherrschaft reformorientiert war, organisierte sich ein konservativ-patriotischer Partisanenkrieg, der mit britischer Hilfe und infolge der anderweitigen militärischen Niederlagen Napoleons 1813/14 das napoleonische Regime in Spanien stürzte und die Bourbonenherrschaft wieder einsetzte.

¹³⁹ „Bourbonische Restauration“ bezeichnet die 1814/15 erfolgte Wiedereinsetzung jener bourbonischen Königshäuser, die 1792 durch die Revolution in Frankreich bzw. nach 1800 in Spanien und Italien gestürzt worden waren.

und heute um die Aktien der neuen Rüstungsunternehmen raufen, angesichts der Unterdrückung der wahren Volksmeinung mit den Mitteln des modernen Polizeiapparates und der Drohung des materiellen Verhängnisses für alle, die den Mut haben, von ihren formalen Staatsbürgerrechten Gebrauch zu machen, angesichts all der Lügen, Verdrehungen der geschichtlichen Wahrheit, der Volksverdummung und Verhetzung hat man immer wieder jenes furchtbare „Nada“¹⁴⁰, jenes „Nichts“ vor den Augen, das auf einem der gespenstig dunklen Radierungen der „Desastres“¹⁴¹ ein verfaultes Kriegsoffer, von den Fratzen der Reaktion umgeben, auf ein Blatt Papier schreibt. Gleicht nicht die Visage jenes Raubvogels mit Fledermausflügeln, der bei Goya die Brust des Volkes aussaugt, dem Gesicht des Bonner Finanzministers Schäffer¹⁴²? Sind wir nicht versucht, Goya's „Esto es lo peor“, „Das ist das Schlimmste!“, zu wiederholen, wenn auch bei uns die Wölfe und Füchse mit der kirchlichen Reaktion einen Vertrag abschließen wie auf einem der Blätter der „Desastres“? Sieben Jahre nach dem Versuch, eine liberale Gesellschaftsordnung zu errichten, sah sich Goya gezwungen, jene furchtbare Radierung „Das Kriegsgespenst“ zu schaffen. Geht dieses nicht auch wieder bei uns um, die Menschen noch grausiger schreckend als die aus dem Schlaf hochfahrenden Soldaten bei Goya? Und seine „Gesellschaft auf dem morschen Ast“, die von ihm selber als „Disparate ridiculo“, als „lächerliche Ungereimtheit“ bezeichnet wurde – nun, man braucht den goya'schen Gestalten nur die unmenschlichen Gesichter der Hitlerleute, der Kriegs- und Währungsgewinnler, der „Verteidiger der abendländischen Freiheit und Kultur“ zu geben, um an ebensolchen Beklemmungen zu leiden wie der spanische Radierer, aber freilich auch viel mehr Hoffnungen, nein das feste Wissen zu haben, daß der faule Ast, so riesig er sich ausnimmt, bald zu Boden krachen wird. Denn: die Reaktion hat sich mächtig wieder gefunden, aber ihre Möglichkeiten sind trotz allem geringer geworden. Da ist das andere Drittel Deutschlands, aus dem sie verjagt wurde¹⁴³. Da sind die Erfahrungen der Nazizeit, besonders die harten Belehrungen des Zweiten Weltkrieges, die die Massen einem erneuten imperialistischen Abenteuer viel ungeneigter machen als vor fünfzehn, zwanzig Jahren. Da sind die sozialistischen Republiken, da ist der heiße Atem der Empörung, der Unzufriedenheit, des Aufstandes in allen noch versklavten Ländern. So gesehen erweisen sich die „starken Männer“ von Bonn als Spuk, der ängstlich und verzweifelt das Morgengrauen nahen weiß und unter sich schon vereinbart hat: „Si amanece, nos vamos“ – „Wenn es tagt, laßt uns davongehen“, wie [in] den „Caprichos“ von Goya. [...]

¹⁴⁰ Spanisch für „Nichts“.

¹⁴¹ Spanisch für „Unglücke“, „Katastrophen“. – Gemeint ist der oben erwähnte Goya-Zyklus „Desastres de la guerra“.

¹⁴² Im Original fälschlich „Schäffers“.

¹⁴³ Gemeint ist die DDR.

2.2.

Gestern morgen machte Dr. J. die Visite. An mein Bett tretend, erklärte er: „Sie sind aus der Ostzone, Herr Schumacher, das haben Sie uns gar nicht erzählt. Ich habe das erst in der Zeitung gelesen.“ Es klang so, wie: ‚Na, da werden Sie den Gewehrkolben nicht umsonst auf den Schädel bekommen haben.‘ Ich beruhigte ihn, daß ich ein guter Oberbayer sei, seit dem Jahre 1921 ansässig in diesem Teil der Welt. Ich arbeitete „nur“ für den Berliner Rundfunk. „Das ist aber der ostzonale“, beharrte Dr. J. „Wenn Sie es unbedingt so ausdrücken wollen, gewiß. Für mich ist es der einzige Berliner Rundfunk, den es gibt. Wer den RIAS für einen deutschen bzw. Berliner Rundfunk halten will, kann es ja tun.“ Dr. J. ging offensichtlich unbefriedigt. [...]

Es schickt sich an, Winter zu werden. Ich habe es günstig getroffen, daß ich am Fenster liege. Durch die Blumen, die auf dem Sims stehen, schaue ich dem Schneetreiben zu. Ab und zu kommen eine Taube und eine Amsel und gehen auf der Leiste vor dem Fenster auf und ab. Sie vertreiben mir meine trüben Gedanken, die ich wegen Mutter habe. Ich weiß, daß sie durch das Ischias erneut schwer getroffen wurde, wo ihre Kräfte sowieso kaum mehr ausreichen. Soll ich ihr schreiben, daß ich mit Gehirnerschütterung in der Klinik liege? Ich bin unentschlossen. Kollege A. berichtete, daß sowohl der Berliner Rundfunk als auch der Deutschlandsender und der MDR ausführliche Schilderungen über die Vorfälle brachten und meinen Namen wiederholt erwähnten. Weiß sie es aber nicht, so ist es unnötig, sie auch noch mit der Sorge um mich zu belasten. S. hat mir mit den Kleidern auch Schreibzeug gebracht. Ich entschlief mich, ihr einen Brief zu schreiben, in dem ich mich um sie besorgt und gleichzeitig betrübt zeige, in den nächsten Wochen nicht nach Hause fahren zu können, wegen zu vieler Arbeit. Wie grausam ist alles. Die Mütter der „unteren Schichten“ müssen Not und Sorgen ausstehen, bis sie ihre Söhne groß kriegen, sie etwas lernen lassen, sie zu selbständigen Menschen machen. Dann laufen sie die Gefahr, diese Söhne vor der Zeit zu verlieren, wenn diese sich dafür einsetzen, daß keine Mutter mehr um ihre Kinder zu bangen braucht. Das heißt, sie kommen aus der Sorge, aus der Angst nicht heraus. Der Weg zum Sozialismus ist nicht nur mit ermordeten, erschlagenen, gefallenen Söhnen gepflastert, sondern auch mit den vor der Zeit gestorbenen Müttern. Dies erwägend, wird alles Verzeihen, Vergessen schwierig. Meine Mutter konnte gut zeichnen, malen, sticken, nähen, sie wäre eine gute Kunstgewerblerin geworden, hätte sie Geld gehabt. Soll sie es auch im Alter nicht tun können? Damit sie es tun kann, nun, deshalb auch liege ich in der Klinik. Theoretisch ist alles einzusehen, hört sich schön an. Aber in der Praxis? Da regiert noch immer Sorge die Stunde. Niederdrückend ist vor allem, daß Mutter keine Menschenseele hat, mit der sie sich wirklich aussprechen kann, die ihr Mut einflößen würde. Wie oft komme ich schon dazu, sie aufzusuchen? Allein zu sein, das ist das Schlimmste. Würde ich mein Heimatdorf nicht kennen, wüßte ich von den Schwierigkeiten nichts, die durch das Leben in dem kapitalistischen Dorf entstehen. Es kann nur eine wirkliche Hilfe geben: Kampf, unablässiger Kampf

um den Frieden, um den Sozialismus. Nur dann wird auch meine Mutter nicht mehr in Sorgen vergehen müssen.

Die „Süddeutsche Zeitung“ [...] berichtet über die ablehnende Stellung der Bayernpartei¹⁴⁴ zu dem sogenannten Wehrbeitrag¹⁴⁵. Landesausschuß, Landesleitung und die Mitglieder der Bundestags- und Landtagsfraktion [der Bayernpartei] kamen einstimmig zu dem Beschluß, daß lt. Grundgesetz „nur die Länder und ihre Bevölkerungen“ über die Frage eines deutschen „Verteidigungsbeitrages“ entscheiden können¹⁴⁶. Mit Entrüstung stellen sie weiter fest, daß die Methoden der Bundesregierung in der Behandlung dieser Frage im Widerspruch sowohl zum Grundgesetz als zur Bayerischen Verfassung stehen. Die Landtagsfraktion wird beauftragt, unverzüglich im Landtag die Initiative zu ergreifen und die bayerischen Volksvertreter zu veranlassen, gemeinsam die Rechte Bayerns zu wahren. „Die Entscheidung über den Schutz der Bayerischen Heimat liegt ausschließlich in der Hand Bayerns selbst“, heißt es in der Entschließung. Die Bevölkerung wird aufgefordert, allen Eingriffen in ihre verfassungsmäßigen Rechte zu trotzen und Bayern zu einem Hort der Besonnenheit und der Verfassungstreue zu machen. Nachdrücklich weisen die Bayernparteiführer auch auf das in der bayerischen Verfassung verankerte Recht der Kriegsdienstverweigerung hin¹⁴⁷. Der Vorsitzende der Partei, Dr. Baumgartner, erklärte vor der Presse: „Es ist ein unerhörter Zustand, daß Bayern einfach nicht gefragt wird.“ Der Bundestagsabgeordnete Dr. Etzel führte aus, durch eine Wiederbewaffnung würde das Gespräch mit der DDR unmöglich gemacht. Dr. Etzel stellte fest, daß der Bund, der nach dem Willen seiner Schöpfer ursprünglich nur einen „Selbstverwaltungskörper der drei Zonen“ bilden sollte, über keine Wehrhoheit verfügt. Nachdrücklich forderte der Abgeordnete eine Befragung der bayerischen Bevölkerung. Der Landtagsvizepräsident Dr. Fischbacher unterstrich die Gefahr der Wiederaufrüstung im Hinblick auf das von den Alliierten nicht gekündigte Potsdamer Abkommen, das jedes Wiederbeleben des deutschen Militarismus unter Strafe stellt.

Beschlüsse stehen natürlich zunächst auf dem Papier. Trotzdem unterscheidet sich die Haltung der als separatistisch verschrieenen Bayernpartei in dieser Lebensfrage sehr günstig von dem der SPD. Besucher erzählten mir, daß die Landtagsfraktion am Mittwoch nachmittag, als ebenfalls über den „Wehrbeitrag“ debattiert wurde, sich als ein Konfusionsclub ohnegleichen gezeigt

¹⁴⁴ 1946 gegründete konservative Landespartei, in den 1950er Jahren in Landesregierung und Bundestag vertreten.

¹⁴⁵ Gemeint ist der damals geplante Beitritt der Bundesrepublik zur „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“ (EVG).

¹⁴⁶ Damit wurde das Recht des Bundestages und insbesondere der Bundesregierung Adenauer bestritten.

¹⁴⁷ Dieses Recht war in der Bayerischen Verfassung von 1946 nicht explizit verankert; vermutlich wurde es hier abgeleitet aus dem Grundrecht der Glaubens- und Gewissensfreiheit (Artikel 107).

habe. Der Abgeordnete H. soll nachher geklagt haben: „Jetzt kenn' ich mich erst recht nicht mehr aus.“ Wie Dr. Etzel bei der Bayernpartei, so hatte Franz Marx bei der SPD das Heft in der Hand. Bei der Bayernpartei gab es lebhaftes Diskussionen, bei der SPD nur ein Herumdrehen. Gibt es denn nur noch einen rechten Flügel in der SPD? Die Akten von belastendem Material gegen bestimmte Mandatsträger lassen das unglaublich erscheinen. Lenin schrieb einmal, eine revolutionäre Partei komme ohne ein bestimmtes Maß an Bürokratismus¹⁴⁸: Geradlinigkeit, Disziplin, Ausschließlichkeit gegenüber zersetzenden Elementen und Erscheinungen nicht aus. Von der alten SPD ist aber nur mehr Bürokratismus in der Form des Opportunismus und Reformismus¹⁴⁹ übrig geblieben. Unter vier Augen, da wagt mancher Abgeordneter einmal ein oppositionelles Tänzchen (bei dem er im übrigen Blut schwitzt, denkt er ans Morgen). Ansonsten: Augen rechts und auf Vordermann!

Reicht die Bayernpartei die Interpellation mit der Forderung nach einer Volksbefragung oder einem Volksentscheid tatsächlich ein, ist deren Schicksal schon besiegelt. Herr Ministerpräsident Ehard wird mit ungemeinem Bedauern erklären, die Frage Wehrhoheit oder nicht falle ausschließlich in die Kompetenz des Bundes. Ganz abgesehen davon, müsse er sich persönlich gegen eine solche Befragung aussprechen, weil durch sie nur die „Volksleidenschaften“ aufgewühlt würden, die niemals „ein klares Bild“ zuließen. Herr Innenminister Dr. Hoegner wird dasselbe in anderen Worten sagen. Mit der Bayernpartei werden wahrscheinlich die Abgeordneten der DG¹⁵⁰ stimmen. Die SPD wird sich der Stimme enthalten. Und trotzdem kann es Überraschungen geben. Auch bei der SPD. Fragt sich nur, ob die Landtagsfraktion der Bayernpartei auch im Sinne der Beschlüsse vorgehen wird. Hat man im Landtag je ihren Vorsitzenden Dr. Baumgartner mit frommem Augenaufschlag wie einen eifrigen Schüler zu seinem Herrn und Meister Dr. Alois Hundhammer hinaufschauen sehen, kann man sich gewisser Zweifel kaum erwehren. Trotzdem steht fest, daß in den Reihen der Bayernpartei aufrechte und klare Männer zu finden sind, die wissen, daß die Remilitarisierung nur mit einer Katastrophe enden kann und deshalb auch nicht davor zurückschrecken, ihre Bedenken auszusprechen und sich gegen die Bonner amerikanische Politik zu stellen.

¹⁴⁸ „Bürokratismus“ war in der sozialistischen Sprachregelung jener Zeit ein negativer Kampfbegriff gegen sinnlose, formale Arbeitsweisen von Bürokraten; in der frühen DDR wurde der Terminus 1951 von der SED-Führung gezielt zur Einschüchterung und Gefügigmachung des staatlichen Verwaltungspersonals benutzt.

¹⁴⁹ „Opportunismus“ und „Reformismus“ waren seit SPD-internen ideologischen Debatten um 1900, verstärkt seit der Parteispaltung zwischen SPD und KPD ab 1919/20 die wichtigsten kommunistischen Kampfbegriffe zur Stigmatisierung einer angeblich prinzipienlosen, nur noch auf Reformen der kapitalistischen Gesellschaft statt auf ihre revolutionäre Beseitigung zielenden Politik der SPD.

¹⁵⁰ „Deutsche Gemeinschaft“, 1949 als CSU-Abspaltung gegründet und 1965 in der „Aktionsgemeinschaft unabhängiger Deutscher“ aufgegangen, zwischen 1950 und 1954 im bayerischen Landtag vertreten.

Ich erinnere mich einer Unterhaltung mit Dr. Jakob Fischbacher in seinem Präsidentenzimmer¹⁵¹. Er horchte mir sehr interessiert zu. Politik der friedlichen Verständigung, Selbständigkeit der Länder, Freizügigkeit des Handels mit den ost- und südosteuropäischen Staaten, damit war er einverstanden. Er gab auch zu, daß im Falle eines Krieges vom schönen bayerischen Land nur Trümmer übrigbleiben würden. Dann kam das Aber: „Wenn man den Russen trauen könnt‘...“ und „warum sagen sie denn immer nein?“ Ich fragte, ob er auch die Begründung kenne, die diesem Nein in den verschiedenen Fällen voraus gegangen sei. Der Fischbacher Jackl verneinte, gab zu, daß er praktisch nur die „Süddeutsche Zeitung“ und den „Münchener Merkur“ lese. Er hatte noch nichts von den Großbauten des Kommunismus gehört. Nur von Dr. Baumgartner wußte er, daß die sowjetische Land[wirt]schaft große Erfolge aufzuweisen hat. Dann kamen die bekannten Argumente und Fragen: Im Falle des Abzugs der Besatzungstruppen werden die Russen an der Oder, die Amerikaner jenseits des großen Wassers stehen; wer garantiert, daß Deutschland nicht dasselbe Schicksal blüht wie der Tschechoslowakei, nämlich „auf kaltem Wege“ in eine sozialistische Republik verwandelt zu werden¹⁵²; wie kann ein erneuter Zentralismus verhindert werden und dergleichen. Wir diskutierten über eine Stunde. Der „Rassenschande“-Jackl¹⁵³ sagte wie ein schlauer Bauer schließlich nicht ja und nicht nein. Er unterschätzte offensichtlich die Gefahr einer Remilitarisierung. Wenn er jetzt das Potsdamer Abkommen erwähnte, das eine deutsche Wiederbewaffnung verbiete, so ist das eine interessante Erweiterung seines politischen Denkens. Fragt sich nur, ob er auch alle Konsequenzen für die Zukunft ziehen wird.

In aller Schärfe lehnten mir gegenüber nur die BP-Abgeordneten Dr. Sturm, Nerlinger und Saukel¹⁵⁴ eine Remilitarisierung ab. Beim Abgeordneten Bantele schaute der ehemalige Oberst durch. Abgeordneter Klotz verband seine Ablehnung mit antibolschewistischen Ausfällen. Und Dr. Baumgartner? Er empfing mich einmal in seinem Büro in der Pettenkoflerstraße. Ein Mann vom Berliner Rundfunk? Der interessierte ihn. Ich ging von seiner Rede vor dem Bayerischen Bauernverband aus, deren Hälfte er, trotz der Anwesenheit von Kronprinz Rupprecht [von Bayern] und anderen Honoratioren, einer positiven Einschätzung der Landwirtschaft in den sozialistischen Ländern, insbesondere in China und in der Sowjetunion widmete (was begreiflicherweise von der überparteilichen bürgerlichen Presse unterschlagen wurde). Dr. Baumgartner bemerkte darauf mit der festen Stimme eines sich

¹⁵¹ Fischbacher war damals Vizepräsident des Bayerischen Landtages.

¹⁵² Anspielung auf die im März 1948 erfolgte vollständige kommunistische Machtübernahme in der Tschechoslowakischen Republik.

¹⁵³ Anspielung auf eine Äußerung des BP-Politikers Fischbacher, der Eheschließungen zwischen Bayern und Nicht-Bayern mit dem (ursprünglich antisemitischen) NS-Begriff der „Rassenschande“ verunglimpft hatte.

¹⁵⁴ Im Original fälschlich „Saukel“.

fühlenden Bauerndemokraten, ja, so sei es, er bereue es auch nicht, seinerzeit mit dem Kommunisten Scheringer in die Ostzone und sogar nach Karlshorst¹⁵⁵ gefahren zu sein. Dagegen wich er einer Stellungnahme gegen die Remilitarisierung aus. Auch die Frage, ob er persönlich für eine Volksbefragung sei, beantwortete er nicht. Er könne dies nicht tun, um nicht einer Entscheidung der Landesleitung vorzugreifen, die „in den nächsten Wochen“ fällig sei. In der Zwischenzeit verging ein Dreivierteljahr. Er ließ sich auch nicht mehr sprechen, hatte immer wieder Ausreden. Nur für einen Artikel in der „Täglichen Rundschau“¹⁵⁶ über die Bereitschaft der DDR, Vaccine¹⁵⁷ gegen die grassierende Maul- und Klauenseuche zum Preise von 35 DM pro Liter zu liefern, ließ er sich interessieren. [...] Wird er nicht plötzlich entgegen den Beschlüssen feststellen, auch die Frage der „Wehrhoheit“ sei eine Sache des Bonner Parlaments? Klar ist nur, daß er dorthin fallen wird, wohin sich die stärkere Seite neigt. [...]

H. legt mir nahe, in die VVN einzutreten, nachdem ich jetzt ebenfalls ein Opfer des Faschismus sei¹⁵⁸. Ich erwiderte: „Du kommst damit reichlich spät, nachdem bereits einen Tag nach meiner Einlieferung der K.G. da war und mir mit einem Kuchen seiner Braut auch die Aufnahme in die VVN schmackhaft zu machen versuchte.“ A. fällt ein: „Da habe ich aber bestimmt den besseren Kuchen!“ und während sie ihn auspackt: „Folglich werden Sie sich auch durch den H. aufnehmen lassen.“ Ich kapituliere: Der Kuchen ist wirklich ein Prachtstück. [...]

4.2.

Um acht Uhr morgens kommt wie immer eine Frau zum Säubern. Sie hat eine blasse Gesichtsfarbe, einen leicht gekrümmten Rücken und eine schwach entwickelte Brust. Sie mag in den Dreißigern sein. Ihr Gesicht, sehr herb, überfliegt ein Schimmer, als sie meine Blumen sieht. Wir kommen ins Gespräch, das heißt, ich stelle immer Fragen, auf die sie ausweichend, manch-

¹⁵⁵ Der Ost-Berliner Stadtteil Karlshorst war seit 1945 Sitz der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) bzw. ab 1949 der Sowjetischen Kontrollkommission (SKK).

¹⁵⁶ Von der sowjetischen Besatzungsmacht herausgegebene wichtige Tageszeitung der SBZ/DDR.

¹⁵⁷ Impfstoffe.

¹⁵⁸ Als „Opfer des Faschismus“ (OdF) wurden nach 1945 staatlich anerkannte Widerstandskämpfer oder „Verfolgte des Naziregimes“ bezeichnet, die in der SBZ/DDR besondere staatliche Sozialleistungen erhielten; Ernst Schumacher wurde wegen seiner durch die westdeutsche Polizei erlittenen Verletzung tatsächlich in die VVN aufgenommen – eine Praxis, die eine polemische Gleichsetzung von bundesrepublikanischer Demokratie und NS-Diktatur voraussetzte; dieser mit dem Ereignis von 1952 in Zusammenhang stehende VVN-Eintritt wurde 1965 in Schumachers DDR-Personalaktten irrtümlich auf 1951 vordatiert, was auch in Stasi-Berichte Eingang fand; vgl. BAB, DR 3/B13568, Bl. 1ff., insb. Bl. 2, Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen der DDR, Personalbogen Ernst Wendelin Schumacher v. 21. 12. 1965; AAdK, ESA 151-2, insb. Bl. 15, Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Groß-Berlin, Abt. XX/7, Bericht über Ernst Schumacher vom 30. 5. 1976.

mal nur aus Höflichkeit antwortet. Sie hat die bekannten Hemmungen der armen Menschen, sie betrachtet sozusagen die Armut wie zur Zeit des Dreiklassenwahlrechts¹⁵⁹ als eine persönliche Schande. Sie ist nämlich eine sogenannte Pflichtarbeiterin. Bis zum Frühjahr vergangenen Jahres arbeitete sie in einer Kartonagenfabrik. Dann bekam sie andauerndes Fieber und wurde schließlich wegen Lungentuberkulose in ein Krankenhaus eingeliefert. Dort mußte sie vier Monate bleiben. Unausgeheilt wurde sie entlassen. Wegen ihres labilen Gesundheitszustandes konnte sie schwere körperliche Arbeit nicht mehr machen. Nach einem halben Jahr wurde sie ausgesteuert¹⁶⁰ und mußte sich um Wohlfahrtsunterstützung bewerben. Ihr Mann ist Invalide, der selber nur eine karge Rente erhält. Sie haben ein Kind. Dafür, daß sie nun zusammen 65 DM Wohlfahrtsunterstützung erhalten, muß sie in der Klinik täglich fünf bis sechs Stunden Pflichtarbeit leisten. Für die Stunde erhält sie 20 Pfennige Entgelt. Das sind im Monat 22 bis 24 Mark. Sie ersuchte mehrfach um eine andere Pflichtarbeit, weil sie, immer noch leicht anfällig auf der Lunge, die Krankenhausluft nur schwer ertragen und außerdem die schweren Blocker nicht ziehen kann. Sie erhält darauf immer eine ablehnende, wenn nicht sogar eine Antwort in dem Sinne, daß ihr die Wohlfahrtsunterstützung gestrichen werde, wenn sie nicht arbeiten wolle. Mühsam den Blocker hin- und herschiebend, meint sie: „Sie können sich vorstellen, daß man mit den 87 Mark nicht weit springt. Es leidet keine neuen Kleider, keine neuen Schuhe, kein Kino, gar nichts. Um ganz offen zu sein: wenn ich nicht in der Klinik für gewöhnlich etwas zu essen bekäme, würde es nicht einmal zum Leben ausreichen.“

Ich versuche herauszubekommen, ob sie politisch interessiert ist, erwähne den Herrn Bundesjustizminister Dr. Dehler, der behauptet hat, ein Drittel aller Renten seien erschlichen¹⁶¹. Klar, daß sie diese Äußerung als eine Frechheit und Gemeinheit empfindet, aber ansonsten ist sie politisch nicht unterrichtet und hat keine eigenen Ansichten außer der, daß „die droben“ immer auf den Kleinen herumtrampeln.

Die Stadt München fährt natürlich mit solchen Pflichtarbeiterinnen und Pflichtarbeitern sehr günstig. Das übrige Hauspersonal in der Klinik erhält, soweit es sich um Frauen handelt, Unterkunft, Verpflegung und einen Teil der

¹⁵⁹ Das 1849–1918 in Preußen geltende „Dreiklassenwahlrecht“ wertete die Wählerstimmen nicht gleich, sondern gewichtete sie nach der Steuerleistung.

¹⁶⁰ Einstellung der Unterstützung durch die Arbeitslosenversicherung.

¹⁶¹ Dergleichen hatte am 9. November 1951 der bayerische FDP-Politiker und damalige Bundesjustizminister Thomas Dehler in einer Rede in Fürth erklärt und damit insbesondere beim Verband der Kriegsoffer einen Sturm der Entrüstung ausgelöst; Dehlers Äußerung wurde Gegenstand einer hitzigen Debatte im Bundestag am 12. Dezember 1951, doch auch im Jahre 1952 hielt der streitbare Liberale seine Kritik an der „Rentensucht“ der Nachkriegs-Deutschen und am in seinen Augen letztlich demokratiegefährdenden Verbündellobbyismus aufrecht; vgl. Udo Wengst, Thomas Dehler 1897–1967. Eine politische Biographie, München 1997, S. 193–195.

Wäsche und Arbeitskleidung, dazu noch eine Vergütung von 60 Mark pro Monat. Für nicht einmal dasselbe Geld hält die Stadt im Fall der Pflichtarbeiterin eine ganze Familie über Wasser und hat außerdem eine fast vollwertige Hausangestellte für die Klinik. Dabei ist die Ausbeutung der Pflichtarbeiterin nicht einmal besonders kraß. Die Stadt München zwingt z. B. arbeitslose, auf die Wohlfahrtsunterstützung angewiesene Ingenieure, Pläne für kommunale Bauarbeiten zu machen oder Maler, für die städtischen Ämter Bilder zu malen oder Wissenschaftler, Aufträge für die Stadtbibliothek oder dergleichen auszuführen. Der Bekannte, der mich bis kurz vor meinem Zusammenstoß mit der Polizei begleitete, muß im Städt.[ischen] Gesundheitsamt praktisch einen medizinischen Hilfsarbeiter ersetzen. Die Stadt rechtfertigt sich, sie bezahle und könne schließlich auch etwas dafür verlangen. Aber der Wert der Arbeitskraft, den sie für sich in Anspruch nimmt, ist auf alle Fälle um vieles höher als die Wohlfahrtsunterstützung. Sie spart eine Menge von Angestellten und Arbeitern ein, damit sie andererseits Geld für die Pensionen der Naziprominenz [...] hat.

Im Laufe des Vormittags kommt auch nochmals der junge Mann von der Verwaltung, der am Tag nach meiner Einlieferung meine Personalien aufgenommen hat. Er teilt mir mit, daß ich für die Krankenkasse ein Unfallberichtsformular auszufüllen habe, gibt mir auch Ratschläge, wie ich es machen soll, damit die Kasse keine Möglichkeit hat, sich um die Bezahlung zu drücken. Dann sagt er: „Wissen Sie, ich habe das ganze eigentlich von ihrem Kollegen erfahren. Ich kenne ihn von früher.“ Er lächelt: „Ich war nämlich in der FdJ. Außerdem habe ich selber schon von der Polizei ein paar mit dem Gummiknüppel abbekommen.“ Er sagt das sozusagen mit Augenzwinkern: Ich kann Dir meine Sympathie nicht offen erklären, aber was ich für Dich tun kann, wird geschehen. Wie schrieb ich schon einmal? Freunde findet man überall.

[...] Leider scheint Oskar¹⁶² schon wieder weggefahren zu sein. A. berichtet, daß der Salvatorkeller gestern vormittag überfüllt gewesen sei, als er dort über den Generalvertrag und die Remilitarisierung sprach¹⁶³. Im Gegensatz dazu soll die Versammlung der SPD im Deutschen Museum nur sehr unbefriedigend besucht gewesen sein. Von Knoeringen¹⁶⁴, der „Schöne Waldemar“ der SPD, soll sogar ausgepiffen worden sein, als er nach einem verklausulierten Nein plötzlich, wie es nicht anders zu erwarten war, grundsätzlich für eine „Verteidigung der westlichen Freiheit gegenüber dem totalitären Osten“ zu

¹⁶² Oskar Neumann.

¹⁶³ Der „Generalvertrag“ oder „Deutschlandvertrag“ wurde am 26. Mai 1952 zwischen den westlichen alliierten Siegermächten USA, Großbritannien und Frankreich sowie der Bundesrepublik Deutschland abgeschlossen und kombinierte die Gewährung westdeutscher Teilsouveränität mit dem Beitritt zur „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“ (EVG).

¹⁶⁴ Im Original fälschlich „Knöringen“.

plädieren versuchte¹⁶⁵. Erregte Zwischenrufe hätten ihn am Weiterreden verhindert. Über 100 Sammlungsteilnehmer, die meisten von ihnen Mitglieder der SPD, hätten unter Protest den Saal verlassen. Natürlich versuchte Knoeringen diese Empörung als kommunistische Mache abzutun. Trotzdem ist es nicht zu übersehen, daß der rechten SPD-Führung das Wasser zum Hals zu steigen beginnt. In den Sektionen und Stimmkreisen hat sich der Mitgliedschaft eine große, anhaltende Unruhe über die Machenschaften Adenauers und die zweideutige Haltung Schumachers und Ollenhauers bemächtigt. Freiwillig stellte sich Knoeringen nicht ans Pult. Er hätte viel lieber nach wie vor im geheimen seine Besprechungen mit den faschistischen Offizieren fortgeführt, wie in Kochel und anderswo. Er hätte nach wie vor die Mitglieder an der Nase herumgeführt mit der Behauptung, es sei nur eine Behauptung der Kommunisten, daß Westdeutschland remilitarisiert werde. Jetzt droht ihm und seinesgleichen, daß die Maske fällt. Das bedingungslose Nein aus den Betrieben und aus den unteren Einheiten der SPD war ein Alarmzeichen; jetzt heißt es, sich geschickt angepaßt, um auf eine andere Tour ans Ziel zu kommen. Nun, gestern gelang es ihm nur noch mit Mühe. Es ist klar: Die Auseinandersetzung auf Leben und Tod nimmt jetzt an Schärfe zu. Die Lakaien haben mit Händen und Füßen zu tun, um sich und die Interessen ihrer Auftraggeber zu retten.

5.2.52

[...] Am Morgen bin ich immer noch sehr müde. [...] Um so größer war die Überraschung, als ich von K. geweckt wurde. Immer noch ganz „Junge Frau von 1951“¹⁶⁶ stand sie an meinem Bett, mit dem einen Auge halb lächelnd, mit dem anderen halb weinend. „Ja, so ist das, so trifft man sich wieder, nachdem Mut anscheinend nicht zum Wesen gewisser Leute gehört“, scherzte ich. Sie nahm Platz, ging gleich auf meine Anspielung ein: „Ach Du, wenn Du wüßtest, wie sie mir vor Neujahr zugesetzt haben, Du würdest nicht so reden.“

Das hieß: Bei der Entscheidung: Sicherheit oder Kühnheit, habe ich wieder einmal erstere vorgezogen. Das kleinbürgerliche Milieu hatte sie erneut besiegt. Welche Wirbelwinde müssen noch kommen, um sie aufzuscheuchen? K. ist stellvertretend für breite Schichten des deutschen Volkes: Theoretisch sieht (und sehen) sie ein, daß ihre sogenannte Sicherheit eine Fiktion ist, wenn es zu einem neuen Krieg kommt. Aber sie klebt (kleben) so sehr an dem, was ihr (ihnen) als Sicherheit erscheint: Familie, Wohnung, Beruf, daß sie es nicht wagt (wagen), sich aktiv für die einzige Sicherheit, den Frieden und die Sache des Sozialismus einzusetzen. Diese Haltung reicht weit hinein in das Proleta-

¹⁶⁵ Knoeringen suchte damals die traditionell kritische Haltung der SPD zum Militär neu zu gestalten und hatte 1951 versucht, Kontakte zu ehemaligen Wehrmachts-Offizieren anzuknüpfen, um Vorurteile abzubauen.

¹⁶⁶ Anspielung auf den Titel der Novelle „Junge Frau von 1914“ des Schriftstellers Arnold Zweig (1887–1968), die 1970 in der DDR vom Regisseur Egon Günther (geb. 1927) auch verfilmt wurde.

riat, das Kleinbürgertum ist fast völlig in ihr befangen. Die materielle Korruption gehört zu den gefährlichsten Erscheinungen des Kapitalismus. Sie bringt das Unglaubliche fertig, die Menschen überstandene Todesgefahren vergessen und morgige als gering erscheinen zu lassen. Ich erinnere mich an die Kriegsjahre, als ich K. kennenlernte: Ihre Familie war ausgebombt, hauste eng und unfreundlich in ein paar kleinen Zimmern. Ihr Vater, Angestellter in einer Zahnradfabrik, die für die Rüstung arbeitete, ja, erst durch diese groß geworden war, war mit uns darin einig, daß der Krieg hoffnungslos verloren, jeder Tag nur eine Vergrößerung der Opfer und Leiden sei. In den Gängen standen die Koffer umher, in denen das Nötigste an Kleidung und sonstigem Besitz in die Luftschutzkeller mitgenommen wurde. Alle sagten: „Nur so etwas nie wieder. Lieber hungern und frieren, als jede Stunde vom Tod bedroht zu sein und nicht zu wissen, was der nächste Tag bringt.“

Heute scheint dies vergessen zu sein. Die Familie hat ihre alte freundliche Wohnung wieder. Materiell geht es recht und schlecht um. Der Lebensstandard ist nicht mehr so hoch wie vor dem Krieg, aber immerhin ausreichend. Die „kleine Welt“ ist wieder intakt. Was draußen vorgeht – nun, man macht sich seine Gedanken, aber man zieht keine Folgerungen als Citoyen¹⁶⁷. Dem Vater, einem alten, eingefleischten Sozialdemokraten, sind die Zusammenhänge zwischen Monopolkapitalismus, Wirtschaftskrisen und Krieg leidlich bekannt. Er gibt sich keinen Illusionen über die Rolle der USA und der Adenauer-Regierung hin. Aber die Vorbehalte gegenüber der Sowjetunion, den Volksdemokratien, der DDR, dem Kommunismus insgesamt sind letzten Endes noch stärker. Das ist es, was die Widerstandskraft gegen den Krieg der Imperialisten auf deutschem Boden lähmt. Natürlich macht „der Russe“ keinen Krieg; diese Prämisse wird ohne weiteres zugestanden. Brauchen die Amerikaner, das heißt, das amerikanische Monopolkapital seinen Krieg? Gewiß. Aber: „Der Russe“ versucht, die Herrschaft über Deutschland auf kaltem Weg zu erreichen. Im übrigen können wir Deutschen gar nichts machen, daß der Krieg kommt. Das sieht dann im privaten Leben so [...] aus: Rasonieren beim Zeitungslesen und Rundfunkhören und am Stammtisch, Ausfälle gegen die eine wie die andere Seite, vor allem aber Daraufbedachtsein, die augenblickliche relative Sekurität nicht zu gefährden, sondern sie so lange es geht auszukosten. Bei K. sieht das so aus: Sie „sympathisiert“ mit links, studiert „auch“ den Marxismus neben dem, was man wissen muß, um ein gutes Staatsexamen hinter sich zu bringen, ist hin- und hergerissen von Gefühlen, zieht sich nach Exkursionen in die wirkliche Welt „des wachen Menschen“ (man kennt seinen Heraklit) in die vier sicheren Wände, in die Illusion zurück.

K.s helles, aber verträumtes Gesicht war bekümmert, als sie bei mir am Bett saß. Das „Zwar“ und „Aber“ spiegelte sich in ihren Zügen. Das hieß: Zwar haben wir theoretisch gemeinsame Ideale, daneben ist in mir, und ich hoffe in dir, noch diese und jene Stunde lebendig, aber praktisch, nun, kriegst du Lö-

¹⁶⁷ Französisch für „Bürger“, „Staatsbürger“.

cher in den Kopf weg, bist in jeder Hinsicht gefährdet, kann ich es mir einfach nicht erlauben, deine Sache zu der meinigen zu machen. Das war es, was im Grunde hinter den gewechselten Blicken und Worten stand. Wir waren beide erregt, ohne es zuzugeben, erregt von einander. Ich übersah sogar F.¹⁶⁸ eine zeitlang, der sich verabschieden wollte. Zuneigung ist eine ernste Sache, besonders dort, wo sie gefährdet ist. Geben wir unsere Bemühungen nicht häufig zu früh auf oder verzichten auf die Erringung des ganzen Menschen, indem wir uns mit Halbheiten begnügen? Schreibe ich das so, erscheint es mir fast wie eine Selbstaufmunterung. Ich werde nämlich das Gefühl nicht los, daß K. für die nächste Zeit für meine, für unsere Welt verloren ist, trotz der roten, noch geschlossenen Blume, die sie mir mitgebracht hat [...].

Wider Erwarten und Ankündigung fand am Nachmittag eine Betriebsratsvorsitzenden-Vollversammlung zum Thema „Wehrbeitrag“ statt. Sie war ursprünglich für Montag, den 11.2., also nach der Außerordentlichen Landesdelegiertenkonferenz festgesetzt, die sich ebenfalls ausschließlich mit der Frage der Wiederbewaffnung beschäftigen soll. Es scheint, daß der Kreisausschuß München des DGB unter Leitung von Linsert nicht mehr umhin konnte, noch länger den Protesten aus den Betrieben gegen die Zustimmungserklärungen Fettes und [vom] Hoff's auszuweichen. Es scheint aber auch, daß es im Gewerkschaftshaus einige Kollegen gibt, die von sich aus gegen die Remilitarisierung vorzugehen bereit sind. [...]

6.2.52

[...] U. berichtet von der gestrigen Betriebsratsvorsitzendenvollversammlung. Die über tausend Betriebsfunktionäre zwangen dem stellvertretenden Landesbezirkvorsitzenden des DGB, SPD-Bundestagsabgeordneten Max Wöner, ein striktes Nein gegen die Remilitarisierung ab. An allen Stellen, wo Wöner versuchte, dem Standpunkt der Fette und vom Hoff und der rechten SPD-Führung das Wort zu reden, sei er von Zwischenrufern unterbrochen worden, die immer wieder eine klare, unbedingte Ablehnung der Adenauerschen Wiederbewaffnung verlangten. Die Diskussionsredner hätten übereinstimmend berichtet, daß die Belegschaften rebellisch seien, weil sie wüßten, daß die von Hoff empfohlene und angepriesene „Betriebsfeuerwehr“ in Wahrheit als der eigentliche Brandstifter für den dritten Weltkrieg fungieren würde. Außerdem bangten die Arbeiter vor neuen Unterdrückungsmaßnahmen, neuen Steuern, neuen Preissteigerungen, Produktionseinschränkungen der Gebrauchsgüterindustrie. In einer Resolution wurde die für kommenden Sonntag angesetzte Außerordentliche Landesdelegiertenkonferenz aufgefordert, die Remilitarisierung abzulehnen. U. bezeichnete das Auftreten der kommunistischen Betriebsratsvorsitzenden als erfreulich. Auffallend war im übrigen, daß die Presse nicht zugelassen war. Man kann dies nur so auslegen, daß es der rechten Gewerkschaftsführung darauf ankommt, die Verbreitung

¹⁶⁸ Anonymisiert durch Bearbeiter.

des Neins der Münchner Betriebsratsvorsitzenden zu verhindern. Die Behauptung, es handle sich um eine innergewerkschaftliche Angelegenheit, ist absurd.

Mehrere Sprecher verlangten die Vorbereitung von außerparlamentarischen Kampfmaßnahmen, darunter von Protesten, Warnstreiks und Generalstreik.

Sollen die außerparlamentarischen Kampfmaßnahmen erfolgreich sein, muß sich die Arbeiterschaft der Unterstützung aller Kräfte [ver]sichern. Dies kann man nicht ohne psychologische Vorbereitung. Daß Wönner natürlich über die Beschlüsse der Vollversammlung sehr wenig begeistert war, läßt sich leicht begreifen. Er war es ja gerade, der von der Bundestagsfraktion der SPD gegen die Zustimmungserklärung vom Hoffs vorgeschickt worden war, indem er die zu erwartende Reaktion der unteren Einheiten von DGB und SPD durch die Feststellung aufzufangen versuchte, eine Entscheidung über einen deutschen „Wehrbeitrag“ liege ausschließlich bei den politischen Institutionen. Und nun bestanden die Münchner Betriebsratsvorsitzenden auf der Vorbereitung von außerparlamentarischen Aktionen, die gerade er zu verhindern suchen muß! Schlau wie er ist, soll er natürlich der Stimmung der Versammlung Rechnung getragen und sich zu dem unbedingten Nein bequemt haben. Aber die Betriebsratsvorsitzenden haben allen Grund, auf der Hut zu sein. Der Kreisausschußvorsitzende Linsert sprach im Deutschen Museum die Wahrheit aus, als er vor den Kollegen und Genossen warnte, die sich jetzt an die Spitze der antimilitaristischen Bewegung zu setzen versuchten, um sie dann abzuwürgen. Erinnerte er sich vielleicht des Magdeburger „Dolchstoß“-Prozesses von 1924¹⁶⁹, wo die rechten SPD-Führer, voran Friedrich Ebert, Enthüllungen machten, wie eine solche Untergrabung einer Massenbewegung zu bewerkstelligen ist? Ebert, Scheidemann und Braun waren es schließlich, die den großen Munitionsarbeiterstreik im Januar 1918 zu Fall brachten, indem sie es verstanden, sich mit den USPD-Führern in die Streikleitung delegieren zu lassen. Ebert erklärte, vorbildlich für unzählige andere Verrätereien der degenerierten Sozialdemokratie: „Ich bin mit der Absicht in die Streikleitung eingetreten, den Streik zum schnellsten Abschluß zu bringen und eine Schädigung des Landes zu verhindern.“ Scheidemann sekundierte: „Wenn wir nicht in das Streikkomitee hineingegangen wären, dann würde wahrscheinlich das Gericht heute nicht tagen können und dann wäre der Krieg und alles andere meiner festen Überzeugung nach schon im Januar erledigt gewesen.“

Um dieses „Schon“ geht es auch heute wieder. Die rechten Verräter wissen, daß es darauf ankommt, den Generalstreik gegen die vom Volke nicht ge-

¹⁶⁹ Im Jahre 1924 wies ein Magdeburger Gericht eine Verleumdungsklage des Reichspräsidenten Friedrich Ebert (SPD) mit dem Argument zurück, dieser habe sich wegen Mitwirkung in einer Streikleitung im Vorfeld der Novemberrevolution von 1918 faktisch des Hochverrats schuldig gemacht; Ebert starb wenige Wochen nach diesem ihm ehrenrührig erscheinenden Urteil.

wünschte Remilitarisierung zu verhindern, andernfalls es mit dem amerikanischen Krieg und seinen Geschäften, der Herrschaft der deutschen und internationalen Imperialisten und Lakaien „schon“ morgen aus ist. Bleibt der Druck von unten, führt die Stimmung der Massen wirklich zu entscheidenden Kampfmaßnahmen, werden sie sich an der Spitze befinden und sich als Retter des Vaterlandes aufspielen. Siegt schließlich die Reaktion, werden sie sich darauf berufen, daß sie es waren, die „seinerzeit das Schlimmste verhindern“; das mindeste, was dann fällig sein kann, ist eine Pension auf Lebensdauer. Wönner soll sehr verdrossen den Salvatorkeller verlassen haben. Ich bin überzeugt: auch fest entschlossen, die Betriebsratsvorsitzenden wieder einmal zu prellen.

In der „großen Politik“ von „Klein-Europa“ ist erneut eine sogenannte Krise ausgebrochen. Adenauer hat sie nach der bewährten Methode: Vorprellen, abwarten, dementieren und weiterwühlen ausgelöst, indem er vor der CDU-Bundestagsfraktion erklärte, die Unterzeichnung des General(kriegs)vertrages und des Verteidigungsvertrages setze voraus, daß Frankreich die deutschen Wünsche hinsichtlich der Saar¹⁷⁰ und der Aufnahme in den Atlantic-Pakt¹⁷¹ respektiere und dann, als die Reaktion in Frankreich sehr scharf war, die Meldung als falsch bezeichnen ließ. Die kommunistische Presse hat gewiß recht, wenn sie aufdeckt, daß die ganzen Lamentationen über mangelnde Demokratie an der Saar von seiten der CDU und auch der SPD eitel Ablenkungsmanöver von der Frage: „Wehrbeitrag“ oder nicht? sind, nachdem Frankreich noch nie einen Zweifel darüber gelassen habe, welche Ziele es an der Saar verfolge. Aber mit den Forderungen Adenauers zeigt der wiedererstandene deutsche Imperialismus zum ersten Mal wieder nach Westen seine Zähne. „Combat“ spricht laut Bericht der „Süddeutschen“ von einer „Brutalität“ des Bundeskanzlers, die beweise, daß die Bundesrepublik dem Deutschland Wilhelms II. und Hitlers gleiche und daß jeder deutsche Kanzler den Ehrgeiz habe, in den Fußstapfen Bismarcks zu marschieren und Europa den deutschen Willen aufzuzwingen. Wenn „Le Monde“ hofft, daß die „Maßlosigkeit“ des Adenauerschen „Ultimatums“ endlich auch den Amerikanern die Augen öffnen werde, so ist dies freilich so, wie wenn ein von Erpressern Bedrohter an den Chef der Bande appelliert. Dem amerikanischen Großkapital paßte die Entstehung des

¹⁷⁰ Das deutsche Industrie-Revier an der Saar hatte bereits zwischen 1920 und 1935 unter französischer Verwaltung gestanden; 1946 gliederte Frankreich das Saarland aus seiner deutschen Besatzungszone aus und stellte es als autonomes Gebiet unter französischen Schutz; 1954 vereinbarten Frankreich und die Bundesrepublik das „Saarstatut“, welches das Saarland bis zum Abschluß eines allgemeinen Friedensvertrags unter ein Kommissariat der „Westeuropäischen Union“ stellen sollte; das Statut wurde jedoch von der großen Mehrheit der Saarländer in einer Volksabstimmung 1955 abgelehnt, was den Beitritt des Saarlandes zur Bundesrepublik 1957 zur Folge hatte.

¹⁷¹ Andere Bezeichnung für die NATO; damals lehnte Frankreich einen gleichberechtigten NATO-Beitritt der Bundesrepublik ab und propagierte daher eine parallele „Europäische Verteidigungsgemeinschaft“ (EVG).

hitlerschen „Großdeutschland“ in die Bilanz, erst recht natürlich die jetzigen Versuche Adenauers, das bundesrepublikanische „Kleindeutschland“ zu einer aggressiven Plattform gegen den Osten zu machen. Hitler mußte mit der Lüge operieren. Unter solchen Bedingungen kann die Rücksicht auf Frankreich nur mehr bedingt sein. Die Losung lautet: Freie Bahn den Tüchtigen an Rhein und Ruhr.

In unserem Saal wird ein Artikel in der SZ von Erich Kuby stark beachtet, der überschrieben ist: „Die politische Orange von Oberhof“. Er beschäftigt sich mit den III. Wintersportmeisterschaften der DDR in Thüringen¹⁷². Der Ton ist, wie bei Kuby gewöhnt, wenn er über etwas hinter dem Eisernen Vorhang oder etwas, was ihm „kommunistisch infiziert“ oder „inspiriert“ erscheint, zu berichten hat, hämisch und böse. Aber er sieht sich neben oberflächlichsten Verallgemeinerungen auch zu Feststellungen gezwungen, die für den westdeutschen Leser sehr interessant sind. So teilt er mit, daß die Preise in den HO-Gaststätten nicht höher sind als in Frankfurter und Düsseldorfer erstrangigen Lokalen, auch wenn die Preise im Verhältnis 1:1 gehalten sind. Schulz bemerkt dazu: „Da hat er nicht einmal die ganze Wahrheit gesagt. Ich weiß aus eigener Anschauung, daß die Grundlebensmittel in der DDR im wesentlichen noch so viel kosten wie vor und während des Krieges. Sie sind also viel billiger. Es ist lauter Schwindel, wenn es hier herüber immer heißt, daß die Leute drüben hungern. Meine Schwägerin hatte die Leitung des Konsums in meinem Heimatort, ich habe sie zweimal bei der Bilanz unterstützt. Ich kenne die Umsätze, ich war selber in den Läden und konnte mich vergewissern, wer was einkauft. Ich will es ganz offen sagen: Drüben könnte ich mir als Maurer mehr erlauben als hier herüber. Meine Familie kann sich schon wochenlang kein anderes Fleischgericht als Roßwurst¹⁷³ gestatten. Sie muß tagelang mit einem Abendessen aus Pellkartoffeln vorlieb nehmen. Ich bin der Anschauung, die DDR handelt falsch, wenn sie solchen Burschen wie diesem Kuby einen kostenlosen Aufenthalt in Oberhof und vielleicht darüber hinaus vermittelt. Es gäbe genügend andere Menschen hier herüber, die eine Reise in die DDR verdienten und sie nicht zu so dreckigen Bemerkungen wie dieser Kuby benutzen würden.“ [...]

Beim alltäglichen Verbinden hatte mir Assistenzarzt Dr. B. den Turban vom Kopf gehoben und sich daran gemacht, die Fäden aus der Narbe zu entfernen. Es gab etliche Schmerzen, die rasch vorbei waren. Die Wunde sei glänzend verheilt. [...] Nachdem nun der Arzt nochmals einen leichten Verband angelegt und sich entfernt hatte, setzte sich Schulz an mein Bett und stellte mir ohne Übergang die Gewissensfrage: „Sagen Sie, Sie sind doch ein alter Genosse?“

Ich hielt ihn hin: „Woher wollen Sie das wissen?“ „Das ist doch klar. Einmal sind Sie beim Berliner Rundfunk, dann die Besucher, die zu Ihnen kommen, das

¹⁷² Die seit 1950 alljährlich veranstalteten DDR-Wintersportmeisterschaften fanden Anfang 1952 zum dritten Mal statt.

¹⁷³ Pferdefleisch.

sind doch lauter linke Leute, das sieht man ihnen doch an. Sie wissen mir zu gut Bescheid in gewissen Fragen“, schloß er lächelnd. „Und Du?“ fragte ich ihn, „bist Du auch Mitglied der KPD, nachdem Deine Verwandten drüben bei der SED sind?“ Schulz verneinte. Er begründete es folgendermaßen: „Ich bin nach dem Krieg in dieses Bauerndorf N. gekommen. Dort gibt es überhaupt keinen Kommunisten. Die Genossen in K. wiederum sind nach meiner Meinung ausgesprochene Sektierer. Sie haben gegenüber den Flüchtlingen¹⁷⁴ in dasselbe Horn geblasen wie die übrigen Einheimischen. Ich habe mich schon oft gefragt, warum die Landesleitung solche Genossen in der Kreisleitung duldet. Ich habe einige Male versucht, mit Ihnen in Kontakt zu kommen, aber sie waren zugeknöpfter als die SPD. Auf dem Dorf, wo ich lebe, gibt es jetzt einige parteilose Linke; dazu kommt ein alter SPD-Genosse, der mit seiner Parteiführung unzufrieden ist. Aber Du weißt ja selber, wie schwierig es ist, auf dem Dorf aktiv zu werden. Man hat zu wenig Unterstützung, außerdem sind die meisten die ganze Woche über auswärts an der Arbeit. Beim Bau ist es natürlich etwas anderes. Ich bin selbstverständlich gewerkschaftlich organisiert und auf den Betriebs- und Gewerkschaftsversammlungen entsprechend aufgetreten. Durch meinen Unfall ist jetzt die ganze Aufklärungsarbeit bei meinen Kollegen wieder ins Wasser gefallen. Gesinnungsmäßig war fast unsere ganze Gruppe kommunistisch, aber das reicht ja unter den jetzigen Bedingungen nicht mehr aus.“ Wir unterhielten uns noch länger über die Frage, wie er anderweitig aktiv werden könne, nachdem er beruflich für die nächsten Monate untauglich ist. Ich bin entschlossen, ihm zu helfen, so weit es möglich ist. Er ist der Typ des klassenbewußten Arbeiters. Er muß unbedingt Mitglied unserer Partei werden. Außerdem kann er als Volkskorrespondent für den Berliner Rundfunk arbeiten. [...]

7.2.52

In meiner Mappe steckt immer noch der Roman „Die Jugend des Königs Henri Quatre“ von Heinrich Mann¹⁷⁵. [...] Bestimmt eines der besten Bücher, die je in deutscher Sprache geschrieben wurden. Heinrich Mann spielt mit der Sprache wie ein eleganter Reiter mit seinem Pferd. Er setzt Historisch-Dokumentarisches in echtes Leben um. Den Höhepunkten: der Darstellung der Bartholomäusnacht¹⁷⁶ und der Ergreifung der Krone¹⁷⁷ gehen klassische Prä-

¹⁷⁴ Flüchtlinge und Vertriebene aus den früheren deutschen Ostgebieten und aus Osteuropa.

¹⁷⁵ Der zweibändige Roman von Heinrich Mann über den französischen König Heinrich IV. (reg. 1589–1610), der in einem Zeitalter unversöhnlicher konfessioneller Fronten auf pragmatische, volksnahe Politik setzte, entstand im französischen Exil in den Jahren 1935–1938.

¹⁷⁶ Die Bartholomäusnacht war ein 1572 auf Befehl der Königin-Mutter von Frankreich, Katharina von Medici, verübtes Massaker an den in Paris versammelten Führern der französischen Protestanten (Hugenotten), die dort die Hochzeit des protestantischen Königs Heinrich von Navarra – des späteren Heinrich IV. von Frankreich – mit einer Angehörigen des katholischen Königshauses der Valois mitgefeiert hatten.

¹⁷⁷ Nachdem ein Mönch 1589 Heinrich III., den letzten französischen König aus dem Hause Valois, ermordet hatte, erbte Heinrich von Bourbon, König von Navarra, die fran-

ludien voraus. Im Finale bleibt der Ton stark, hoch und hoffend. Einen Dank an Frankreich das Buch zu nennen¹⁷⁸, ist zu wenig. Es ist eine Selbstaufrichtung, Ermunterung des Autors an die Idee der Freiheit, der realen, „unten“ wurzelnden Demokratie inmitten der faschistischen Unterdrückung, der Diktatur der Herrenmenschen. Es ist nur gut, daß die DDR sich des Erbes von Heinrich Mann angenommen hat¹⁷⁹. Vom romantischen zum kritischen Realisten, von diesem zum sozialistischen Antifaschisten, der bemüht ist, mit seiner Feder der Verteidigung des realen Humanismus zu dienen und nicht zuletzt zum Bewunderer der Sowjetunion, dies ist der Weg des Bürgers Heinrich Mann. Für ihn kann es im augenblicklichen Deutschland nur dort eine wirkliche Verehrung geben, wo die gesellschaftlichen Grundlagen des Faschismus beseitigt sind, und das ist nur in der Deutschen Demokratischen Republik der Fall¹⁸⁰. Leider bin ich immer noch so mitgenommen, daß mir das Lesen unmöglich ist.

Heute findet in Bonn die seit langem angekündigte und mit genauer Festlegung der Sprechzeiten ausgestattete Debatte über den „Wehrbeitrag“ statt. Der Rundfunk überträgt sie. Als erster soll Adenauer sprechen¹⁸¹. Die „Süddeut-

zösische Krone; diese vermochte er sich allerdings erst zu sichern, als er 1593 zum Katholizismus übertrat (angeblicher Ausspruch: „Paris ist eine Messe wert“); seither versuchte König Heinrich IV. die konfessionellen Gegensätze auszugleichen und seinen früheren hugenottischen Glaubensbrüdern Toleranz zu sichern, weshalb er 1610 von einem katholischen Fanatiker ermordet wurde.

¹⁷⁸ Heinrich Mann hatte zeitlebens die französische Kultur verehrt und sich darüber während des Ersten Weltkrieges mit seinem Bruder Thomas Mann heftig überworfen; zur Zeit der Entstehung des „Henri Quatre“ gewährte Frankreich dem Schriftsteller überdies Asyl vor der Verfolgung durch das deutsche NS-Regime.

¹⁷⁹ Heinrich Mann, seit der deutschen Besetzung Frankreichs 1940 im US-Exil, hatte 1949/50 seine Bereitschaft zur Rückkehr nach Deutschland und zur Mitarbeit in der DDR erklärt: die DDR verlieh ihm 1949 den „Nationalpreis I. Klasse für Kunst und Literatur“ und ernannte ihn – den einstigen Direktor der Sektion Literatur der Preußischen Akademie der Künste bis 1933 – zum Präsidenten der in Ost-Berlin neu geschaffenen „Deutschen Akademie der Künste“ (DAK); allerdings starb Mann 1950 noch vor Amtsantritt in den USA; die DAK nahm sich der Neuherausgabe seiner Werke an, seit 1953 wurde ein „Heinrich-Mann-Preis“ für Literatur verliehen, 1961 wurde seine Urne in die DDR überführt; diese SED-Vereinnahmung unterschlug völlig, daß Heinrich Mann eine vehemente Abneigung gegen den von Walter Ulbricht verkörperten kommunistischen Funktionärstyp hatte; vgl. dazu Alfred Kantorowicz, Deutsches Tagebuch, 2 Bde., hier Bd. 2, Berlin (West) 1980, S. 74f.

¹⁸⁰ Breitenwirksam in der DDR-Pflege des „Erbes“ von Heinrich Mann war die 1951 durch den Regisseur Wolfgang Staudte (1906–1984) erfolgte DEFA-Verfilmung des wilhelminismuskritischen Romans „Der Untertan“ von 1918; der Film durfte in der Bundesrepublik erst ab 1956 gekürzt und seit den 1970er Jahren ungekürzt gezeigt werden; zur DDR-Situation notierte Kantorowicz 1951: „Vor ein paar Tagen sahen wir den Film ‚Der Untertan‘ – die [...] Bloßstellung des gesinnungstüchtigen Bürgers von 1910. Hat sich außer den Bezeichnungen, den Uniformen und anderen Äußerlichkeiten substantiell etwas geändert? Der Untertan von heute prosperiert hierzulande wie Anno dazumal.“ Vgl. Alfred Kantorowicz, Deutsches Tagebuch, 2 Bde., hier Bd. 2, Berlin (West) 1980, S. 221.

¹⁸¹ Am 7. Februar 1952 gab Bundeskanzler Adenauer eine Regierungserklärung „zur Frage eines deutschen Verteidigungsbeitrages und der Errichtung einer Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“ ab, über die zwei Tage debattiert wurde; vgl. Chronik: Debatten –

sche Zeitung“ bringt dazu ein Interview mit dem bayerischen Ministerpräsidenten Ehard. Das sanftlebige Fleisch aus Franken¹⁸² hofft darin, daß die fällige Europa-Armee „den Begriff des Militarismus überwindet“. Selbstverständlich widerspricht nach Herrn Ehards Auffassung das Grundgesetz in keiner Weise einer Remilitarisierung. Die „Wehrhoheit“ ist außerdem ausschließlich Bundes-sache. An Militärreservatsrechte, wie [sie] 1871 durch Verträge beim Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich geschaffen wurden¹⁸³, könne kein vernünftiger Mensch mehr denken. Dagegen, so äußert sich Ehard weiter, „werden wir, wenn es so weit ist, den allergrößten Wert auf die Herstellung und Sicherung eines landsmannschaftlichen Charakters sowohl der Militärverwaltung als auch der in Bayern stationierten Truppen legen.“ Herr Ehard – man höre und staune über so viel Entgegenkommen gegenüber den bayerischen Opfern einer Remilitarisierung – betrachtet es z.B. als selbstverständlich, „daß das Rekrutierungssystem von bayerischen Landsleuten gehandhabt wird. Ebenso, daß im allgemeinen die in unserem Lande stehenden und aus Bayern bestehenden Truppeneinheiten auch von bayerischen Offizieren befehligt werden. Wir werden also alles in allem darauf sehen müssen, daß die neue Wehrmacht nicht als ein neues Mittel zentralistischer Integration bewußt wird“. Welche Haltung, welche Verteidigung des Föderalismus! So spricht nur ein Patriot! Neue Wrede's¹⁸⁴, nützt diese geschichtliche Stunde! Heraus, bayerische Feldwebel, euch allein gehören die Kasernenhöfe auf bayerischem Boden! Man weiß „alles in allem“ nicht, soll man sich mehr über die Unverschämtheit oder Naivität dieses „Politikers“ wundern, der sich so gern in der Rolle des „Landesvaters“ gefällt. Seine Devise: „Bayerisch sterben im Bonner Verderben“! Das nennt man Fortschritt seit jenem berüchtigten „Lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben“¹⁸⁵.

Gesetze – Kommentare. Deutscher Bundestag 1949–1953. 1. Legislaturperiode. Eine Dokumentation, hrsg. v. Presse- und Informationszentrum des Deutschen Bundestages, Stuttgart o.J., S. 144–153.

¹⁸² Spott über den bayerischen Ministerpräsidenten Ehard (CSU), abgeleitet von der Schmähung des Reformators Martin Luther (1483–1546) durch seinen radikalen Konkurrenten Thomas Müntzer (1489?–1525) als „sanftlebiges Fleisch aus Wittenberg“, nachdem sich Luther 1525 im Deutschen Bauernkrieg auf die Seite des Adels gestellt hatte.

¹⁸³ Bei Gründung des Deutschen Reiches 1870/71 hatte der Hegemonialstaat Preußen, der fortan den deutschen Kaiser stellte, den süddeutschen Königreichen Bayern und Württemberg im Unterschied zu den übrigen Bundesstaaten „Reservatsrechte“ zugestanden; Bayern erhielt die größten Sonderrechte; zwar hatte Preußen auch in Militärkonventionen mit Sachsen 1867 und Württemberg 1870 die Militärhoheit der dortigen Könige anerkannt, diese jedoch durch ein Inspektionsrecht des preußischen Königs sofort wieder ausgehöhlt; der preußisch-bayerische Militär-Vertrag von 1870 hingegen legte einvernehmliche Regelungen fest; dennoch hatte das bayerische Militärreservatsrecht seine Bedeutung längst verloren, bevor es 1918 durch die Revolution beseitigt wurde.

¹⁸⁴ Anspielung auf den bayerischen Generalfeldmarschall Carl Philipp von Wrede (1767–1838), der als Oberbefehlshaber der bayerischen Armee erst auf Seiten Napoleons, dann gegen diesen gekämpft hatte.

¹⁸⁵ Überlieferte Treuebekundung der bayerischen Bevölkerung gegenüber ihrem wittelsbachischen Herrscher, dem Kurfürsten Max Emanuel (+1726), nachdem dieser während

P. ist der erste, der mir am Mittag, als er mich besucht, Teile der Adenauer-Rede zu berichten vermag. Er hat den Eindruck, daß Adenauer schwächer denn je argumentierte. Im Grunde habe er nur eine Variation der hitlerschen und goebbelschen Hetze gegen die Sowjetunion fertiggebracht. Die Zwischenrufe sollen ihn zu einem höchst bemerkenswerten, seine ganze Auffassung von Demokratie kennzeichnenden Schritt veranlaßt haben. Er habe nämlich [...] von Bundestagspräsidenten Dr. Ehlers verlangt, daß er seine ganzen Machtbefugnisse aufwende, um ihm, Herrn Adenauer, „die Ruhe und Achtung zu verschaffen in diesem Hause, auf die ich einen Anspruch habe“. Ehlers soll der Aufforderung mit der Mahnung nachgekommen sein, die vorgesehene Redezeit nicht vorher durch Zwischenrufe zu verbrauchen¹⁸⁶. Ein in der parlamentarischen Geschichte unglaublicher Vorgang, durch den die Volksvertretung zu einer Volksschulklasse herabgewürdigt wird, die mit aufgelegten Fingern den Ausführungen des Herrn Lehrers zu folgen hat. Was unterscheidet sich dieser Bundestag mit seiner Hinnahme einer solchen „Mahnung“ noch viel vom Männergesangsverein des hitlerschen Reichstags¹⁸⁷? In einigen demokratischen Formalitäten, sonst in nichts. Adenauer soll weiterhin, was nicht anders zu erwarten war, nachzuweisen versucht haben, daß eine Remilitarisierung dem Grundgesetz nicht widerspreche und die SPD-Klage beim Verfassungsgericht überflüssig sei¹⁸⁸. Wiederum: Der Herr Bundeskanzler fühlt sich berechtigt, eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vorwegzunehmen. Hat er sich etwa mit Herrn Höpker-Aschoff und den anderen Richtern schon so unwiderruflich verständigt?¹⁸⁹ Das läßt Schlüsse auf sonst übliche Praktiken in dieser sogenannten Demokratie zu.

des Spanischen Erbfolgekrieges 1705 durch eine kaiserlich-österreichische Besatzungsarmee aus seinem Stammland vertrieben worden war.

¹⁸⁶ Während dieser wichtigen Bundestagsdebatte war Adenauer „fiebernd und in schlechter Verfassung“; vgl. Hans-Peter Schwarz, Adenauer. Der Aufstieg 1876-1952, Stuttgart 1986, S. 907.

¹⁸⁷ Anspielung auf die völlige Bedeutungslosigkeit des „gleichgeschalteten“ Reichstags während des NS-Regimes.

¹⁸⁸ Wegen dieser Einschätzung griff SPD-Oppositionsführer Ollenhauer den Bundeskanzler in der EVG-Debatte vom Februar 1952 scharf an; die SPD-Bundestagsfraktion hatte im Januar 1952 die von Adenauer angestrebte Einführung der Wehrpflicht für unvereinbar mit dem Grundgesetz erklärt und beim Bundesverfassungsgericht eine Feststellungsklage erhoben, wonach ein solches „Wehrgesetz“ vom Bundestag nur mit verfassungsändernder Zweidrittel-Mehrheit verabschiedet werden dürfe; die Regierung fürchtete eine positive Entscheidung des SPD-dominierten zuständigen Senats (die aber 1953 negativ ausfiel) und setzte das Verfassungsgericht öffentlich unter Druck; vgl. Dierk Hoffmann, „Das Bundesverfassungsgericht im politischen Kräftefeld der frühen Bundesrepublik. Die Auseinandersetzung um die Westverträge 1952-1954“, in: Historisches Jahrbuch 120.2000, S. 227-273.

¹⁸⁹ Im Gegenteil steuerten Bundesregierung, -präsident und -verfassungsgericht 1952/53 nicht auf geheime Absprachen, sondern auf einen scharfen öffentlichen Institutionenkonflikt zu, der den gegen das Verfassungsgericht exponiertesten Regierungsvertreter – Bundesjustizminister Dehler (FDP) – schließlich zum Rücktritt zwang; vgl. Udo Wengst, Thomas Dehler 1897-1967. Eine politische Biographie, München 1997, S. 202-222.

P. [...] behauptet, der Kreisausschußvorsitzende des DGB in München, Linsert, verfüge über einen vertraulichen Bericht, aus dem hervorgehe, daß die KPD beabsichtige, durch Delegationen aus Betrieben, Ansammlungen vor dem Gewerkschaftshaus und FdJ-Sprechchöre den Verlauf der außerordentlichen Landesdelegiertenkonferenz [des DGB] am kommenden Sonntag zu beeinflussen oder zu stören. P. ist der Ansicht, daß die Unterlagen [...] wirklich aus dem [KPD-]Parteihaus in der Widenmayerstraße stammen. Linsert habe angedroht, sofort die Polizei anzufordern und die ganze Umgebung des Gewerkschaftshauses absperren zu lassen. Ich werfe ein: „Er ist also sehr besorgt, daß Fette und vom Hoff nicht gestört werden, wenn sie ihre Verdummungen anzubringen versuchen“, aber P. gibt zu bedenken, daß das Korreferat, das der Landesbezirksleiter von IG Metall, Erwin Essl, halten soll, scharf und eindeutig gegen jeden „Wehrbeitrag“ gerichtet ist, so daß berechtigte Aussicht bestehe, ein unbedingtes Nein der Konferenz auch auf „parlamentarische“ Weise durchzudrücken. Essl selber soll ein knieweiches, verworrenes Referat vorgelegt haben, das in allen entscheidenden Punkten umgearbeitet wurde und einen unmißverständlich ablehnenden Standpunkt propagiert. Fragen: Stimmt es, daß Linsert eine solche Mitteilung besitzt? Wenn ja, woher hat er sie? Ist es auf alle Fälle klüger, keine Aktionen zu machen, um Fette und Hoff nicht die Gelegenheit zu geben, die Stimmung für sich zu wenden, indem sie behaupten, die Kommunisten versuchten die Konferenz unter Druck zu setzen? Was dann, wenn die Delegierten auf den Leim von Fette und von [vom] Hoff gehen? Jedenfalls muß mit den führenden Genossen noch einmal gesprochen werden [...].

Strategie und Taktik, das alte Problem. P. bezeichnet den Genossen A. von der Abteilung A & S¹⁹⁰ als zu radikal. Er verpfusche mehr, als er gut mache. Ich befürchte, daß er bei Beispielen, die er zum Beweis anführt, recht hat. Dabei kennt Genosse A. immerhin die Kardinalschrift für jeden aktiven deutschen Kommunisten, „Der Radikalismus, die Kinderkrankheit im Kommunismus“ von Lenin. Als ich die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, insbesondere die der KPD in der Weimarer Republik studierte, fiel mir immer wieder auf, wie wenig die deutschen Kommunisten in der Praxis die Leninschen Ratschläge befolgten und ständig zwischen Radikalismus und Opportunismus hin- und herpendelten. Ich kann mich heute noch nicht von dem Zweifel befreien, daß führende Funktionäre der damaligen KPD die Leninsche Schrift nicht einmal gelesen haben. Heute ist es nun so, daß die leitenden Genossen den „Radikalismus“ zwar theoretisch kennen, aber in der Praxis noch nicht fähig sind, die konkrete revolutionäre Linie zwischen der Scylla Radikalismus und Charybdis Opportunismus zu finden. Dies kommt daher, daß sie zu wenig Kontakt mit allen Seiten der Gesellschaft haben, wie es Lenin verlangte, daß sie häufig nicht imstande sind, in den nichtkommunistischen Massenorganisationen zu arbeiten, daß sie alles vom roten Tisch ihres Büros aus anse-

¹⁹⁰ Abteilung Arbeit und Soziales beim Landesvorstand der bayerischen KPD.

hen, statt sich an möglichst viele andere zu setzen und diese zu roten zu machen. Mit dem Urteil: Mangel an Dialektik ist natürlich nichts getan, auch wenn es zutrifft. Es gibt nur einen Weg, nämlich selber das Seinige beizutragen, um Schwächen der anderen überwinden zu helfen, vor allem aber die seinigigen zu beseitigen. In diesem Zusammenhang zeigt sich die ganze Borniertheit und Unkenntnis der bürgerlichen Presse, wenn sie in Glossen und Artikeln über die in der DDR in Gang gekommene Kritik und Selbstkritik herfällt. Weder eine revolutionäre Partei noch eine neue Gesellschaft fallen vom Himmel. Haben beide nicht den Mut, ihre Fehler einzugestehen und aus ihnen zu lernen, ist es um sie geschehen. Zu bedauern ist nicht, daß die Kritik alle Gebiete des Lebens umfaßt, sondern daß sie es nicht schon längst getan hat. [...]

Unter der Post [...] interessiert mich vor allem ein Brief von Mutter. Sie schreibt, daß es ihr nicht gut geht. Das Ischias setzt ihr sehr zu. Sie befürchtet sogar, überhaupt nichts rechtes mehr zu werden. Ich weiß, sie hat vor nichts mehr Angst, als daß sie eines Tages nicht mehr voll arbeitsfähig ist. Sie meint, daß es ihr so geht, wie unzähligen anderen Frauen, die dann unwert sind und auf deren Tod nur gewartet wird. Was soll ich ihr schreiben, wie sie trösten? Das Beste wird sein, ich ersuche Dr. B., sie aufzusuchen und eine ernsthafte Untersuchung vorzunehmen. Wahrscheinlich kommt das Ischias nur von der Überanstrengung beim Bau der Mauer für die Waschküche im vergangenen Herbst. [...]

A. sagt, als er noch nach dem Abendessen vorbeischaute: „Ich bin heute den ganzen Tag nicht vorangekommen mit der Arbeit, weil mich die Reden von diesem Adenauer und Ollenhauer so aufgeregt haben. Es war nur gut, daß Reimann eine sehr günstige Zeit zum Sprechen hatte, nämlich um fünf Uhr nachmittags, als sehr viele Leute schon von der Arbeit daheim waren oder an den Radiogeschäften zuhörten. Er hat klar und eindrucksvoll gesprochen. Adenauer ist übrigens durch die Zwischenrufe völlig konfus geworden.“ Auch A. ist der Ansicht, daß Adenauer ungemein schwach war. Ollenhauer habe, so berichtet er weiter, sehr demagogisch den Inhalt des Generalvertrages und der Zusatzverträge verlangt. Außerdem sei die SPD von einem sowjetischen Angriff nicht überzeugt.

Weswegen er aber vorbeikam, war die Weigerung des Pressereferenten des DGB, Wörl, den Berliner Rundfunk zu der außerordentlichen Landesdelegiertenkonferenz am Sonntag zuzulassen. Er versuchte sich bei A. damit herauszureden, die Landesbezirksleitung habe den Beschluß gefaßt, „wegen Platzmangels“ nur zwölf bürgerliche Zeitungen und den Bayerischen Rundfunk, aber keine kommunistische Zeitung, „also auch nicht den Berliner Rundfunk“ einzuladen. Mir erscheint dies nicht sehr glaubwürdig. Ich schrieb also einen Brief an Wörl, in dem ich einmal darauf hinwies, daß ich legaler Vertreter des Berliner Rundfunks bin, einer Institution also, die im Gegensatz zu den bürgerlichen Zeitungen tagtäglich beweist, daß sie sich für die Interessen der Werktätigen einsetzt. Im übrigen, so fuhr ich fort, müsse er sich darüber klar sein, daß es in diesen Monaten um eine Entscheidung auf Leben und Tod

gehe, wo alle Vorbehalte gegen links objektiv der Reaktion zugute kämen, die, falls sie siegen würde, aller gewerkschaftlichen Freiheit sehr rasch ein Ende machen würde wie im Jahr 1933.

Diesen Brief, beauftragte ich A., solle er Wörl persönlich übergeben. Ich weiß, daß dieser etwas betroffen war, als er von dem Überfall auf mich hörte. Er gehört seinem Wesen nach zu denen, die sich sowohl an rechts wie auch an links geschickt anpassen können. Als ich einmal an seiner Entschlossenheit zweifelte, daß er wirklich gegen die Remilitarisierung, als der Vorstufe zur offenen Machtergreifung des Neofaschismus, auftreten werde, rief er pathetisch: „Du wirst es sehen, daß ich nicht zu denen gehöre, die um ihres Pöstchens wegen alles hinnehmen. Ich werde meine Konsequenzen ziehen.“ Als Mitglied des „brain trusts“ der bayerischen Gewerkschaften, dem Kreis um Linsert, Pirker und andere, glaubt er wahrscheinlich das Möglichste vom Möglichen des Widerstandes gegen die Wiederbewaffnung zu tun. Schließlich sind 750 DM Gehalt keine Kleinigkeit, wenn man ein noch junger Mann ist und eine junge Frau mit einem Baby hat. Aber tun wir ihm nicht zu früh unrecht, warten wir ab.

A. teilte etwas konsterniert noch mit, daß in München nicht ein einziger Betrieb einen Warnstreik aus Anlaß der Bundestagsdebatte gemacht habe. Auch im übrigen Bundesgebiet sei es zu keinen größeren Aktionen gekommen.

8.2.52

[...] Die Lizenzzeitungen¹⁹¹ bringen heute ausführlich die Reden Adenauers, Ollenhauers, Straußens und anderer. Die Objektivität hat allerdings dort ihre Grenzen, wo die Zwischenrufe der KPD gebracht werden müßten. Sie werden durch Punkte ersetzt und nur dort sinngemäß erwähnt, wo Adenauer einmal eine Replik gelingt. Adenauers Rede erweist sich als ein Konglomerat von Lüge und Hetze, Verschleierung, Ablenkungen, Anbiederungen, autoritären Erklärungen und nichtigen Versprechungen. Geradezu provozierend ist sein Sichhinwegsetzen über den wahren Inhalt des Generalvertrages und die Tatsache, daß durch die Remilitarisierung die Lösung der deutschen Frage nur mehr auf kriegerischem Wege möglich sein wird. Als echter Demokrat begnügt er sich mit dem Zitieren der Präambel des von den Westmächten diktierten Schandvertrages, der, würde er Wirklichkeit, schlimmer wäre als es

¹⁹¹ Während der alliierten Besatzungsherrschaft in Deutschland zwischen 1945 und 1949 herrschte keine Pressefreiheit, sondern es durften lediglich von den Besatzungsbehörden genehmigte Zeitungen („Lizenzzeitungen“) erscheinen, die zudem einer alliierten Zensur unterworfen waren; erst mit Gründung der Bundesrepublik wurde in Westdeutschland die Pressefreiheit eingeführt (freilich insb. gegen KPD-Zeitungen nicht immer eingehalten), während in der DDR die sowjetische Zensur lediglich von der SED-Zensur abgelöst wurde; wer wie Schumacher in Westdeutschland nach 1949 den Begriff „Lizenzzeitungen“ weiterbenutzte, tat dies in eindeutig polemischer Absicht – was übrigens auch von rechts-radikaler Seite erfolgte.

Versailles je sein konnte. Dann das geschickte Eingehen auf die „Vorbehalte“ der SPD in bezug auf die französische Politik an der Saar und die Einbeziehung Westdeutschlands in den Atlantic-Pakt¹⁹². Die Europäische Verteidigungsgemeinschaft erweist sich in Adenauers Darstellung plötzlich als ein Teil des Atlantischen Militärbündnisses, das heißt, die Deutschen haben dann durchaus die von ihnen gewünschte „Gleichberechtigung“¹⁹³. Ein Meisterstück dieser Rede war zweifelsohne die Überführung der SPD, insbesondere des Abgeordneten Carlo Schmid, daß sie bereits bei Ausarbeitung des Grundgesetzes durch den Parlamentarischen Rat eine allgemeine Wehrpflicht im Auge hatten. Die Folgerung, daß die SPD keinen Grund habe, eine Verfassungsklage zu erheben, ist durchaus richtig. Daß sie „überflüssig“ sei, nun, damit ließ Herr Adenauer wieder einmal seinen antidemokratischen Bockfuß¹⁹⁴ sehen. Selbst die bürgerlichen Zeitungen müssen zugeben, daß Adenauer schwächer als schwach gewesen sei. Der Herr Bundeskanzler machte es der SPD-„Opposition“ leicht, sich als Sachwalterin der ablehnenden Haltung der Volksmassen zu geben, noch dazu er ja wußte, daß Ollenhauer sich grundsätzlich durchaus für einen sogenannten Verteidigungsbeitrag aussprechen würde. [...]

9.2.52

[...] genügend Zeit, um das neueste aus Bonn den Zeitungen zu entnehmen. Diese bringen heute den zweiten Teil der Wehrdebatte, die Reden von Schäfer, Arndt, Brauksiepe, Etzel, Wessel, Kather und anderen. [...] Die provozierendste Erklärung gab [...] von seiten der Rechten zweifelsohne die katholische Abgeordnete Anne Brauksiepe ab. Während Millionen von deutschen Frauen und Müttern und Mädchen noch um die Gefallenen weinen, noch um die Vermißten bangen, noch um die Gefangenen sich bemühen, während die materielle Not der Familien Hunderttausende, Millionen von Frauen fast verzweifeln läßt, nachdem sie nicht wenigen von ihnen in den vergangenen Jahren das Herz gebrochen oder das Leben verkürzt hat, wagt dieses christkatholische Ungeheuer von einer „Phalanx tapferer Frauenherzen“ zu reden, die die Remilitarisierung unterstütze. Wenn das nicht der Ton der NS-Frauenschaft ist, dann hat es ihn nie gegeben. Man könne meinen, sie sei Sekretärin bei Goebbels gewesen. Oder sie hat das Bestreben, dem ebenfalls sich christlich nennenden „Sicherheitsbeauftragten“ Blank¹⁹⁵ nachzueifern, der ja auch mit forscher Stimme von den mutigen, einsichtigen Müttern zu sprechen sich erfrech-

¹⁹² Synonym für die NATO.

¹⁹³ Ein wesentliches Monitum der SPD-Opposition war die in der von Adenauer mitgetragenen EVG-Konstruktion fehlende politische Gleichberechtigung der Bundesrepublik.

¹⁹⁴ In der Volkslegende galt der Bockfuß als Zeichen für den Teufel in Menschengestalt.

¹⁹⁵ Der „Bundesbeauftragte der Bundesregierung für alle Fragen, die mit der Verstärkung der alliierten Besatzungstruppen zusammenhängen“ und spätere Bundesminister für Verteidigung Theodor Blank (CDU).

te, die da ihre Söhne auffordern: Also pack Dein Zeug, Junge. Brauksiepe wie Blank beriefen sich auf die Mütter der Ami-Soldaten, die in Korea kämpfen und sterben müssen. Beide vergaßen zu erwähnen, daß es gerade die amerikanischen Mütter sind, die im Westen und Mittelwesten der USA, von wo die Hauptkontingente für Korea gestellt werden müssen, in verstärktem Maße die Stimme erheben: „Macht Schluß mit dem dreckigen kapitalistischen Krieg in Korea“. Zu erfragen bei dem bayerischen SPD-Landtagsabgeordneten Thieme, der in den USA war.

Gegenüber diesen nazistischen Elementen wirkten die Sprecher der Föderalistischen Union¹⁹⁶, Dr. Hugo Decker, Dr. Helmut Bertram und Dr. Hermann Etzel direkt erlösend. Sie entlarvten Adenauer nicht nur als einen Politiker, der sich einen Dreck um die Meinung des Volkes und der Volksvertretung kümmert, sondern wiesen überzeugend nach, daß die Remilitarisierung das Unsinnigste ist, was im Augenblick zur Sicherung Deutschlands unternommen werden kann. [...] Frau Wessel, die die „Notgemeinschaft für den Frieden“¹⁹⁷ verteidigte, konnte sich zwar der gehässigen Bemerkungen gegen die Kommunisten nicht enthalten, stellte aber im übrigen die Frage sehr scharf: Entweder Aufrüstung und Remilitarisierung Westdeutschlands und Verhinderung der Einheit Deutschlands oder Verzicht auf die Eingliederung in den Atlantischen Kriegsblock und Wiedervereinigung.

Die „Enthüllungen“ Carlo Schmid's über die Fragwürdigkeit des von Adenauer angestrebten Generalvertrages kann man nur mit Rücksicht darauf verstehen, daß die Mehrheit der deutschen Bevölkerung über die bisherige lahme Opposition höchst enttäuscht sein muß. Um die vorhandene Empörung politisch aufzufangen, mußte der zweite Hauptsprecher der SPD stärkeren Tobak bieten. Er bestand darin, daß Schmid den Generalvertrag eine Verlängerung der bisherigen Vorrechte der Alliierten nannte. [...] Adenauer sah sich nun seinerseits gezwungen, das Doppelspiel von Regierung und Opposition zu lüften, indem er sich darüber entrüstete, daß der Abgeordnete Schmid Mitteilungen verwendet habe, „die ich ihm vertraulich gegeben habe“¹⁹⁸. Was heißt das? Genau dies, was die Kommunisten immer behauptet haben, nämlich daß die Opposition über den Generalvertrag unterrichtet sei, während sie nach außen mit ihrer Unwissenheit ihre Unschuld zu beweisen versuche. Adenauer wies auch mit Recht darauf hin, daß es Dr. Schumacher gewesen sei, der von

¹⁹⁶ Die Föderalistische Union (FU) war 1951 durch Zusammenschluß der Bundestagsfraktionen von Bayernpartei und Zentrumspariei entstanden.

¹⁹⁷ Die „Notgemeinschaft für den Frieden Europas“ war eine 1951 gegen die Verteidigungspolitik Adenauers von konfessionellen Politikern um Gustav Heinemann (CDU) und Helene Wessel (Z) gegründet worden und ging 1952 in der „Gesamtdeutschen Volkspartei“ (GVP), dann 1957 in der SPD auf.

¹⁹⁸ Carlo Schmid wies diesen Vorwurf Adenauers in der Debatte scharf zurück, erhielt jedoch erst vier Monate später das nichtöffentliche Eingeständnis des Bundeskanzlers, das dessen öffentlicher Vorwurf „unbegründet gewesen“ sei; vgl. Carlo Schmid, *Erinnerungen*, Bern e. a. 1979, S. 523, der freilich die Debatte falsch datiert.

McCloy bei Ausbruch des Korea-Krieges die Stationierung von 60 bis 70 alliierten Divisionen in Westdeutschland verlangt habe. Nun, wer da noch an eine „Opposition“ zu glauben vermag, wer hier noch von einem Nein der SPD zu reden wagt, wer es, nachdem es formal ausgesprochen, für bare Münze nimmt, dem ist kaum mehr zu helfen.

Die wirkliche Opposition erfolgte durch die Reden von Walter Fisch und Grete Thiele. Wenn diese Adenauer zurief: „Ihnen, Herr Bundeskanzler, möchte ich sagen, was in Ihrer gestrigen Rede fehlte: 1. Daß Herr Blank 300-400000 junge Menschen als erste Rate zur Rekrutierung in die Kasernen einziehen will. 2. Daß Sie bereits unsere Jugend für den Krieg an die Amerikaner verkauft haben. Und 3. fehlt in dieser Rede, daß der Finanzminister Schäffer sich freiwillig verpflichtet hat, als erste Rate 10,5 Milliarden für die Aufstellung der sogenannten europäischen Armee zur Verfügung zu stellen“, dann war dies die Wahrheit, die auszusprechen eben nur der Angehörigen einer Partei möglich ist, die konsequent für die Wiederherstellung einer Einheit Deutschlands auf der Grundlage freier gesamtdeutscher Wahlen, die Bildung einer einheitlichen Regierung und den Abschluß eines Friedensvertrages eintritt. Dasselbe gilt für die Rede von Fisch, der die rechte SPD entlarvte und zur Aktionseinheit von Kommunisten und Sozialdemokraten aufrief, um die Adenauer-Regierung zu stürzen und ein einheitliches, friedliches Deutschland herzustellen.

[...] Die 204 Abgeordneten, die zu diesen Resolutionen ja gesagt haben¹⁹⁹, sind entweder Dummköpfe oder Verbrecher. Sie treten objektiv in die Fußstapfen Hitlers und Konsorten. Sie wollen nicht den Frieden, nicht die Einheit Deutschlands, nicht eine Verständigung mit dem Osten, nicht das Leben, die Zukunft für das deutsche Volk, sondern sie wollen den Krieg, den amerikanischen Krieg, in dem sie zu profitieren hoffen, von dem sie glauben, daß er die alten Träume der kapitalistischen Herrenrasse doch noch verwirklicht.

Tatsache ist, daß die Regierung Grotewohl, daß die Volkskammer der DDR seit Jahr und Tag konkrete Angebote für die Wiedervereinigung Deutschlands auf friedlichem Wege gemacht haben. Tatsache ist, daß sie fünf Vertreter zu einer Gesamtdeutschen Beratung über eine Wahlordnung vorgeschlagen hat²⁰⁰. Tatsache ist umgekehrt, daß Adenauer und Konsorten seit Jahr und

¹⁹⁹ Nach zweitägiger Debatte nahm der Bundestag am 8. Februar 1952 mit 204 gegen 156 Stimmen bei 6 Enthaltungen den Antrag der Regierungskoalition zum Verteidigungsbeitrag an.

²⁰⁰ Der Vorsitzende des DDR-Ministerrats Otto Grotewohl (SED) hatte am 30. November 1950 in einem Brief an Bundeskanzler Adenauer Verhandlungen über die deutsche Wiedervereinigung durch Schaffung eines „Konstituierenden Rates“ vorgeschlagen, was Adenauer im Januar 1951 ablehnte; daraufhin appellierte die Volkskammer der DDR am 30. Januar 1951 an den Bundestag, wiederholte Grotewohls Vorschlag („Deutsche an einen Tisch!“) und erklärte sich bereit, über Adenauers Vorstellungen von Rechtsstaatlichkeit und Freiheitlichkeit zu verhandeln; als der Bundestag nicht reagierte, wandte sich Volkskammerpräsident Johannes Dieckmann (LDP) am 5. März 1951 an die vier alliierten

Tag die Angebote zurückweisen, teils offen, teils verklausuliert, Tatsache ist, daß der westdeutsche Bundestag auf amerikanisches Anraten die Frage der deutschen Einheit, die eine innerdeutsche Sache, eine Angelegenheit des Selbstbestimmungsrechtes der deutschen Nation ist, widerrechtlich, selbst gegen die Satzung der UN, vor die vereinten Nationen gebracht hat. Tatsache ist, daß sich die Regierung der Geldleute und ihrer Lakaien samt der hochwohlloblichen Opposition nicht entblödet, die Abhaltung freier Wahlen in Deutschland von notorischen Parteigängern des deutschen und amerikanischen Faschismus „überprüfen“ zu lassen. Tatsache ist, daß diese Bonner Gefolgschaft unter Führung des Ehrenmannes Adenauer sich darauf beschränkt, eine Wahlordnung vorzulegen, böse Miene zum guten Spiel machend, nicht um endlich mit der Regierung Grotewohl sich über die Verwirklichung zu verständigen, sondern um den mehr und mehr entsetzten Deutschen vortäuschen zu können, daß auch sie für den Frieden und die Einheit des Vaterlandes sei. Tatsache ist, daß diese Bonner Clique mit Unterstützung der SPD die Remilitarisierung durchdrücken will, von der die Deutschen niemals, die amerikanischen Millionäre, voran Herr McCloy, alle Vorteile haben. Tatsache ist, daß sie sich scheut, das Volk zu befragen, Tatsache ist, daß sie Westdeutschland in ein alliiertes Heerlager verwandeln und die deutsche Jugend als Söldner für die Herren von Stahl und Eisen in Europa und in den USA verkaufen will. [...] Aus der Haltung Bonns kann der logisch Denkende nur eine Folgerung ziehen: Diese Herren wollen den Frieden nicht. Die Folgerung daraus kann nur lauten: Darum fort mit dieser Clique! Alle Kräfte, alle Mittel eingesetzt, um sie zu stürzen! Das ist das nackte Selbstverteidigungsrecht eines jeden einzelnen. [...]

Wie ausgemacht, besuchen mich am Nachmittag meine Kollegen G. und A. G. ist eigens nach München gekommen, um die Berichterstattung über die morgige Landesdelegiertenkonferenz des DGB zu übernehmen. [...]

10.2.52

[...] Wie haben sich die bayerischen Gewerkschaftler entschieden? Wir atmen [...] auf, als das bedingungslose Nein der Landesdelegiertenkonferenz bekannt gegeben wurde. Fette und vom Hoff erlitten also die bisher größte Niederlage in ihrer Tätigkeit als Zutreiber von Schlachtvieh für das amerikanische und deutsche Monopolkapital. Der Meldung zufolge versuchten beide, ihre bisherigen Argumentationen auch den bayerischen Gewerkschaftsvertretern schmackhaft zu machen, wurden aber wiederholt durch Zwischenrufe unterbrochen. Auch die Landesvorsitzenden Hagen und Wönner sollen eine

Besatzungsmächte mit dem Vorschlag, auf einer Außenministerkonferenz den Friedensvertrag für Deutschland zu beraten; Grotewohl gab zum Thema Friedensvertrag und deutsche Einheit am 15. März 1951 vor der Volkskammer eine Regierungserklärung ab; das Bemühen der Sowjetunion und der DDR, damit Adenauers Politik strikter Westbindung und Remilitarisierung zu unterlaufen, blieb jedoch erfolglos.

Abfuhr erhalten haben, als sie die Resolution in bestimmten Punkten abzuschwächen sich bemühten. Das Gegenreferat von Erwin Essl²⁰¹, der als „Generaldiskussionsredner“ bezeichnet wurde, scheint seine Wirkung gehabt zu haben. Die Eingeweihten werden sich natürlich eines Lächelns nicht haben enthalten können, wenn sich Essl in die Ablehnung der Remilitarisierung hineinsteigerte; er kam ja sozusagen wie die Jungfrau zum Kind zu diesem Standpunkt. Die Diskussionsredner sollen ohne Ausnahme einen bedingungslosen Kampf gegen jede Art von Remilitarisierung verlangt haben. Dabei soll auch der Generalstreik als Mittel, die Adenauerschen Pläne zu Fall zu bringen, gefordert worden sein. Die verlesene Resolution krankt dort, wo sie von einer „freien, demokratischen und sozial gerechten Staatsauffassung“ spricht, an denselben Phrasen, die Marx und Engels in ihrer Kritik am Gothaer Programm erledigt haben²⁰². Aber wenn es dann heißt, die Konferenz „lehnt aber auf Grund geschichtlicher Erfahrungen und den daraus abzuleitenden Erwartungen jeden deutschen Wehrbeitrag ab“, so ist das eine klare, unzweideutige Sprache, die sich Fette und vom Hoff und alle anderen Lakaien hinter die Ohren schreiben können. Auch die Begründung ist durchaus annehmbar: Die Einordnung Deutschlands in das westliche „Verteidigungssystem“ werde jede Wiedervereinigung Deutschlands auf friedlichem Wege unmöglich machen, während die durch den „Wehrbeitrag“ entstehenden zusätzlichen Belastungen den Lebensstandard großer Teile des Volkes weiter verschlechtern müßten. Die Forderung, daß die bisher versäumte Aussprache über den „Wehrbeitrag“ schnellstens von unten nach oben durchzuführen und sämtliche Gewerkschaftsorgane dafür zur Verfügung zu stellen seien, kommt spät, aber immerhin: sie kommt. Der letzte Teil der Resolution, nämlich dem Programm der Remilitarisierung einen gewerkschaftlichen Entwicklungsplan entgegenzustellen, verrät deutlich die Redaktion von Pirker und dem Wirtschaftswissenschaftlichen Institut der Gewerkschaften und ist hohlste Theorie, da die beste-

²⁰¹ Der bayerische IG-Metall-Chef Erwin Essl erklärte auf der außerordentlichen Landesdelegiertenkonferenz des DGB in München gegen die Position der DGB-Spitze, einen westdeutschen „Verteidigungsbeitrag“ grundsätzlich zu billigen, am 10. Februar 1952: „Die Gewerkschafter wollen in dieser Frage kein diplomatisches Ja und kein verklausuliertes Nein hören, sondern sie erwarten eine klare ablehnende Haltung. [...] Es ist Aufgabe der Gewerkschaften, die Armut zu bekämpfen, nicht aber durch hysterische Angst vor einem Angriff der Bolschewisten sich in eine neue Aufrüstung treiben zu lassen, die alle Menschen daran hindert, ihren sozialen Verpflichtungen nachzukommen.“ Auch alle folgenden Diskussionsredner lehnten die aufrüstungsfreundliche Haltung des DGB-Bundesvorstands ab. Vgl. Wolfgang Kraushaar, *Die Protest-Chronik 1949–1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie*, 3 Bde., hier Bd. 1: 1949–1952, Hamburg 1996, S. 558f.

²⁰² Am „Gothaer Programm“ der SPD von 1875 hatten Marx und Engels kritisiert, es enthalte „Vorstellungen, die zu einer gewissen Zeit einen Sinn hatten, jetzt aber zu veraltetem Phrasenkram geworden“ seien; vgl. Karl Marx / Friedrich Engels, *Werke* (MEW), Bd. 19, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin [Ost] 1962, S. 21f.

henden Fragen nur durch die Wiedervereinigung Deutschlands auf der Grundlage von freien Wahlen gelöst werden können.

Alles in allem bleibt ein sehr günstiger Eindruck vom Verlauf der Konferenz. Wenn Linsert von einem historischen Moment gesprochen hat, so ist das völlig richtig, wenn es nicht bei den vorläufig nur papierenen Beschlüssen bleibt. Es ist ja offensichtlich, daß es sich um eine „Apparatentscheidung“ handelt: Die Manager haben ihre Rolle diesmal gut gespielt, indem sie es verstanden haben, den wirklichen, ablehnenden Gefühlen der Delegierten ein Gerippe zu geben, an das sie sich halten konnten. Das war Essl's Rede, die dann durch die Resolution ergänzt wurde. Aber vorläufig ist nur das Negative ausgesprochen.

Die Wendung zum Konstruktiven ist viel schwieriger. Sie setzt eine Politisierung der Hirne der Gewerkschaftler voraus. Sie müssen sich darüber klar werden, daß die Verhinderung der Remilitarisierung nur möglich ist, wenn der Kampf um die Wiedervereinigung Deutschlands auf friedlichem Wege gewonnen wird. Das heißt, mit den Vorschlägen der Volkskammer einverstanden zu sein und dies auch öffentlich auszusprechen. Dies heißt andersherum, sich als Kommunist oder kommunistenfreundlich verschreien zu lassen, das heißt, ganz offen seine Stellung als Gewerkschaftler wie als Arbeiter oder Angestellter zu gefährden. [...] Mit dem sehr guten Nein, das die 120 Vertreter der 900000 bayerischen Gewerkschaftler ausgesprochen haben, beginnt der Kampf erst richtig, wenn es nicht ein Strohfeuer bleiben soll.

11.2.52

[...] Am Vormittag kommt endlich P. [...] Über die Konferenz selber weiß er einiges. Tatsache sei, daß Fette und vom Hoff völlig unbeachtet von den Gewerkschaftsdelegierten den Raum verlassen hätten. Mit einem solchen Widerstand hätten sie nicht gerechnet. Sie hätten ihre Hoffnung vor allem auf die 40 Delegierten gesetzt, die Angestellte des Bundes²⁰³ seien. Aber auch hier seien sie enttäuscht worden. Als kleines Beispiel erzählt P., daß während der Rede von Wörl, die scharf gegen den Fette-Kurs gerichtet gewesen sei, vom Hoff zu Fette gesagt habe: „Solche Leute werden also von uns bezahlt.“ Dies habe der hinter ihnen am Vorstandstisch sitzende Angestelltenvertreter Rose gehört, sofort einen Zettel geschrieben und ihn Wörl gereicht. Die Bekanntgabe des Inhalts sei von den Delegierten mit den Rufen quittiert worden: „Nicht Ihr bezahlt, sondern wir bezahlen Euch.“ Fette habe Stimmung zu machen versucht, indem er erklärt habe, die Zustimmungserklärungen vom Hoffs seien von der Presse aus dem Zusammenhang gerissen worden. Die Delegierten hätten aber dem wenig Glauben geschenkt. Fette sei ständig von ablehnenden Zwischenrufen unterbrochen worden, als er sich erneut für den Schumann-Plan und die sogenannte Europäische Verteidigung ausgesprochen habe. Er habe aber immerhin noch einen schwachen Beifall erhalten, während vom

²⁰³ Der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB).

Hoff mit seinem wiederholten Argument von der Notwendigkeit, „eine Betriebsfeuerwehr“ in Form von deutschen Divisionen zu bilden, glatt durchgefallen sei. Vom Hoff habe dann den Stiel umgedreht und erklärt, es könne eine politische Neutralität nicht geben, weil wir vom Westen wirtschaftlich abhängig seien. Auch dieses Argument habe nicht gezogen. Dagegen seien die Ausführungen von Essl ständig vom Beifall unterbrochen worden, besonders als er erklärt habe, ein deutsches Truppenkontingent, auch ein solches innerhalb der sogenannten Europa-Armee würde nicht nur für den Osten, sondern für die ganze Welt eine neue Gefahr werden; ein deutscher „Wehrbeitrag“ habe als erstes ein starkes Anwachsen des Rechtsradikalismus zur Folge; das deutsche Militär habe stets ein Instrument der Reaktion dargestellt. Die meisten Diskussionsredner hätten außerdem nachhaltigst betont, daß überhaupt kein Anlaß bestehe, von einer sowjetischen militärischen Aggression zu sprechen; diese Behauptung sei nur ein Vorwand, wie ihn schon Hitler gebraucht habe. Kein einziger Diskussionsredner sei auch nur mit einem Wort auf die Bedingungen der SPD eingegangen, wie sie im Bundestag formuliert worden waren. Alle hätten ein bedingungsloses Nein und die Vorbereitung von entsprechenden Kampfmaßnahmen durch den Bundesvorstand verlangt. Mehrfach sei dabei die Vorbereitung des Generalstreiks verlangt worden. Zahlreiche Sprecher hätten darauf hingewiesen, daß die Austrittsdrohungen oft sogar die Hälfte der Belegschaften ausmachten.

Wie zu erwarten, sei Wönner von dem ihm von den Betriebsratsvorsitzenden am Dienstag vergangener Woche abgezwungenen Nein bei seinem Diskussionsbeitrag abgewichen und habe sich mehr oder weniger auf den Standpunkt von Fette und vom Hoff gestellt. Diese hätten, zusammen mit Lorenz Hagen, erregt versucht, einen Teil der Delegierten auf ihre Seite zu ziehen, was aber völlig mißlungen sei. Vom Hoff habe dann das Wönnersche Argument hervorgeholt, eine Entscheidung über den „Wehrbeitrag“ stehe allein dem Bundestag als dem politischen Vertrauenskörper zu. Fette aber, der ahnte, daß alles verloren sei, habe dann zynisch seine Auffassung zugegeben: Er lehne den Osten ab, sympathisiere aber auch nicht mit dem hochkapitalistischen Westen; wenn man aber schon gezwungen sei, sich einen Bundesgenossen zu suchen, dann sei ihm dieser hochkapitalistische Westen lieber, weil er – „demokratisch“ sei. Die letzten Sympathien aber habe er sich verscherzt, als er die Remilitarisierung mit dem Hinweis schmackhaft zu machen versuchte, die jetzt kurzarbeitenden Textilarbeiter würden bestimmt einen Auftrag für 300 000 Uniformen nicht ablehnen. Er habe damit einen regelrechten Tumult ausgelöst und ist ausgepiffen worden. [...]

P. muß meine Frage verneinen, ob einige Delegierte auf die Vorschläge der Volkskammer eingegangen seien und sie als möglichen Ausweg bezeichnet hätten. Er ist aus diesem Grunde mit mir einig, daß die Hauptaufgabe noch bevorstehe. [...] Vorläufig ist allerdings nochmals Öl auf das Feuer gekommen, indem der ehemalige Offizier und jetzige Innenpolitiker des „Münchener Merkur“, Werner Runge, in dem Leitartikel der heutigen Ausgabe heftige

und dabei dreckige Ausfälle gegen die Münchner Entscheidung macht. Linsert habe sofort beschlossen, die Zeitung abzubestellen und den untergeordneten Dienststellen in einem Rundschreiben dasselbe nahezu legen. Natürlich wütet die bürgerliche Presse. Sie hat durchaus erkannt, wie schwerwiegend sich diese Beschlüsse auf die ganze Politik auswirken. Ohne Arbeiterschaft gibt es keine Rüstung, gibt es keine Soldaten. Sie weiß, daß dieses Münchner Nein jetzt seine Kreise ziehen wird, indem die Resolution bei allen ähnlichen Gewerkschaftsversammlungen und –konferenzen als Vorlage dient. Es ist anzunehmen, daß Fette, vom Hoff, Hagen, Wönner und Konsorten jetzt alles daransetzen werden, um die geforderte Diskussion in den unteren Einheiten zu verhindern und eine Konferenz zusammenzuschieben, die „auf höherer Ebene“ eine andere Entscheidung trifft. Wie verlautet, soll eine solche Konferenz aus den Kreisausschußvorsitzenden und Landesbezirksvorsitzenden vorbereitet werden. Da wären dann alle Angestellte des DGB, man wäre sozusagen unter sich, nachdem die Kommunisten längst aus diesen Positionen hinausmanövriert sind. [...]

Am Nachmittag kommt O. vorbei. Sie berichtet, daß sie befürchten müsse, nun doch rascher als gedacht aus der SPD ausgeschlossen zu werden. Der Sekretär des Landesvorstandes, Göhler, warne alle Vorsitzenden der Ortsvereine, O. als Referentin anzufordern, weil sie den „Linksdrall“ habe. In W. habe ihr dies der dortige Vorsitzende vertraulich mitgeteilt. Auch im Gewerkschaftshaus sei davon die Rede. Leute, die ihr bisher noch wohlwollend begegneten, hätten plötzlich kaum mehr einen Gruß übrig. Nun, sie werden O. morgen vielleicht überhaupt nicht mehr kennen. Aber das sind ja nur Anfänge dessen, was heute ein Mitglied der SPD zu erwarten hat, wenn es den Mut hat, die Sache des Friedens, die Sache des Sozialismus ernst zu nehmen, sich auf die echte Tradition der Sozialdemokratischen Partei zu besinnen, sich auf Bebel zu berufen, Marxist zu sein. [...]

L. [...] hat mir auch einige Zeitungen aus der DDR mitgebracht, darunter die „Tägliche Rundschau“ vom 8.2., in der der Bericht über die Annahme des Volkswirtschaftsplans 1952²⁰⁴ durch die Volkskammer abgedruckt ist. Zur selben Zeit also, wo der Bonner Bundestag über die Remilitarisierung debattierte, haben die Abgeordneten der Volkskammer den zweiten Abschnitt des Fünfjahresplanes, des Aufbaus aus eigener Kraft²⁰⁵ gutgeheißen. Da es mich noch immer anstrengt, länger zu lesen, muß ich mich darauf beschränken, die Rede von Heinrich Rau zu überfliegen. [...] Rau teilte im einzelnen mit, daß der Volkswirtschaftsplan 1951 übererfüllt wurde. Der Plan für 1952 sieht eine Steigerung auf 151,9 Prozent der Produktion von 1936 vor. [...] Interessant waren Raus Ausführungen über die Arbeitskräfte und Arbeitsproduktivität.

²⁰⁴ Gemeint ist der Jahresplan für 1952 im laufenden Fünfjahrplan der DDR.

²⁰⁵ Mit der Parole „Aufbau aus eigener Kraft“ versuchte die Propaganda von SED und KPD, die US-amerikanische Aufbauhilfe für Westdeutschland im „Marshall-Plan“ zu verunglimpfen.

Während in Westdeutschland unzählige Arbeitslose auf der Straße liegen, wird in der DDR die Beschaffung von Arbeitskräften zu einem ernstem Problem. Allein 1952 werden 154000 Arbeitskräfte mehr beschäftigt werden als 1951. Während in Westdeutschland 700000 Jugendliche ohne Lehrstellen und Arbeitsplatz sind, sieht die DDR allein für 1952 die Einstellung von 206000 Lehrlingen vor. [...] Rau kündigte weiter eine erhebliche Verbesserung der Versorgung der Bevölkerung mit Gütern aller Art an. Sehr interessant waren auch die Ausführungen, die einer Förderung der Gesundheit galten. Wie weit stehen wir hier in Westdeutschland hinter den ärztlichen und sonstigen hygienischen Verbesserungen der DDR nach. Auch der kulturelle Aufbau schreitet in der DDR ungleich stärker voran als bei uns. Man braucht nur einen Satz aus der Rede zu zitieren, um den Unterschied der Entwicklung „hüben“ und „drüben“ zu erkennen: „Die Zahl der Lehrer wird weiter erhöht, so daß durchschnittlich auf einen Lehrer statt 34 Schüler im Jahre 1951 nur 30 im Jahre 1952 kommen... Die Zahl der Stipendienempfänger an den Fachschulen steigt auf über 70 Prozent der Schüler... Die Zahl der Stipendienempfänger an den Universitäten und Hochschulen steigt von 18000 im Jahre 1951 auf 26000 im Jahre 1952... Zur Qualifizierung des Lehrkörpers wird gleichzeitig eine Vergrößerung des wissenschaftlichen Nachwuchses um 33 Prozent erfolgen...“ Was hat die Bonner Regierung dem gegenüberzustellen? [...]

12.2.52

Einreißen, niederbrechen, umstürzen, von unten nach oben kehren..., das also wäre das Werk unserer Jugend, unserer Mannesjahre. Der Koloß der alten Gesellschaft, er wankt, er wankt kräftiger, aber er fällt noch nicht. Einreißen, niederbrechen, umstürzen... Und hinter Dir, in Deinem Rücken bauen sie schon auf, hat die neue Welt schon neue Welten hervorgebracht, erblüht die andere, die sozialistische Gesellschaft. Machen wir uns nichts vor: Es ist bei uns schwer zu atmen, die Fäulnis hängt nun einmal in allen Ecken und Enden, das Leben ist erbärmlich – gemessen an den Dimensionen, die es haben könnte, im anderen Teil der Welt schon hat. Selber bist du mitten drin in dem Dreck, in der Muffigkeit, in der Lotterwirtschaft – Deine manchmaligen Fluchten ins Freie, in die noch immer lebendige, immer sich erneuernde Natur, sind nur schwache Tröstungen, nicht mehr. Es gibt nur das eine: Einreißen, niederbrechen, umstürzen! [...] Hassen wir unsere Langsamkeit, Zahmheit und Geduld, nehmen wir den Wettbewerb mit den Erbauern auf: im Einreißen, Niederbrechen, Umstürzen der alten Gesellschaft, dessen, was wir selber noch gestern waren, heute noch sind – bahnen wir uns den Weg in die Zukunft! Die anderen warten schon, Genossen!

Dokument 15: Der Prozess (1953)

*Ernst Schumacher, "Der Prozeß". Bestandteil von „Tagebuch im Februar“.
Manuskript o. D.*

(Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 43)

Noch vom Krankenbett aus ließ ich [...] durch meinen Rechtsanwalt [...] Strafanzeige gegen einen namentlich nicht bekannten Polizisten wegen gefährlicher Körperverletzung nach § 223a und gleichzeitig wegen Körperverletzung im Amte nach § 212 StGB stellen. Das Komitee zur Verteidigung der demokratischen Rechte und Freiheiten²⁰⁶ benannte einige Tage später weitere Augenzeugen [...]. Im Auftrage der zuständigen Oberstaatsanwaltschaft München I stellte aber Staatsanwalt H.²⁰⁷ am 5. Mai 1952 die eingeleitete Untersuchung ein. Als Grund gab er an, der Beamte, der den Schlag geführt habe, sei nicht zu ermitteln gewesen. Keiner der am Einsatz beteiligten Polizisten habe sich an den Vorfall erinnern können. Im übrigen sei das Verhalten des Beamten nicht zu beanstanden, weil ich mich keineswegs so zurückhaltend benommen hätte, wie ich es durch meinen Anwalt habe vortragen lassen. Es könne vielmehr nicht zweifelhaft sein, daß ich dem polizeilichen Vorgehen Widerstand geleistet und „die gewaltsame Brechung“ desselben selbst verschuldet habe. Der Herr Staatsanwalt schloß: „Ob der gegen Sie geführte Kolbenhieb eine Überschreitung der einer Anwendung körperlichen Zwangs hier [gezogenen] Grenze enthielt, kann angesichts der Unauffindbarkeit des dafür verantwortlichen Beamten dahingestellt bleiben.“ Diese Begründung verwunderte mich in keiner Weise, stellte ich mir vor, wie die Strafanzeige verfolgt wurde. Der Herr Staatsanwalt fragt bei der Polizei nach und beauftragt diese mit der Ermittlung des Sachverhalts. Diese, in eigener Sache handelnd, mußte natürlich darauf bedacht sein, den Vorfall so darzustellen, daß ich als der Schuldige erschien. Es kam zu einer formellen Befragung der Schutzmannschaft Ost, die erwartungsgemäß ohne Ergebnis blieb. Dann wurde einer der Polizisten einvernommen, der bei der Festnahme des jungen Mannes, [um dessentwillen] ich niedergeschlagen wurde, als Zeuge beteiligt war. Daß dieser Polizist nicht gegen seine eigenen Kameraden und gegen sich selbst aussagen würde, war naheliegend. Dann schickte mir das Polizeipräsidium Anfang und Mitte März eine Vorladung zu und mutete mir zu, über die Vorfälle in der Hochstraße bei der Kriminalpolizei Aussagen zu machen. Daß ich eine solche Befragung mit der Bemerkung ablehnte, die Polizei sei von mir angeklagt und könne von mir nicht erwarten, daß ich ihr Rede und Antwort stehe, kam dem sogenannten Amt für öffentliche Ordnung gerade recht. Aus den Protokollen der Polizisten, die den jungen Mann inhaftiert hatten, aus den Aussagen des polizeilichen Zeugen dieser Festnahme, aus den Aussagen von Zeugen, die ich selber

²⁰⁶ Eine Vorfelddorganisation der KPD.

²⁰⁷ Durch Bearbeiter anonymisiert.

für meine Verteidigung benannt hatte und die von der Polizei unter dem Vorwand, für mich auszusagen, einvernommen wurden, konstruierte es einen neuen Tatbestand, demzufolge ich der Angreifer gewesen und deshalb mit Recht niedergeschlagen worden sei. Dem Komitee zur Verteidigung der demokratischen Rechte und Freiheiten teilte das zuständige Direktorium A des Polizeipräsidiiums am 21. März mit, ich hätte Polizeibeamten gegenüber, die mich abdrängen wollten, erklärt, ich sei von der Presse und könne mich hinstellen, wo ich wolle; ein Beamter sei dem von mir Angegriffenen zu Hilfe gekommen, habe mich auf den Arm schlagen wollen, mich aber auf den Kopf getroffen, weil ich eine entsprechende Körperbewegung gemacht habe; ich hätte mich dann in nördlicher Richtung entfernt, woraus zu schließen sei, daß meine Verletzungen „nicht sehr erheblich gewesen“ sein dürften; wegen Widerstandes werde daher gegen mich Strafanzeige erstattet werden. Ein ähnliches Schreiben erhielt der Landesverband Bayern des Demokratischen Kulturbundes Deutschlands²⁰⁸ einige Tage später zugeschickt. Der Staatsanwalt schloß sich dieser polizeilichen Darstellung voll und ganz an, ohne daran Anstoß zu nehmen, daß die Ermittlungen ausschließlich von der Polizei geführt wurden, gegen die meine Strafanzeige lief.

Im Mai 1952 sollte ich noch klarer sehen. Ich erhielt eine Vorladung vom Ermittlungsrichter beim Amtsgericht München-Au, Mariahilfsplatz, wegen „Widerstands gegen die Staatsgewalt“. Ich ging also hin und bekam von einem alten, spießigen Beamten mitgeteilt, daß gegen mich eine Anzeige im erwähnten Sinne laufe, die sich auf die Aussagen der Sicherheitswachmeister Wi.²⁰⁹ und We.²¹⁰ stütze. Ich las mir die Aussagen der beiden durch und konnte nur den Kopf schütteln über die Art und Weise, wie die beiden mit Vorsicht und Widerstreben aussagten, was sie entsprechend den Erwartungen ihrer Vorgesetzten aussagen sollten. We. stellte sich als der Erfinder meiner Bemerkung heraus, ich sei von der Presse und könne mich hinstellen wo ich wolle. Nach seiner Darstellung hatte sich der Vorfall direkt vor bzw. südlich vom Franziskanerkeller zugetragen (mit der bekannten Version, ich hätte ihn angegriffen, worauf ihm ein unbekannter Wachmeister zu Hilfe geeilt sei und mich versehentlich auf den Kopf getroffen habe). We. wußte nichts von der Verhaftung des jungen Mannes. Sicherheitswachmeister Wi. dagegen gab eine annähernd richtige Darstellung dieses Vorfalles, gab aber ebenfalls an, direkt vor dem Franziskanerkeller mit seinem Auto gewartet zu haben. Er sprach von einem Knäuel von Wachmeistern, das plötzlich um mich gewesen sei, nachdem ich an einen der Beamten Hand angelegt hätte; wer den Schlag geführt habe, könne er nicht angeben, ebenso wenig, was aus mir geworden sei, weil er mit sei-

²⁰⁸ Der „Kulturbund“ war eine überparteilich konzipierte, jedoch rasch von der SED kontrollierte Massenorganisation, die in der SBZ/DDR auch als Fraktion in der Volkshammer vertreten war; bis Anfang der 1950er Jahre war der Kulturbund auch in der Bundesrepublik präsent, bevor er dort als KPD-Organisation verboten wurde.

²⁰⁹ Durch Bearbeiter anonymisiert.

²¹⁰ Durch Bearbeiter anonymisiert.

nem Auto abberufen worden sei. Ich verwies in meinem Protokoll auf die Widersprüche zwischen den Aussagen der beiden Zeugen und gab meine Schilderung des Vorfalles. Der Herr Ermittlungsrichter sah fortwährend auf die Uhr, es drängte ihn offensichtlich, endlich zum Mittagessen zu kommen. Auf meine Frage, ob es das Gericht jetzt endlich auch für notwendig erachten werde, die Augenzeugen für meine Unschuld einzuvernehmen und sich nicht nur auf die Aussagen der Polizei zu beschränken, antwortete er mit verschlafenem, jovialem Biedermannslächeln, er sei nicht befugt, mir darauf eine Antwort zu erteilen.

Tatsächlich wurde ein Augenzeuge des Vorfalles, der Schlosser Arthur Sp.²¹¹, einvernommen. Aber nicht vom Gericht, sondern von der örtlichen Polizei. Diese ließ ihn in der Frühe um sechs Uhr aus dem Bett holen und beorderte ihn zu dem zuständigen Polizeirevier im unteren Giesing. Dort wurde er von dem diensthabenden Wachtmeister gleich empfangen: „Wir wissen schon, daß Sie Kommunist sind, sonst wären S nicht zu der Lilly Wächter-Kundgebung gegangen.“ Sp., ein ehrlicher junger Arbeiter, ließ sich leider durch diesen Ton provozieren. Daß er vor der Polizei keine anderen Aussagen als zu seiner Person zu machen brauchte, wußte er nicht. Ähnlich erging es auch der Zeugin Katharina R., bei der ebenfalls in aller Herrgottsfrühe die Polizei erschien und sie veranlaßte, ihr gegenüber Aussagen zu machen. Auf die Einvernahme anderer Augenzeugen, vor allem des Journalisten M., der den Überfall auf mich aus der nächsten Nähe verfolgt hatte, verzichtete das Gericht und eröffnete dann gegen mich das Hauptverfahren wegen Widerstandes.

Ich ließ durch meinen Rechtsanwalt Mitte Juli dagegen Einspruch erheben und notfalls eine Voruntersuchung beantragen. P. riet dem Gericht, eine gründliche Aufklärung zu betreiben, nachdem sich bei dem Feitenhansl²¹²-Prozess auch herausgestellt habe, daß die Anklage, die sich ausschließlich auf die Aussagen von Polizeibeamten stützte, sich nicht habe aufrecht erhalten lassen.

Das Amtsgericht München I ließ die Akten zunächst liegen. Am 23. September teilte der Generalstaatsanwalt von München mit, daß der Beschwerde wegen Einstellung des Ermittlungsverfahrens gegen den unbekannten Schläger des Polizeikommandos nicht stattgegeben werde. Staatsanwalt U.²¹³ betrieb sich darauf, die richterliche Einvernahme der Zeugen habe keine Klärung erbracht. Am 13. Oktober beschloß andererseits die 1. Strafkammer des Landgerichts München I, den Antrag auf Eröffnung der gerichtlichen Voruntersu-

²¹¹ Durch Bearbeiter anonymisiert.

²¹² Karl Feitenhansl, Ex-NSDAP-Mitglied und Vorsitzender der rechtsextremien „Vaterländischen Union“ in Bayern, war im Juni 1950 wegen Verstoß gegen Auflagen seines Entnazifizierungsverfahrens (politisches Betätigungsverbot) verhaftet und vor Gericht gestellt worden.

²¹³ Durch Bearbeiter anonymisiert.

chung abzulehnen: „Der Sachverhalt ist einfach gelagert. Etwaige Widersprüche können ohne Schwierigkeiten in der Hauptverhandlung geklärt werden.“ Verantwortlich zeichnete der Landgerichtsdirektor Mulzer, der den Prozess gegen Philipp Auerbach geführt hatte, obwohl er nach 1945 jahrelang wegen seiner Zugehörigkeit zur Nazi-Partei vom Justizdienst dispensiert war.

Am 27. November 1952 bekam ich vom Schöffengericht beim Amtsgericht München die Ladung als Angeklagter wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt für den 17. Dezember zugestellt. Als Zeugen waren benannt ein Sicherheitsinspektor K.²¹⁴, offensichtlich einer der Leiter des damaligen Polizeikommandos, die beiden Wachtmeister Wi. und We., Sp. und der Journalist M. Von den anderen Augenzeugen, die ich benannt hatte, wurde keiner geladen. Die Anklageschrift [...] stützte sich ausschließlich auf die Aussagen der beiden Polizisten, vornehmlich auf die We.s. Der Fall des jungen Mannes wurde mit keinem Wort erwähnt.

Ich beschloß, die anderen Zeugen zu veranlassen, auf alle Fälle zu dem Termin zu erscheinen. Die Landesarbeitsgemeinschaft zur Verteidigung der demokratischen Rechte und Freiheiten in Bayern lud die Zeitungen und bekannte Persönlichkeiten zu der Verhandlung ein. Die öffentliche Meinung war in diesen Wochen besonders gegen die Polizei, Anfang November wurde nämlich der Fall des „Klettermaxe“ Arnim Dahl gerichtlich behandelt. Dahl, ein bekannter Fassadenkletterer, der als Double des Schauspielers Albert Lieven in dem Film „Der Klettermaxe“ exponierte Kunststücke vollführt hatte, veranstaltete am 22. Mai 1952 eine Reklamekletterei für den fertiggestellten Film an der Fassade des Münchner „Kaufhofes“. Eine große Menschenmenge verfolgte die tollkühnen Griffe Dahls. In Kürze erschien ein Überfallkommando der Polizei in Stärke von 11 Mann. Der Wachtmeister Andreas T. rief dem Artisten zu: „Kimm awi, du Hund, oder i schieß di awi oder i hetz an Hund auf di!“ Als Dahl gegenüber einem solchen Empfang zögerte, aber sich schließlich doch vom Vordach auf den Erdboden gleiten ließ, fielen die Wachtmeister über ihn her und mißhandelten ihn aufs gröblichste mit Faustschlägen ins Gesicht und auf den Hals. Sie schenkten seiner Erklärung, er sei Artist, mache eine Werbevorführung und könne sich entsprechend ausweisen, nicht die geringste Beachtung und schlugen weiter auf ihn ein. In der Verhandlung verhing der Amtsgerichtsrat Dr. Th.²¹⁵ über [Wachtmeister] T. eine Strafe von zwei Monaten Gefängnis mit Bewährungsfrist bis zum 1. November 1955 und die Tragung der Kosten des Verfahrens. Diese Strafe solle davon abschrecken, „die Wichtigkeit eines Amtes schlagenderweise zu dokumentieren“. Polizeipräsident Heigl beeilte sich wenige Wochen später mit der Bemerkung, „unsere Beamten sollen keine Schläger sein, als Polizist darf man keine lockere Hand haben“, die Bereitschaft der Filmgesellschaft zurückzuweisen, die Strafe T.s finanziell abzugleichen. Ich schnitt mir auf alle Fälle die Berichte über

²¹⁴ Durch Bearbeiter anonymisiert.

²¹⁵ Durch Bearbeiter anonymisiert.

diese Verhandlung und die Erklärung Heigls aus, obwohl ich nach den gemachten Erfahrungen keinerlei Illusion hatte, als „Politischer“ beim Gericht auf dieselbe Objektivität zu stoßen wie der „Zivilist“ Dahl.

Die Verhandlung fand aber nicht zu dem vorgesehenen Termin statt. Mein Rechtsanwalt [...] beschloß außerdem, auf Grund neu benannter Zeugen meinerseits umfangreiche Beweisanträge zu stellen. Er bat um die Überlassung der Akten. [...] Ein Studium dieser Akten [...] ergab, daß die beiden Polizisten, die den jungen Mann festgenommen hatten, in ihrem Protokoll mit keinem Wort erwähnt hatten, daß sie bei dieser Inhaftierung von einem Dritten behindert, tätlich angegriffen und angefallen wurden, wie es der Augenzeuge Wi. behauptete. Auch wurde ganz deutlich, daß die Polizei gegen mich erst Strafanzeige stellte, nachdem ich sie angeklagt und sie durch meine Hinweise auf Zeugen Gelegenheit bekommen hatte, diese zu vernehmen und dadurch die Umstände und Einzelheiten zu erfahren, die sie zu ihrer Verdrehung der Tatbestände bedurfte.

In der Zwischenzeit hatte aber das Innenministerium beim Justizministerium gegen mich Anzeige wegen Verstoßes gegen die § 91 und 100d des „Blitzgesetzes“²¹⁶ erhoben, weil ich als Vertreter des Berliner Rundfunks-Deutschlandsenders im Bayerischen Wald Menschen verschiedener sozialer Schichten interviewt und Tonbandaufnahmen gemacht hatte. Die Staatsanwaltschaft München I bekam also den Auftrag, eine Untersuchung gegen mich wegen „staatsfeindlicher Umrtriebe“ und „Agententätigkeit“ zu eröffnen und ließ sich dazu die Akten Hochstraße zur Einsicht kommen. Am 12. März 1953 hatte ich wegen der Anzeige des Innenministeriums eine Vorladung ins Amtsgericht München-Au und wurde wegen Flucht- und Verdunkelungsgefahr festgenommen, obwohl ich durch verschiedene Mittel nachweisen konnte, daß ich meine Tätigkeit als Rundfunkkorrespondent seit Jahr und Tag völlig legal und loyal ausgeübt hatte. Nach vierzehn Tagen wieder auf freiem Fuß gesetzt²¹⁷, mußte ich mich mehrere Wochen jeden zweiten Tag bei der Polizei melden – wie unter Hitlers Zeiten. Während dieser Zeit ruhte das Verfahren Hochstraße. Als sich die Staatsanwaltschaft nicht so leicht tat, mir die von ihr vorgeworfenen Vergehen wegen meiner Journalistentätigkeit nachzuweisen, erhielt das Schöffengericht München-Au die Akten Hochstraße zurück. Es setzte den Termin für die Verhandlung auf den 13. Mai [1953] fest.

Auf die Verhandlung machten „Das Bayerische Volksecho“²¹⁸ und die Landesarbeitsgemeinschaft zur Verteidigung der demokratischen Rechte und

²¹⁶ Gemeint ist das Erste Strafrechtsänderungsgesetz v. 11. 7. 1951, das neue Strafvorschriften gegen „Hochverrat, Staatsgefährdung und Landesverrat“ einführt; es wurde von seinen Gegnern als „Blitzgesetz“ verspottet, weil es so rasch verabschiedet worden sei; auf dieser Rechtsgrundlage wurden die westdeutsche FDJ verboten, der Verbotsantrag gegen die KPD beim Bundesverfassungsgericht gestellt und bis 1961 etwa 200 000 Ermittlungsverfahren gegen vermeintliche Kommunisten eingeleitet.

²¹⁷ Vgl. Dokument 16 („Stadelheimer Tagebuch“).

²¹⁸ Zeitung der bayerischen KPD.

Freiheiten aufmerksam. Es erschienen dann auch Dutzende von Bekannten und Freunden [...]. Anwesend waren auch alle meine Augenzeugen. Den Vorsitz des Gerichtes führte ein Amtsgerichtsrat Dr. Lutz. Seine erste Amtshandlung war, mit scharfer Stimme zu erklären: „Diesem Prozeß scheint eine gewisse Publizität verliehen worden zu sein. Ich werde darum für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu sorgen wissen.“ Nun, er war ja auch Nazi und Offizier gewesen, deswegen erst seit einem Jahr wieder im Dienst. Daß ich gleich über ein halbes Dutzend Zeugen mitbrachte, paßte ihm nicht, ebenso wenig, daß ich zwei Rechtsanwälte hatte, nämlich Herrn P. und Dr. Swoboda. Er belehrte die Zeugen, darunter auch die drei von der Polizei. Dann wurde ich zur Person und zur Sache vernommen, nachdem der Staatsanwalt, ein junger Mann, die Anklageschrift verlesen hatte. An Hand einer genauen Skizze der Hochstraße und der Wege, die in die Au führen, gab ich meine Darstellung des Sachverhaltes. Die beiden Schöffen, von denen der eine ein Handwerker, der andere ein Angestellter zu sein schien, beteiligten sich an der Befragung kaum. Sie überließen es dem Richter, mich durch Fragen in Widersprüche zu verwickeln, was aber keinen Erfolg hatte, da alle Umstände für mich sprachen. Dies hinderte den Herrn Richter nicht, „vorsorglich“ auch noch eine Klage auf versuchte gewaltsame Gefangenenbefreiung ins Protokoll aufnehmen zu lassen. Als deswegen einige Zuschauer lachten, drohte er, den Saal räumen zu lassen.

Nach mir wurde der Sicherheitswachtmeister We. einvernommen. Er war ein Mann um die Dreißig mit einem nicht besonders klug wirkenden Gesicht. Er behauptete, als Angehöriger des Einsatzkommandos vor dem Franziskaner einen Mann in einem Ledermantel aufgefordert zu haben, sich zu entfernen, worauf dieser erklärt habe, er sei von der Presse; worauf es dann zu der Tätlichkeit gekommen sei, bei der ein ihm unbekannter Wachtmeister dem Mann einen Schlag auf den Kopf gegeben habe; er, We., habe Hilfe holen wollen, doch habe sich der Niedergeschlagene schon aus eigenen Kräften entfernt gehabt. Auf die Frage des Richters, ob er in mir den beschriebenen Unbekannten erkenne, erklärte We., das könne er nicht mit Bestimmtheit sagen. Der Herr Richter nahm darum die Befragung nochmals auf, We. Fragen stellend, die mich belasten sollten. Als er schließlich an Hand der Skizze wissen wollte, wo sich der Vorfall abgespielt habe, gab We. eine Stelle südlich des Franziskanerkellers, also [eine] dem eigentlichen Tatort genau entgegengesetzte Richtung, an. Zum offensichtlichen Bedauern des Herrn Richters beschwor We. diese Aussage.

Dann war die Reihe der Vernehmung an Sicherheitswachtmeister Wi. Auch er war ein Mann in meinem Alter und bemühte sich sehr, zurückhaltend zu sein. War We. von einer starken Devotheit, so Wi. von großer Vorsicht. Seine Schilderung des Vorfalls deckte sich in etwa mit den tatsächlichen Ereignissen. An Einzelheiten erinnerte sich Wi. nur dort, wo seine eigene Nichtbeteiligung in Frage stand. Auch er erkannte mich nicht als den „Täter“, wie es der Herr Richter den Fragen nach zu wünschen schien. Als er an Hand der Skizze

den Standort seines Wagens angeben mußte, von dem aus er den von ihm geschilderten Vorgang gesehen haben wollte, stellte sich heraus, daß dieser fast vor dem Franziskanerkeller und wiederum nicht an der von mir angegebenen Stelle war. Der Herr Richter bemerkte, mißbilligend auf die Akten klopfend, das sei doch recht merkwürdig. Er meinte offensichtlich die Tatsache, daß aus einem Niedergeschlagenen jetzt ihrer drei geworden waren, daß ich keines der beiden Opfer war, die die beiden Polizisten hatten umfallen sehen und daß damit die Anklage auf noch schwächeren Beinen stand als es von allem Anfang an der Fall war. Rechtsanwalt Dr. Swoboda benützte diesen Umstand, um die Beendigung der Einvernahmen und die Einstellung des Prozesses zu beantragen. Das Gericht zog sich zur Beratung zurück.

In der dadurch entstandenen Pause versicherten mir die beiden Polizisten, sie hätten nur ihre Pflicht getan. Es sei ihnen höchst unangenehm, an solchen Einsätzen teilzunehmen, weil es regelmäßig zu solchen „G'schichten“ komme, ohne daß es die eine oder die andere Seite wolle. Ich hatte über dieses „Wollen“ meine eigene Meinung, was die beiden veranlaßte, zuzugeben, daß sich unter ihren Kollegen Elemente befänden, die einen Spaß daran hätten, zuzuschlagen. Dies war ja gerade in den letzten Monaten und Wochen erneut bestätigt worden. Am 21. Februar sprach nämlich Max Reimann auf einer Großkundgebung gegen den Generalvertrag in der überfüllten Winterbahn im Münchner Ausstellungsgelände. Innenminister Hoegner²¹⁹, der die Versammlung nicht mehr direkt verbieten konnte, nachdem das Verwaltungsgericht ein bereits erfolgtes Verbot für unzulässig erklärt hatte, beauftragte den Münchner Polizeipräsidenten, so viele Einsatzpolizisten in Bereitschaft zu halten, um die Versammlung unter einem nichtigen Vorwand auflösen lassen zu können. So warteten schließlich mehrere Hundertschaften der Einsatzpolizei mit Stahlhelm und Karabiner, begleitet von dem unvermeidlichen Wasserwerfer, nur auf das Zeichen zum Losschlagen. Als Max Reimann Herrn Hoegner²²⁰ einen „kleinen Zaunkönig“ nannte, betrat ein Beamter der Kriminalpolizei das Rednerpodium und erklärte die Versammlung für aufgelöst. Die Einsatzpolizisten stürmten sofort durch die Eingänge und begannen mit der Schlägerei, um auf alle Fälle sagen zu können, die Versammlung habe keinen friedlichen Verlauf genommen. Der Großteil der Schlägergarden erwartete dann vor der Halle die Versammlungsteilnehmer, um erst recht mit Karabinern, Gummiknüppeln und Wasserwerfer gegen sie vorzugehen. Die Polizisten wollten verhindern, daß der polizeilich erlaubte Fackelzug bis in die Innenstadt durchgeführt wurde. Die Tausenden ließen sich aber nicht abhalten, so

²¹⁹ Im Original „Högner“.

²²⁰ Im Original „Högner“.

²²¹ Anspielung auf die als „Zaunkönige“ verspotteten, gegenüber der preußischen Hegemonie im Deutschen Reich von 1871 bis 1918 machtlosen deutschen Bundesfürsten; vgl. Helmut Reichold, Bismarcks Zaunkönige – Duodez im 20. Jahrhundert. Eine Studie zum Föderalismus im Bismarckreich, Paderborn 1977.

daß auch noch die ganze Münchner Innenstadt Zeuge des brutalen Vorgehens der Polizei wurde. Die Polizisten verfolgten besonders auch die Photographen der bürgerlichen Presse, schlugen sie wahllos nieder, entrissen ihnen die Apparate und entfernten aus ihnen die Filme. Dieser Umstand brachte selbst bürgerliche Journalisten und Zeitungen in den folgenden Tagen in Harnisch. Voluntas²²² schrieb in der „Abendzeitung“: „Was gestern der KPD geschah, kann morgen jeder anderen Partei passieren, die zufällig nicht das Glück hat, Innenminister, Polizeipräsident oder die Regierung zu stellen. Außerdem sind ‚gehässige Kritik‘ oder ‚Beleidigung‘ Verbots-Argumente, die sich in Deutschland leider auf viele politische Versammlungen – nicht nur auf kommunistische – anwenden ließen.“ Er verwies dann auf das Rechtsgutachten des Professors Heinitz, wonach die Polizei kein Recht hat, bei öffentlichen Einsätzen das Photographieren zu verbieten oder die Herausgabe bereits angefertigter Photographien zu verlangen. Auch der Vorsitzende des Bayerischen Berufsjournalistenverbandes, Dr. Müller-Meiningen jr., wandte sich in der „Süddeutschen Zeitung“ gegen diese Methoden des politischen Kampfes und brachte vorsichtig dosiert zum Ausdruck, daß das Vorgehen gegen die KPD als die konsequenteste Gegnerin der Adenauerschen Generalvertrags-Politik mit der Preisgabe der Demokratie als solcher enden werde. Der Münchner Polizeipräsident verteidigte dann auf einer Pressekonferenz das Vorgehen der Polizei gegenüber den Journalisten mit der Behauptung, daß die Polizisten durch die Aufnahmen zu identifizieren seien und Gefahr liefen, in einem „Archiv der KPD“ zu verschwinden. Auf die Proteste der anwesenden Zeitungsleute hin mußte er schließlich wieder einmal versichern, „in Zukunft“ werde die Polizei die Pressephotographen nicht mehr behindern.

Daß aber die Einsatzpolizei ihre Schlägermethoden beibehielt, bewies sie am 1. Mai 1953. Auch hier stand sie auf Anordnung desselben Heigel bereits während der Maikundgebung der Gewerkschaften auf dem Königsplatz in eigner in der Nähe gelegenen Straßen in Bereitschaft. Daß es ihr auf eine Provokation ankam, ergab sich schon aus der Tatsache, daß es sich vornehmlich um Polizei-Schüler handelte: wie sollen diese „Erfahrung“ in der „Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung“ bekommen, wenn es zu keiner Schlägerei kommt? So benutzte die Leitung der Polizei, an ihrer Spitze Herr Heigel persönlich, das Abströmen der Kundgebungsteilnehmer, um einen Zusammenstoß zu provozieren. Eine Gruppe von Polizisten stürzte sich auf zwei Transparentträger und versuchte, ihnen völlig widerrechtlich das Spruchband zu entreißen. Damit war das Zeichen gegeben, um die Schüler „loszulassen“. Mit zum Teil bereits entschickten Gewehren und Revolvern stürzten sie sich auf die nichts Böses ahnenden Kundgebungsteilnehmer und droschen auf sie wahllos ein. Der Wasserwerfer wurde ebenfalls eingesetzt und richtete seine Strahlen auf die Menschen, die weder vorwärts noch rückwärts konnten und einander fast zertrampelten. Ein älterer Gewerkschaftskollege versuchte, vor

²²² Journalisten-Pseudonym.

dem Werfer davonzulaufen und geriet dabei in eine solche Erregung, daß er, von einem Herzschlag getroffen, tot zusammenbrach. Das hinderte die Polizei nicht, ihre brutalen Methoden fortzusetzen, bis Herr Heigel dem Innenministerium melden konnte, die „kommunistischen Umtriebe“ seien erfolgreich „zerschlagen“ worden. Selbst die SPD-Fraktion im Münchner Stadtrat mußte von einer „notorischen Unfähigkeit der Einsatzleitung“ sprechen. Die Pressestelle des Landesbezirks Bayern des DGB sprach von einer „starken Verbitterung der Münchner Arbeitnehmerschaft gegen die Verantwortlichen der Münchner Polizei“. München sei die einzige Stadt im Bundesgebiet, „in der bei kleinen Anlässen mit brutalem polizeilichem Masseneinsatz vorgegangen wird“. Die Landesbezirksleitung des DGB forderte die sofortige Suspendierung und Bestrafung der Verantwortlichen. Selbstredend wurde die Hauptschuld an dem Vorfall einer „kleinen Gruppe von Kommunisten“ zugeschoben, obwohl keinerlei Beweise dafür gegeben werden konnten. Aber selbst der reaktionäre „Münchner Merkur“ mußte zugeben: „Die Beschlagnahme des Transparentes lohnte nicht, Hunderte von Menschen mit Wasser und Kolbenhieben zu traktieren. Die Frage, ob ein solches Vorgehen überhaupt noch rechtmäßig ist, könnte ein Verfahren vor einem ordentlichen Gericht wegen fahrlässiger Tötung und Körperverletzung beantworten.“ Zu einem solchen Verfahren kam es natürlich nicht, wohl aber gegen unbegründete Anklagen gegen willkürlich verhaftete Personen, darunter auch die Frau des seit Jahr und Tag eingekerkerten Patrioten Oskar Neumann.²²³

Diese Tatsache brachte ich den beiden Polizisten in der Verhandlungspause in Erinnerung. Zu einer Unterhaltung mit den anwesenden bürgerlichen Journalisten reichte die Zeit nicht mehr aus, da das Gericht die Verhandlung wieder aufnahm. Der Herr Amtsgerichtsrat teilte den Beschluß mit, auf die Vernehmung weiterer Zeugen zu verzichten und erteilte dem Staatsanwalt das Wort. Dieser beantragte von sich aus Freispruch, da meine Beteiligung an dem Vergehen gegen die Polizei nicht erwiesen werden könnte. Die beiden Verteidiger plädierten auf Freispruch wegen erwiesener Unschuld. Dagegen erhob der Staatsanwalt Einspruch und verlangten höchstens Freispruch wegen Mangels an Beweisen. Ich schloß mich den Verteidigern an. Das Gericht zog sich erneut zur Beratung zurück. Nach einer Viertelstunde wurde das Urteil verkündet: Ich wurde wegen Mangels an Beweisen von der Anklage wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt freigesprochen; die Kosten hat die Staatskasse zu tragen. In der Begründung wiederholte der Herr Richter, die beeidigten Aussagen der beiden Polizeizeugen reichten nicht aus, um den stark gegebenen Verdacht zu beweisen, daß ich mich aktiv gegen die Polizei gewandt und einen Inhaftierten zu befreien versucht hätte. Damit wurde die Verhandlung geschlossen. Ich wurde von meinen Rechtsanwälten und Freun-

²²³ Der mit Schumacher befreundete Münchner KPD-Führer befand sich als Organisator der von der Bundesregierung verbotenen Volksbefragung gegen die westdeutsche Wiederbewaffnung 1952/53 in Untersuchungshaft.

den beglückwünscht. Meine Augenzeugen waren enttäuscht, daß sie die volle Wahrheit nicht hatten aufdecken helfen können. Es scheint, sie werden diese Gelegenheit noch erhalten, denn der Oberstaatsanwalt hat in der Zwischenzeit gegen das Urteil Berufung eingelegt. Dies erwartete ich, weil ja immer noch die Anzeige wegen meines angeblichen Verstoßes gegen das „Blitzgesetz“ vorlag.

Dokument 16: Stadelheimer Tagebuch (1953)

Ernst Schumacher, „Stadelheimer Tagebuch“²²⁴. Manuskript o. D. (Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 45; Teilveröffentlichung als „Von Neudeck nach Stadelheim“, in: Aufbau. Berlin 9.1953, H. 9)

[...] Stadelheim, Neubau, den 15. März 1953

„Dann ergeht gegen den Journalisten Ernst Schumacher Haftbefehl...“ Der Herr Gerichtsassessor B., als Ermittlungsrichter am Amtsgericht München I, Neudeck, fungierend, hatte während der Aufnahme des Protokolls meiner Aussagen lange genug den Beschluß der Staatsanwaltschaft München und das mehrseitige Schreiben des Innenministeriums betreffs Anzeige wegen Staatsgefährdung und Landesverrat studiert, um zu wissen, was seine Pflicht. Er tat sich nur in der Ausfindigmachung der Paragraphen 92 und 100 d des „Blitzgesetzes“²²⁵ und vor allem des ominösen Beschlusses des Bundesgerichtshofes vom 28. April 1952 über den hochverräterischen Charakter von drei Broschüren aus der DDR etwas hart²²⁶. Man merkte, er hatte darin noch keine Übung. [...] Also, Beschuldigung der „Unterhaltung eines staatsfeindlichen und landesverräterischen Nachrichtendienstes“, weil ich als Korrespondent für den Berliner Rundfunk/Deutschlandsender tätig war. Auf dem Tisch des Ermittlungsrichters lagen vier Tonbänder, dabei die Abschriften, angefertigt [...] von der politischen Abteilung des Münchner Polizeipräsidiums. Alle vier Bänder wurden durch mich per Einschreiben nach Berlin geschickt. Sie landeten im Amtsgericht Neudeck, weil sie von der Staatsanwaltschaft auf Betreiben des Innenministeriums beschlagnahmt wurden.

²²⁴ Ironische Reminiszenz an: Ludwig Thoma, Stadelheimer Tagebuch. München 1923.

²²⁵ Das Erste Strafrechtsänderungsgesetz vom 11. Juli 1951 gegen „Hochverrat, Staatsgefährdung und Landesverrat“.

²²⁶ Gemeint ist das sogenannte „Fünf-Broschüren-Urteil“ des Bundesgerichtshofes vom 8. April 1952, das erste Grundsatzurteil der westdeutschen Justiz gegen die KPD; darin wurde beschlagnahmten kommunistischen Broschüren das Ziel der „Beseitigung der freiheitlich-demokratischen Grundordnung“ attestiert und als „hochverräterisches Unternehmen“ klassifiziert; vgl. die Informationen auf der allerdings höchst einseitig wertenden Seite <http://www.libertad.de/inhalt/projekte/18maerz/doku1996/07kpdverbot.shtml> (30. 11. 2006).

Der Herr Ermittlungsrichter begann zu fragen: „Herr Schumacher, haben Sie auf der Pressekonferenz der verbotenen deutschen Kulturtagung Bayreuth 1952, die im Münchner Ratskeller stattfand²²⁷, Tonbandaufnahmen gemacht?“ Natürlich hatte ich sie gemacht. Ich sah nochmals die Reihe der bekannten und anerkannten Kulturschaffenden vor mir: den Anthropologen Professor Dr. Saller, München, der zur Bayreuther Tagung eingeladen hatte; den Musikwissenschaftler Professor Anschütz, Hamburg; die Schriftsteller Johannes R. Becher, Anna Seghers, Alexander Abusch. Ich hörte nochmals die Fragen der Journalisten, darunter nicht wenige Fragen, die spitz und gehässig waren. Ich hörte nochmals den Ton ehrlicher Entrüstung in den Worten Professor Sallers über das Verbot, die Verwunderung [von] Anna Seghers über die Verhaftung anderer Kulturschaffender in Bayreuth, vor allem der Teilnehmer aus der DDR, die alle eine ordnungsgemäße Aufenthaltsgenehmigung hatten, den Appell Bechers, um des Friedens und der Einheit willen alles Trennende beiseite zu schieben und jede Gelegenheit zur Verständigung zu benutzen. Ich sah nochmals die Münchner Kriminalpolizisten durch die Türe kommen und die Paßkontrolle durchführen, sah nochmals das hämische Grinsen eines [...] Beamten, als er das Tonbandgerät sah. Nun also, auf dem Tisch vor mir lag das Tonband jetzt. Die Kontrolle hatte sich zumindestens in diesem einen Fall gelohnt. Ich fragte den Ermittlungsrichter: „Warum sollte ich diese Aufnahme nicht machen? Ich war in bester Gesellschaft.“ Doch er wollte wissen, ob ich auch mit den Erwerbslosen aus Regensburg, aus Töging, aus Nürnberg, aus

²²⁷ Gemeint ist der auf gesamtdeutsche Kooperation von Akademikern und Künstlern zielende „Deutsche Kulturtag“, der von kommunistischen und bürgerlichen Vertretern im Oktober 1952 in Bayreuth organisiert, aber vom bayerischen Innenministerium verboten wurde, weil dieses den in der Bundesrepublik schon verbotenen „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ unter Leitung des SED-Politikers Johannes R. Becher als Mitorganisator vermutete; der beteiligte SED-Politiker Alexander Abusch erinnerte sich: „Ihre für den 22. bis 24. Oktober nach Bayreuth einberufene Konferenz wurde von der bayerischen Polizei schon vor der Eröffnung gesprengt, und mehrere bereits anwesende Teilnehmer aus der Deutschen Demokratischen Republik [...] wurden in Haft genommen. Becher, [der Münchner Medizinprofessor Karl] Saller und ich waren durch Zufall nicht in die Hände der Polizei geraten. Becher sandte Saller und mich voraus nach München, um dort sofort eine Pressekonferenz einzuberufen [...] im Bierkeller des Münchner Rathauses [...]. Die ‚Taktik‘ Johannes R. Bechers bewährte sich: Mitten in die sehr gut besuchte Pressekonferenz brach eine Gruppe von Kriminalbeamten ein und visitierte die Papiere aller Anwesenden. Becher wandte sich an die Polizisten: ‚Ich begrüße Sie als Vertreter Ihrer Freiheit. Wenn Sie nicht schnell verschwinden, dann bleibe ich für immer in München, denn ich bin gebürtiger Münchner und habe hier Bürgerrechte.‘ [...] Die Sensation war erreicht, weil auch die Pressekonferenz für verboten erklärt wurde.“ Vgl. Alexander Abusch, *Mit offenem Visier. Memoiren*, Berlin (Ost) 1986, S. 280f. – Ganz anders erinnerte sich der Leipziger Germanist Hans Mayer, dem zufolge Bechers Protest auf der Pressekonferenz völlig verpufft sei und „im Westen“ nur „ein Achselzucken“ bewirkt habe; der „Kulturtag“ arbeitete unter Sallers und Mayers Leitung noch bis 1956, bis die sowjetische Unterdrückung des Ungarnaufstandes ihn sprengte; vgl. Hans Mayer, *Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen*, 2 Bde., hier Bd. 2, Frankfurt/M. 1984, S. 65 und S. 67f.

München Aufnahmen gemacht, ob ich die Wahl eines Delegierten durch die Arbeitslosen zum Völkerkongreß für den Frieden in Wien aufgenommen, ob ich eine Augsburger Erwerbslosensprecherin interviewt hätte?

Ich bestätigte. Sollte es etwa verboten sein, die Entrechteten der kapitalistischen Gesellschaft vor dem Mikrophon ihre Sorgen, ihre Not, ihren Hunger berichten zu lassen? Darüber gab die Frage des Ermittlungsrichters Aufschluß, die sich auf Tonbandaufnahmen bezog, die ich Anfang September 1952 im Bayerischen Wald gemacht hatte. Unter den Interviewten befanden sich auch die armen Häusler, Flüchtlinge, Arbeitslosen des Bayerischen Waldes. Nun wollte also der Herr Ermittlungsrichter wissen: „Herr Schumacher, wenn ich so die Abschrift der Aufnahmen durchschaue, dann fällt mir auf, daß sich unter den Befragten sehr viele materiell und sozial schlecht gestellte Personen befinden. Kann man hier noch von einer objektiven Berichterstattung reden? Diese Leute, die sich da zu solchen Fragen wie Generalvertrag, Remilitarisierung, Einheit Deutschlands und dergleichen äußern, besitzen doch gar nicht das nötige Wissen, um solche Kritik zu üben, wie sie es zum Teil tun?“

Ich muß gestehen, daß ich für einen Augenblick perplex war. Saß vor mir ein Beamter des Königreichs Preußen mit seinem Dreiklassenwahlrecht oder ein Richter der Bundesrepublik Deutschland? Ich erwiderte: „Sie wollen also damit sagen, daß Leute, die keinen vollen Geldbeutel haben, die Voraussetzungen für eine objektive Kritik an den herrschenden Verhältnissen nicht besitzen?“ Der Ermittlungsrichter begann seinen falschen Zungenschlag zu erkennen, winkte ab, bemühte sich, seiner Frage einen anderen Sinn zu geben, etwa, er vermisste, daß ich „auch andere Bevölkerungsschichten“ zu Wort habe kommen lassen. Das stimmte wiederum nicht, nur daß der Herr Ermittlungsrichter dieses eine Tonband nicht besaß oder keinen Wert darauf legte, es vorzuführen, da auf ihm zum Beispiel ein bekannter CSU-Angehöriger, seinem Beruf nach Schreinermeister und seiner Funktion nach an verantwortlicher Stelle des Schreinerhandwerks für Niederbayern und den Bayerischen Wald, die völlig unzulängliche Hilfe des Adenauer-Regimes für das Grenzland beklagt hatte. Ich sagte: „Vielleicht haben Sie Pech gehabt, daß Sie gerade dieses Band beschlagnahmt haben; vielleicht habe ich Pech gehabt, weil es offensichtlich schon als Belastung gilt, nur die armen Leute zu befragen.“

[...] Der Herr Ermittlungsrichter war anderer Ansicht. In der Begründung für den Haftbefehl diktierte er, ich hätte einmal für den Berliner Rundfunk/Deutschlandsender gearbeitet, was eine Unterstützung der hochverräterischen Pläne der SED bedeute, zum anderen hätte ich die Bundesrepublik als „undemokratisch“, „freiheitsfeindlich“ und interessanterweise als „unsozial“ hingestellt. [...] Ich parierte formell mit dem Hinweis auf die Fortexistenz des Potsdamer Abkommens, wonach Deutschland als Einheit zu betrachten ist²²⁸:

²²⁸ Das im August 1945 von den drei alliierten Siegermächten USA, Sowjetunion und Großbritannien getroffene Potsdamer Abkommen hatte diese weithin fiktive Einheit

auf die Präambel des Grundgesetzes, wonach jeder Deutsche aufgefordert bleibt, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden (was einschließt, daß die Sicherheit der Bundesrepublik kein absoluter Wert ist); auf [...] das Bayerische Gesetz über die Presse vom Oktober 1949 mit seinem § 10, der die freie Berichterstattung zusichert. Aber was half es? Der Ermittlungsrichter führte den Beschluß der Staatsanwaltschaft, diese des Justizministeriums aus. Zugrunde lag die Anzeige aus dem Innenministerium, an dessen Spitze der Sozialdemokrat Hoegner²²⁹ steht. Daß ich der Sozialdemokratischen Führung aber wegen meiner Tätigkeit für den Berliner Rundfunk ein Dorn im Auge, ein Stachel im Fleisch war, bestätigte sie selber in einem Rundschreiben an die unteren Einheiten der SPD, in dem vor meiner journalistischen Tätigkeit gewarnt wurde. Und warum? Weil ich in zahlreichen Interviews nachgewiesen hatte, daß die SPD-Mitglieder und Funktionäre die opportunistische Politik des Parteivorstandes nicht billigten und sich für gemeinsame Aktionen mit der KPD gegen den Generalvertrag aussprachen²³⁰. [...] Das Ärgernis an sich, eben meine Person, mußte beseitigt, konkret: hinter Schloß und Riegel gesetzt werden. Der Generalvertrag steht vor der Tür. Die Lakaien beeilen sich, dem „großen Bruder“ beizustehen, indem sie die Verbreitung der Wahrheit behindern und einschränken.²³¹

Der Haftbefehl wurde mit der üblichen Begründung versehen, es bestehe Fluchtgefahr und Verdunkelungsgefahr. Wegen meiner Beziehungen zu „so-wjetzonalen Stellen“ sei die Fluchtgefahr doppelt groß. Ich machte den Ermittlungsrichter darauf aufmerksam, daß ich schließlich schon seit Monaten von der Anzeige des Innenministeriums wisse und mich trotzdem zur Einvernahme begeben habe. Aber ich hatte schließlich auch die Aussage verweigert, ob ich einer sogenannten Tarnorganisation und der KPD angehöre, da ich in einer solchen Frage eine Beschränkung meiner staatsbürgerlichen Recht erblickte. Das konnte den Ermittlungsrichter nur bestärken, den Beschluß der Staatsanwaltschaft auszuführen. [...] Also ab ins Untersuchungsgefängnis Neudeck. Der Herr Ermittlungsrichter besaß noch die Freundlichkeit mir zu versichern, daß er persönlich ja der Ansicht sei, daß „die politischen Überzeugungstätter persönlich integer“ seien.

Deutschlands in der Tat aufrechterhalten, zugleich aber der jeweiligen Besatzungsmacht in ihrer Zone weitgehende Entscheidungsbefugnisse eingeräumt.

²²⁹ Im Original „Högnér“.

²³⁰ Am 16. März 1953 erklärte der SPD-Parteivorstand offiziell, daß es für Sozialdemokraten keine Aktionseinheit mit Kommunisten geben könne, denn der Terror gegen Sozialdemokraten in der DDR und die dortige massive Einschränkung der Freiheit zeige das wahre Gesicht des kommunistischen Systems.

²³¹ Im Mai 1952 notierte der DDR-Literaturwissenschaftler Alfred Kantorowicz: „Die Restauration – unteilbar – marschiert. Drüben wird in wenigen Tagen [...] der ‚Generalkriegsvertrag‘ unterzeichnet werden. Die Reaktion darauf ist hüben nicht ausgeblieben. Auch wir werden nun wieder eine Armee haben. [...] Eigentlich ist es schon so weit. Frenetischer Jubel, so lesen wir, begrüßte unsere ‚Kader-Armee‘ bereits bei der 1.-Mai-Parade.“ Vgl. Alfred Kantorowicz, *Deutsches Tagebuch*, 2 Bde., hier Bd. 2, Berlin (West) 1980, S. 265.

[...] Die Vernehmung hatte vier Stunden gedauert. Als sich zum erstenmal in meinem Leben die Gitter hinter mir schlossen, ging es schon dem Abend zu. Ich kam in den Aufnahmeraum, mußte warten. Einige Männer wurden noch entlassen. Dann kam ich an die Reihe. Das erste war: Scheine ausfüllen, Formulare unterschreiben, so, ob ich Arbeitslosenunterstützung oder Rente beziehe. Dann gings in den hinteren Raum. Dort machte sich der eine der Beamten über meine Mappe, der andere über meine Kleider [her]. Ich mußte mich völlig ausziehen, der Wachtel nahm es genau. Das einzige, was ich behalten durfte, war mein Waschzeug (ohne Rasierzeug), das ich in Ansehung der Praxis der Adenauer-Justiz gegenüber demokratisch gesinnten Personen vorsorglich mitgenommen hatte, die Presserechts-Broschüre und eine solche des Komitees zur Verteidigung der demokratischen Rechte und Freiheiten, „Die Rechte des Bürgers gegenüber Polizei und Gericht“. Dem einen der Wachtmeister schien letztere nicht zu gefallen. [...] Eiserne Gitter wurden aufgeschlossen, eins, zwei, drei, ich weiß nicht mehr, wie viele es waren, bis wir im dritten Stock anlangten. Der Wachtel sperrte eine der Zellentüren auf [...] und rief in die Zelle: „Da habts wieder an Drittn, daß net allons seids.“ Und die Türe fiel ins Schloß, die Riegel flogen vor.

Das erste, was mir aufstieß, war der intensive süßliche Chlorgeruch, der vom Kübel ausging, der in der Ecke neben der Türe stand. Und das zweite, was mir Eindruck machte: die Gesichter der beiden Zellengenossen. [...] Selbstverständlich wurde ich von den beiden schon nach kurzer Zeit gefragt, weswegen ich säße. Als ich ihnen auseinandergesetzt hatte, daß ich ein sogenannter „Politischer“ sei, wurden sie um vieles interessierter. In Kürze war ich nicht nur unterrichtet, daß zwei Genossen auf der anderen Seite des Stockes saßen [...], sondern in eine lebhafte politische Diskussion verwickelt, in der die beiden die Politik der Adenauer-Regierung aufs nachhaltigste verurteilten und mit ihrer Meinung, daß der vor der Türe stehende Generalvertrag mit einer Katastrophe enden müsse, falls er realisiert würde. Beide ließen freilich keinen Zweifel, daß sie auch von der ostdeutschen Regierung nichts hielten, gaben jedoch zu, daß die Aufstellung von Streitkräften in der DDR die Reaktion auf die Adenauersche Remilitarisierung sei. [...] Sie warnten mich gleichzeitig vor den vielen Nazis, die wieder im Strafvollzug tätig seien. [...]

Ich dachte an meine schwerkranke Mutter. Wie würde sie die Nachricht aufnehmen? Bestand nicht die Gefahr, daß ihr schwaches Herz aussetzen würde? Schön, F. würde die Nachricht überbringen, das war ausgemacht. Aber was half das? Ich sah das kranke, verhärmte, weinende Gesicht meiner Mutter vor mir und war selber unglücklich. Zu all dem fortwährenden Placken, dem Schinden, der Überarbeitung nun meine Verhaftung. Wir hatten darüber gesprochen, aber sie war damals nur weinend ins Bett gekrochen, todunglücklich. Ihr gutes, freundliches Gesicht schwamm in Tränen. Sie sah ja alles ein, nur: es war so hart, gerade jetzt, wo sie dringend Hilfe nötig hatte. Aber alles in allem: war es schlimmer als damals, als sie die Nachricht erhielt, daß ich als Soldat der Hitler-Armee schwer verwundet wurde und über eine Woche zwi-

schen Leben und Tod schwankte? Mußte sie sich nicht sagen: Er ist besser jetzt hinter Gittern, als daß er nochmals für die Interessen der Geldsäcke eine Uniform anzieht, um irgendwo zu verrecken, erbärmlicher als ein Hund? Aber es war eine schlimme Nacht. [...]

Am nächsten Morgen gabs die übliche unzureichende Waschung, dann den Ranken Brot und den Kaffee, dann mußte die Zelle sauber gemacht, der Kübel auf den Gang gestellt, das Geschirr abgegeben werden. Ich war sehr gespannt auf den Hofgang. [...] Ich schaute nach den Genossen aus und erkannte auch Erich. Er winkte mir zu. Als die Gitter aufgeschlossen waren, kam er gleich auf mich zu, drückte mir die Hand, lachte: „So trifft man sich wieder! Ich habe es schon gehört, daß du hier bist. Hier, das ist Werner. Er sitzt wegen seiner Tätigkeit bei der FdJ.“ [...] Er hatte wenigstens das Glück, mit Werner auf einer Zelle zu sein. Sie konnten das „Bayerische Volksecho“²³² lesen und diskutieren. Auch marxistische Bücher bekamen sie nach einigen Schwierigkeiten. Ob ich nicht zu ihnen kommen könnte? Inmitten von rund hundert Kriminellen im Kreis des engen Hofes laufend setzte ich ihnen auseinander, daß es für mich zweckmäßiger sein werde, mich nach Stadelheim verlegen zu lassen, da ich dort wenigstens Breikost erhalten könne, um mein Kriegeleid nicht noch mehr zu verschlechtern, als es die Umstände mit sich brachten. Sie sahen es ein [...]. So schritten wir also nebeneinander in den Reihen der Homosexuellen²³³, Diebe, Wechselfälscher und anderer Krimineller, von denen mindestens die Hälfte Ausländer waren. [...]

Um zwölf Uhr – ich hatte mich gerade hingelegt – wurde ich zum Rechtsanwalt geführt. Es war [...] ein massiver, korpulenter Mann, der sich als Dr. Swoboda vorstellte. Er hatte von meiner Inhaftierung durch meine Kollegen gehört und beim Ermittlungsrichter durchgesetzt, daß er mich schon am Tage nach meiner Verhaftung sprechen konnte. Ich informierte ihn über meine Festnahme. Er betrachtete die Verhaftung als durchsichtiges Manöver bestimmter Stellen, um mich in meiner journalistischen Tätigkeit zu behindern, und sicherte mir zu, mich in wenigen Wochen wieder freizukriegen. Außerdem wollte er am Sonntag, also heute, meine Mutter aufsuchen. Er kannte Neudeck von der Nazizeit her, wo er, wie auch in Stadelheim, inhaftiert war, bis er nach Dachau ins Konzentrationslager eingewiesen wurde. Er kannte auch die Wachtmeister von damals, ihre ‚demokratische‘ Gesinnung... [...]

Am Nachmittag [...] wurde ich dem Arzt Dr. Sch. vorgeführt. Ich machte ihm meine Verwundungen und meinen Leberschaden klar, verwies ihn auf bekannte Ärzte, die mich untersucht hatten. Er wollte wissen, warum ich säße. Ich erklärte es ihm. Er meinte: „Dann sind Sie also Kommunist. Waren Sie eigentlich in Rußland?“ Die Frage erfolgte in einem Ton, der besagte: Wenn Sie in Rußland waren, dann ist es unmöglich, daß Sie Kommunist sein kön-

²³² Zeitung der bayerischen KPD.

²³³ Damals war in der Bundesrepublik homosexueller Geschlechtsverkehr unter Männern strafbar.

nen. Ich mußte ihn enttäuschen: ich war in Rußland und wurde dort sogar schwer verwundet. Er schüttelte den Kopf, ließ sich die Adressen der Ärzte sagen, die Atteste abgeben konnten und überwies mich nach Stadelheim. [...]

Mit uns aus Neudeck waren ungefähr zehn Mann aus der oberbayerischen Strafanstalt Bernau eingeliefert worden. [...] Sie fragten mich, weswegen ich säße. Einer hatte mich nämlich richtig taxiert: „Sie scheinen auch zum erstenmal zu sitzen?“ Ich bejahte und erwiderte kurz, ich sei aus politischen Gründen inhaftiert. Dies veranlaßte einen jungen Mann in Ledermantel, der zu den Bernauern gehörte, sich zu mir zu setzen. Er hatte ein sanftes, fast leidendes slawisches Gesicht und sprach ein hartes, fremdländisches Deutsch, das mich zunächst veranlaßte, in ihm einen nicht heimgekehrten Polen oder Balten zu erblicken. Er begann mit leiser Stimme mit mir zu politisieren, wobei seine Ansicht war: Gewiß, diese Amerikaner werden Krieg machen und Adenauer wird sie unterstützen; aber die andere Seite, dieses kommunistische System in den osteuropäischen Staaten, ist auch nicht besser; dort ist der Mensch nur eine Nummer, er muß gehorchen, was der Staat sagt. Wir waren also bei dem berühmten Problem der persönlichen Freiheit und der Freiheit der Persönlichkeit angelangt. Ich verhielt mich vorsichtig, da ich nicht wissen konnte, ob er nicht den Auftrag hatte, sich an mich heranzumachen, und fragte ihn schließlich nach seiner Herkunft. Da erzählte er mir seine Geschichte:

„Sehen Sie, ich bin aus Siebenbürgen²³⁴. Mein Vater hatte eine Schneiderwerkstatt und ein Schuhwarengeschäft. Es ging uns gut, bis die Deutschen im Jahre 1941 in Rumänien einmarschierten²³⁵. Die Siebenbürger waren in ihrer Mehrheit begeistert, sie glaubten sich jetzt unter dem Schutz der deutschen Armee gegenüber den Rumänen starkmachen zu können. 1943, als es die ersten großen Rückschläge in der Sowjetunion gab, wurde unter den jungen Siebenbürgern eine Werbecampagne für den Eintritt in die Hitler-Armee durchgeführt. Die ‚Volksgenossen‘²³⁶ (er sprach dieses Wort immer in einem sarkastischen Ton) erwarteten von mir, daß ich mich wie die anderen Jungen freiwillig zur SS melden werde. Ich hatte aber gar keine Lust dazu und ging als Automechaniker nach Bukarest, ich tauchte sozusagen unter. Aber die ‚Volksgenossen‘ ließen nunmehr meinen Eltern keine Ruhe mehr. Sie malten mit Ölfarbe an das Geschäft: ‚Volksfeind! Drückeberger!‘ Meine Angehörigen machten die Worte weg, aber wenn es regnete, waren sie immer wieder zu lesen. Mein Vater bekam Schwierigkeiten mit dem Geschäft, meine jüngeren Brüder wurden meinetwegen diffamiert. Ich fuhr also nach Hause, um Ord-

²³⁴ Bis 1918/19 ungarische, dann rumänische Provinz mit hohem Anteil aus Deutschland stammender Einwanderer bzw. ihrer Nachfahren.

²³⁵ Rumänien war zwischen 1940 bis 1944 mit dem Deutschen Reich verbündet, seit Frühjahr 1941 befanden sich deutsche Truppen im Land.

²³⁶ NS-Bezeichnung für ein als vollwertig erachtetes Mitglied der „deutschen Volksgemeinschaft“: die Kombination aus „Volk“ und sozialistischer „Genossen“-Anrede spiegelt die Ideologie des „nationalen Sozialismus“.

nung zu schaffen. Ich ging zur Polizei, doch die sagte nur: ‚Was wollen Sie, wir können das gesunde Volksempfinden nicht hindern, sich auszudrücken.‘ Da beschloß ich, mich in Wien zu stellen. Als Volksdeutscher²³⁷ kam ich zur Waffen-SS²³⁸, zu den Banditen. Ich war von vornherein entschlossen, mich so dumm und einfältig wie möglich zu stellen. Ich vernachlässigte meinen Karabiner, daß es eine Schande war, unterhielt mich mit den Wiener Buben, wenn wir durch die Stadt marschierten, kurz ich war ein denkbar schlechter Soldat. Das trug mir eine schnelle Versetzung zur SS-Division ‚Hitler-Jugend‘ ein, die an der Normandiefrente nach dem Beginn der Invasion²³⁹ eingesetzt war. Ich bekam einen Lastkraftwagen zu fahren. Natürlich funktionierte er nie; ich konnte ja immer darauf verweisen, daß es ein italienisches Modell war. Im Dezember 1944 sollte ich für die Ardennen-Offensive Munition vom Rhein über die Eifel fahren. Ein Bremszylinder des Wagens war kaputt. Es gab keinen Ersatz. Der I-Staffel-Führer²⁴⁰ befahl mir, mich auf die Handbremse zu verlassen. Ich ließ mir das schriftlich geben, denn wie soll die Handbremse einen mit Granaten überladenen Wagen halten können? Auf einem der Pässe mußte ich in einer Kolonne halten. Natürlich rollte der Wagen nach rückwärts, in einige Stabsautos hinein, die wie wild hupen. Die Offiziere wollten mich erschießen. Ich wies ihnen den Befehl vor. Sie schleppten mich schließlich weg und befahlen mir, den Wagen zu bewachen, bis Ersatz käme. Es kamen aber die Amerikaner. Ich überlegte mir: Sollst du in Gefangenschaft gehen oder nicht? Ich dachte an die Ärgernisse, die die SS überall bereitet hatte, und setzte mich nach rückwärts ab, nachdem ich den Wagen mit einer Panzerfaust in die Luft gejagt hatte. Als die Offensive schief ging und ruchbar wurde, daß die ‚Hitlerjugend‘ unter Peiper und Konsorten keine Gefangenen machte, wurde die Division nach Ungarn verlegt. Aber auch dort war die Katastrophe nicht aufzuhalten. Eines Tages kam der Befehl, jeder habe sich als ‚Einzelkämpfer‘ zu bewähren. Bei einem Bauern zog ich die SS-Jacke aus. In Holland hatte ich es sorgfältig vermieden, mir, wie Befehl, die Blutgruppe eintätowieren zu lassen²⁴¹. Ich war schließlich keiner dieser Strolche, sondern ein ehrlicher

²³⁷ Als „Volksdeutsche“ wurden – insbesondere zwischen 1918 und 1945 – jene deutschen Bevölkerungsgruppen bezeichnet, die nicht innerhalb des Deutschen Reiches („Reichsdeutsche“) lebten, sondern mehr oder weniger große Minderheiten in von anderen Nationen dominierten Staaten bildeten; diese „Volksdeutschen“ wurden nach 1933 an das „Großdeutsche Reich“ gebunden und in die Niederlage von 1945 mit hineingerissen.

²³⁸ 1939/40 gebildete Untereinheit der nationalsozialistischen „Schutzstaffel“ (SS), die als paramilitärische Elitetruppe im Zweiten Weltkrieg eingesetzt wurde und sich dabei zahlreicher Kriegsverbrechen schuldig machte; zur Waffen-SS zählten auch die Wachmannschaften der NS-Konzentrationslager, die allerdings von den Kampfverbänden getrennt blieben; rekrutierte sich die Waffen-SS anfangs nur aus Freiwilligen, führten die hohen Kampfverluste zunehmend zu Zwangsrekrutierungen.

²³⁹ Invasion Frankreichs durch die westlichen Alliierten im Juni 1944.

²⁴⁰ Abkürzung für „Instandsetzungs-Staffel“.

²⁴¹ Diese Tätowierung unterhalb der Achselhöhle machte jeden SS-Mann als solchen kenntlich.

Mensch. Mit meinem rumänischen Paß, den ich die ganze Zeit über in meinem Gepäck versteckt hatte, gab ich mich als Fremdarbeiter aus und kam nach Deutschland. Hier blieb ich hängen. Von meinen Eltern hörte ich eineinhalb Jahre nichts und war überzeugt, daß sie, falls sie noch am Leben, ebenfalls ausgewiesen würden. Bis zur Währungsreform ernährte ich mich recht und schlecht vom Schwarzhandel und nachher wurde ich Vertreter. Warum ich nach Bernau gekommen bin? Ich soll angeblich einen Ami um eine Leica²⁴² geprellt haben, die dieser unbedingt haben wollte. Dies konnte mir nicht nachgewiesen werden, es stimmt ja auch nicht. Da verfiel der Ami-Richter auf den Trick, mich unter Eid zu fragen, wo ich an einem bestimmten Tag gewesen sei. Ich erinnerte mich nicht genau. Ein gekaufter Zeuge ‚überführte‘ mich dann, ich hätte mich da und da, nicht wie ich mich erinnerte, an einem anderen Ort aufgehalten. Da er Amerikaner war, wurde ihm geglaubt. Ich erhielt sechs Monate Gefängnis wegen Meineids. Na, und jetzt schau ich halt wieder, daß ich als Vertreter wieder vorankomme.“

Er zuckte resignierend und betrübt vor sich hinstarrend die Schultern. Ich fragte ihn, ob er in der Zwischenzeit etwas von seinen Eltern gehört habe. „Ja“, fiel er ein. „Sie leben noch in Siebenbürgen, es geht ihnen gut. Da es nach neuem rumänischen Gesetz verboten ist, daß ein Gewerbetreibender mehr als zwei Personen beschäftigt, haben meine Eltern und Geschwister das Geschäft getrennt. Meine Brüder haben eine eigene Werkstätte aufgemacht; sie können sich über nichts beklagen.“ Ich wollte wissen, warum er nicht nach Rumänien zurückkehre. Er erwiderte: „Schauen Sie her: Die Rumänen werden mich mit Recht fragen, warum ich nicht in den ersten Jahren nach dem Krieg zurückgekehrt sei. Sie werden dies, daß ich in Deutschland geblieben bin, mit meinem schlechten Gewissen in Zusammenhang bringen, weil ich bei der SS war. Wie soll ich nachweisen, daß dies nicht freiwillig war? Werden die Behörden meinen Eltern glauben? Und mit Recht werden sie zu mir sagen: Schön und gut, das kann so sein, wie du sagst, aber jetzt beweist du erst einmal deine Loyalität und arbeitest fünfzehn Jahre am Donau-Schwarzmeer-Kanal.²⁴³ Das gefällt mir auch nicht.“ Er gehe wieder nach Niederbayern zurück, schloß er. Die

²⁴² Damals verbreitetes Modell einer Fotokamera.

²⁴³ Anspielung auf die im Machtbereich Stalins übliche Zwangsarbeit deutscher Kriegsgefangener und volksdeutscher Zivilisten; das rumänische Großprojekt des Donau-Schwarzmeer-Kanals wurde 1949–1953 unter massivem Einsatz deutscher Kriegsgefangener begonnen, nach Stalins Tod abgebrochen und erst unter Ceausescu 1987 fertiggestellt. Zur Lage der Rumäniendeutschen bemerkte der frühere DDR-Historiker Fritz Klein: „Die deutsche Minderheit in Siebenbürgen war nach dem Krieg zunächst massiv drangsaliert worden. Den Bauern wurden ihre Höfe genommen, deutsche Schulen geschlossen, den Deutschen das Wahlrecht aberkannt. Viele dieser Einschränkungen waren in der Mitte der fünfziger Jahre wieder aufgehoben oder zumindest gemildert worden. Grundsätzlich aber blieb der Status der Deutschen in Rumänien in der ganzen Zeit der volksdemokratischen bzw. sozialistischen Entwicklung unsicher, schwankte die offizielle Politik immer wieder – nicht nur gegenüber den Deutschen – zwischen Entgegenkommen und Repression.“ Vgl. Fritz Klein, Drinnen und draußen. Ein Historiker in der DDR. Frankfurt/M. 2000, S. 179.

Hände über den Schenkeln zusammenlegend, starrte er mit blassen Zügen und seinen sanften braunen Augen vor sich hin. Sein ganzes Wesen drückte aus: Jetzt bin ich achtundzwanzig Jahre alt, aber was soll das Ganze noch? [...]

Auf der harten Pritsche liegend, starrte ich nachher, als das Licht ausging, an die Decke, an die der Hofscheinwerfer das Gitter warf. Mich schmerzte meine Leber sehr stark. Hätte ich die Tabletten! Aber sie wurden mir abgenommen. Ich dachte an das, was war – und vor allem an das, was sein sollte: wieder frei zu sein. Mit beiden Beinen auf dieser, unserer Erde stehend, mit den Händen in sie verkrallt, mit der stürmischen, nie stillbaren Gier nach Leben hatte ich einen Wunsch: „Und im Lichte reiten so wie ihr“, wie es in der Holzfällerballade von Brecht hieß. Freilich, was war dies schon, diese zwei, drei Tage hinter Gittern! Nicht der Rede wert, gemessen an den jahrzehntelangen Entbehrungen der Freiheit anderer, mancher persönlicher Freunde. Es war wohl der Koller des Anfangs, der mich hatte. Aber er scheint wiederzukehren, denn mein Zellennachbar, der allen Anschein nach schon lange sitzt, hatte ihn den ganzen Samstagnachmittag und heute den ganzen Sonntag. Er klopfte mit seinem Bleistift bald an meine, dann an die gegenüberliegende Wand. Dann klapperte er wie wild mit den Haken, an denen das Bett und der Tisch aufgehängt werden können. Dann brüllte er wie wild, mir schien, in einer fremden Sprache. Dann sang er. Andere fielen ein. Zunächst war mir schon aufgefallen, daß sich am späten Nachmittag im gegenüberliegenden Teil des Flurs zwei ständig etwas zuriefen. Erst als ich genauer hinhorchte, verstand ich, daß sie sich die Positionen in einem Schachspiel zuriefen. Am Abend, als das Licht ausgegangen war, begann ein allgemeines Geschrei, Lieder wurden gesungen, Bemerkungen einander zugerufen. Mir fielen die „Singenden Galgenvögel“ (Jail birds) von Upton Sinclair ein, wie es so aus den Zellen brüllte, jaulte, sich zu verständigen versuchte, sang. Es scheint, diese anstrengenden Bemühungen, durch die Stimme Kontakt herzustellen, halten viele der Gefangenen aufrecht. Es ist natürlich ein Irrtum zu meinen, ein Gefängnis sei etwas Totes. Es ist Tag und Nacht lebendig, freilich auf seine eigene Weise. Ständig klirren Schlüssel, zu jeder Tages- und Nachtzeit fallen Gitter ins Schloß, scheppern Kübel, Aluminiumtöpfe, Löffel, sind die Anweisungen der Beamten zu hören. Und am Abend dann der ‚gesellschaftliche Teil‘: dieses Rufen, Lärmen, Krakeelen, das stundenlang dauert, bis von einer der beiden Seiten das Aufsperrn von Gittern durch den kontrollierenden Beamten zu hören ist. [...]

Heute Vormittag, als die anderen in die Kirche geführt wurden, entdeckte ich an der Schmalseite des Klappstischstützbrettes folgende Inschrift: „Zivio Stalin, KRV. ZA. KRV. SMRT. ZA. SMRT. PARTIZAN REDLI MIMI, NOVISAD, Jugoslawia/Jagodina. ZA RAUBÜBERFALL. Zivia Kommunisticka Jugoslawia. Zivio Tito.“ Auf der anderen Seite des Brettes steht der Name des Partisans in kyrillischen Buchstaben: „FASIZMUS SVOBODA NARODU. MIMI.“²⁴⁴

²⁴⁴ U. a. Hochrufe auf Stalin, den jugoslawischen Partisanenführer Tito und das kommunistische Jugoslawien.

Was mag wohl aus diesem Partisan geworden sein? Die Frage bewegte mich schon deshalb, weil ich als Soldat selber in Jagodina²⁴⁵ war, selber einer der Völkerunterdrücker, wie sie der Faschismus aus der Jugend machte. Noch mehr aber wegen der Gemeinsamkeit unseres Kampfes gegen Faschismus und Krieg. „Wegen Raubüberfall“ nannte man es also, wenn die serbischen Patrioten für die Freiheit ihres Landes kämpften! Landes- und Hochverrat nennt es die Adenauer-Regierung, wenn die deutschen Patrioten für die Einheit und Unabhängigkeit ihres Landes kämpfen.

Wurde der Partisan hier in Stadelheim hingerichtet, wo jede Woche der Scharfrichter Reichart fungierte? Auf welcher Seite steht er heute, falls er nach Jugoslawien zurückkehren konnte? Mochte es sein wie immer: über die zehn Jahre, vielleicht über ein unbekanntes Grab hinweg grüßte ich den Partisan: Alles gegen den Faschismus, alles gegen den Krieg! [...]

Montag, den 16. März 1953.

Auf Befehl des zuständigen Inspektors wurde ich heute vormittag in den dritten Stock zu den „gewöhnlichen“ Kriminellen verlegt, die den Vorzug genießen, beim Hofgang sich unterhalten zu dürfen. [...] Ich wurde erneut dem Arzt vorgeführt und erneut einer Blutprobe unterzogen. Der Arzt, derselbe Dr. Sch.²⁴⁶, der mich von Neudeck nach Stadelheim überwiesen hat, war weder freundlich noch unfreundlich, sondern „Arzt im Dienst“. „Was wollen Sie mehr, Sie haben doch jetzt Breikost?“, fragte er, als ich erneut verlangte, daß die Atteste der Münchner Fachärzte, die mich wegen meiner Kriegsverwundung und -leiden behandelten, eingeholt würden. Mir schien, er stimmte nur mit Widerwillen meinem Verlangen zu.

In der Wartezelle gab es wieder bemerkenswerte Begegnungen. [...] Der „Fünfjährige“ fragte nämlich, was wohl jetzt am 19. und 20. März in Bonn geschehen werde²⁴⁷, und gab selber die Antwort: „Wenn sie den Generalvertrag annehmen, dann wird es ja wohl eine Amnestie geben. Zumindestens für die alten Soldaten, die die jungen anlernen können.“ Er selber war ja ein „alter Soldat“. Er wandte sich, da ich schwieg und mit meiner Meinung zurückhielt, direkt an mich: „Sehen Sie, Sie lächeln, aber stellen Sie sich vor, heute kostet die Ausbildung eines Oberfeldwebels der Luftwaffe nach den neuesten Berechnungen 64000 Mark. 64000 Mark! Ich denke, da ist es billiger, man holt die alten Kräfte wieder heran, soweit sie noch vorhanden sind. Ich war Oberfeld bei der deutschen Luftwaffe und habe auch Akademiker ausgebildet. Meinen Sie nicht, daß sich da eine Amnestie lohnen würde?“ Ich erwiderte, nach meiner Meinung lohne sich der Generalkriegsvertrag als solcher für das

²⁴⁵ Kleinstadt in Serbien, das zwischen 1941–44 von der deutschen Wehrmacht besetzt war. – Schumacher war im Frühjahr 1941 als deutscher Besatzungssoldat in Serbien eingesetzt.

²⁴⁶ Durch Bearbeiter anonymisiert.

²⁴⁷ Am 20. März 1952 wurde der Generalvertrag in dritter Lesung von der Bundestagsmehrheit gebilligt.

deutsche Volk in gar keiner Weise, sondern diene nur einigen Millionären der Wallstreet und der westdeutschen Rüstungsindustrie und werde, falls er verwirklicht werden sollte, mit einer Katastrophe für die Welt enden.

Hier stimmte mir ein älterer Gefangener, der ebenfalls noch wie ich Zivil trug[,] zu. Auch er war der Ansicht, daß dieser Bonner Vertrag nur eine Fortsetzung der Nazipolitik gegen den Osten, diesmal unter amerikanischer Führung, sei. Er sei Offizier gewesen, er wisse schon, was gespielt werde. Gleichzeitig gab er sich als Opfer des Faschismus aus und ließ durchblicken, daß er einmal Vorsitzender der VVN in Bayern gewesen sei. Leider hatte ich keine Gelegenheit mehr, mich mit ihm zu unterhalten, da ich zum Arzt gerufen wurde. Sollte er etwa jener Dr. W.²⁴⁸ sein, der bis nach der Währungsreform Vorsitzender der VVN war und dann wegen falscher Angaben aus der Leitung entfernt wurde? [...]

Am Nachmittag erhalte ich zum erstenmal eine bürgerliche Zeitung, die ich bestellt habe. Das „Volksecho“²⁴⁹ ist nicht eingetroffen. Ich beantrage bei dem Wachtmeister nochmals die Zustellung: Der „Münchener Merkur“ berichtet in großer Aufmachung von dem Abschluß eines britischen Bombers im Raum der DDR durch sowjetische Jäger. Auf der zweiten Seite steht: „Polizei geht gegen kommunistische FdJ vor.“ Ich erfahre, daß am selben Tag wie ich der [KPD-]Landtagsabgeordnete Jupp Angenforth auf offener Straße unter Bruch der Immunität verhaftet wurde! Es wird offensichtlich, daß die Adenauerregierung mit allen Mitteln, auch denen der Rechtsbeugung, gegen die friedliebenden, einheitsfreundlichen Kräfte vorgeht. Um den ‚demokratischen‘ Charakter dieser Regierung nachzuweisen, beeilt sich die bürgerliche Presse dann, solche schmierigen und durchsichtigen Artikel zu lancieren wie den von Manfred Lütgenhorst: „In der Höhe des Löwen wird nicht gebrüllt. Eine Stunde Gespräch mit Dr. Robert Lehr ergibt ein Bild des Menschen und Ministers.“ Hier erfährt der staunende Bundesbürger also, daß „Kanonenlehr“ ein humanistischer Mensch ist, der am Abend Marc Aurel liest, ein „liebenswürdiger Mensch. Soldatenkopf mit musischem Verstand und weichen Händen.“ Weiter heißt es in dem Sykophantenartikel²⁵⁰: „Jeder Zoll ein Herrenreiter... Er raucht nicht. Robert Lehr könnte einem Fontane-Roman entsprungen sein.“ Herr Lütgenhorst bescheinigt dem „Preußen“ und „konservativen alten Mann, der als Mensch sein ganzes Leben durch und durch lauter war“ (Arbeitermord²⁵¹ schädigt offensichtlich nach Herrn Lütgenhorst die bourgeoise Integrität nicht): „Aber daß dieser Mann etwa ein brutaler, kalter, intellektueller Polizeibüttel ist, stimmt nicht“. Er hole als Unitarist und Zentralist nur für den Bund heraus, „was die Verfassung hergibt.“ Lehr sei kein

²⁴⁸ Dr. Friedrich Wolff.

²⁴⁹ Zeitung der bayerischen KPD.

²⁵⁰ Antike Bezeichnung für Denunzianten, hier für einen ungehemmten Lobredner.

²⁵¹ Anspielung auf Lehrs Beteiligung an der Niederschlagung des kommunistischen Ruhraufstands von 1920.

Tyrann, sondern von einer „inneren Weichheit“. Und, Gott im Himmel, hier steht: Lehr lebt auch spartanisch! Seine Sekretärin kocht ihm mittags und abends auf dem Spirituskocher „irgend etwas“! Zum Abgesang noch der Kottau, Lehr sei ein „pastoraler Soldat“.

Es scheint, man muß dies alles einmal niederschreiben, Wort für Wort, um die dreckige, schäbige Manier der bürgerlichen Presse wirklich zu erkennen. Normalerweise überfliegt man so eine Zeitung, schaut nach dem Neuesten im Nachrichtenteil aus und legt sie zur Seite. Aber macht dies auch der Dutzendleser? Er macht es nicht. Die Zeitung ist für ihn die wirkliche Widerspiegelung der Welt. Solche und ähnliche Artikel lesend, wird in ihm das Gefühl erzeugt: Ach, so ohne ist doch dieser Lehr nicht, ist dieser Adenauer nicht, ist dieser Eisenhower nicht. Die „publicity“²⁵² tut ihre Wirkung. Selbstverständlich versäumte die Redaktion des „Münchener Merkur“ auch nicht, dem Artikel über „Kanonen-Lehr“ ein Foto beizugeben, auf dem zu sehen ist, wie der Herr Innenminister den zackigen Vorbeimarsch des Bundesgrenzschutzes abnimmt... [...]

Dienstag, den 17. März 1953

In der Nacht hatte ich scheußliche Leberschmerzen. Schief keine drei Stunden. [...] Beim Hofgang traf ich mit dem Untersuchungsgefangenen zusammen, der sich gestern als ehemaliger Landesvorsitzender der VVN bezeichnet hatte. Es war wirklich Dr. W.²⁵³ Er befand sich wegen Urkundenfälschung in Untersuchungshaft. Er erklärte, diese seine dritte Verhaftung in dieser Sache sei völlig ungerechtfertigt. Er begründete, er sei von 1933 bis 1935 als Saarbrücker einer der führenden Gegner des Anschlusses des Saargebietes an Deutschland gewesen. Dafür hätten ihn die Nazis von 1935 bis 1938 in das KZ Sachsenhausen geworfen. 1939 sei er eingezogen worden und auf Grund seiner französischen Sprachkenntnisse wider seinen Willen in Frankreich Ortskommandant in einer kleinen Stadt geworden. Dafür hätten ihn die Franzosen auf die Schwarze Liste gesetzt. Als er 1945 aus amerikanischer Gefangenschaft ins Saargebiet zurückgekehrt sei, habe er erfahren, daß er als Kriegsverbrecher gesucht werde. Er ging daraufhin nach Nürnberg. Als es die neuen Kennkarten im Jahre 1946 gab, gab er an, Flüchtling aus Schlesien zu sein, um zu vermeiden, daß er von den Amerikanern ausgeliefert würde. Bei seinem Versuch, die Haftentschädigungsansprüche geltend zu machen, wurde das Landesentschädigungsamt auf die Widersprüche in seinen Personalangaben aufmerksam und zeigte ihn an. In der VVN hatte er eine Rolle gespielt, weil er Mitglied der FDP war. Nun zeigte er mir auf dem Hofgang ein Schreiben an das Landesamt für Verfassungsschutz in Bayern und eines an das Bundesverfassungsschutzamt in Bonn, die beide vor einem Jahr datiert waren. Darin teilte er den betreffenden Stellen mit, daß Naumann und andere Nazis die

²⁵² Gezielte Öffentlichkeitsarbeit.

²⁵³ Dr. Wolff.

FDP benützten, um die Nazi-Partei zu reorganisieren²⁵⁴. Beide Ämter reagierten auf seine Anzeige nicht! Der SPD-Landtagsabgeordnete Fritz Gräßler aus Nürnberg soll ihm, W., erklärt haben, daß für diese Anzeige kein Interesse bestehe, obwohl Gräßler wissen mußte, daß der Leiter des Amtes für Verfassungsschutz in Bayern, Kurz, selber der SPD angehört und also von ihm mobil gemacht werden konnte. Wolff zeigte mir außerdem ein Schreiben des Bundesjustizministers Thomas Dehler, in dem dieser erklärte, er sei nach wie vor stolz darauf, eintausendfünfhundert Nazis für die Spruchkammern²⁵⁵ Entlastungsschreiben ausgestellt zu haben. W. war sehr erbittert. Er sprach von Schikanen, die man ihm bereite, weil er nach wie vor Antifaschist sei, die sich bis auf seinen kleinen Sohn erstreckten, der in Nürnberg eine Mittelschule besuche.

Die übrigen Gefangenen stellten eine bunte Mischung von Homosexuellen, Schiebern, Dieben und sonstigen Kriminellen dar. Wieder war der große Prozentsatz von Ausländern auffällig. Unter ihnen promenierte auch der Herr im grauen Ledermantel, der sich wie ich zunächst im zweiten Stock auf der Abteilung für die schweren Fälle befunden hatte. Wir mir W. mitteilte, war er ein ehemaliger SS-Führer, der wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit inhaftiert wurde. [...]

Am Nachmittag erhielt ich die „Süddeutsche Zeitung“ von gestern. Entnehme aus ihr, daß Staatspräsident Klement Gottwald gestorben ist. Er zog sich bei der Beerdigung des Genossen Stalin eine Lungenentzündung zu.²⁵⁶ Weiter wird berichtet, daß der Oberste Sowjet die Regierung von Malenkov bestätigt hat. Was die deutschen Verhältnisse betrifft, will die SPD wieder einmal die dritte Lesung des Generalvertrags zurückstellen. Wie sie das nur machen will bei ihrer parlamentarischen Orthodoxie? Höpker-Aschoff wiederum will die Rechte des Verfassungsgerichtes wahren. Er führt eine scharfe Sprache gegen Justizminister Dehler, der sich über die Schranken der Gesetze hinweggesetzt und sich selbst zum Gesetzgeber gemacht habe²⁵⁷. Diese Haltung des Präsidenten des Bundesverfassungsgerichtes ist typisch für die formale Demokratie: man macht in Gegensätzen, um desto nachhaltiger das Gemeinsame zu verteidigen: die Herrschaft der bürgerlichen Klasse. Mit welch altbe-

²⁵⁴ Der ehemalige NS-Funktionär Dr. Werner Naumann, langjähriger Mitarbeiter von Goebbels und zuletzt Staatssekretär in dessen Reichsministerium für Propaganda und Volksaufklärung, wurde 1953 wegen Bildung des „Düsseldorfer Kreises“ von der britischen Besatzungsmacht verhaftet, da er mit weiteren Ex-Nationalsozialisten versucht hatte, die nordrhein-westfälische FDP zu unterwandern und in eine neonazistische Partei zu verwandeln.

²⁵⁵ Organe der Entnazifizierungsverfahren in Westdeutschland.

²⁵⁶ Der tschechoslowakische kommunistische Staatschef Gottwald starb kurz nach seiner Teilnahme am Begräbnis Stalins am 14. März 1953 in Prag, doch die offizielle Version der Lungenentzündung, die er sich im kalten Moskau zugezogen habe, sollte nur die peinlichen Todesursachen Alkoholismus und Syphilis verschleiern.

²⁵⁷ Anspielung auf den Konflikt zwischen Bundesregierung und Bundesverfassungsgericht um die „Westverträge“ zwischen 1952 und 1954.

kannten Mitteln dies geschieht, beweist das jetzige Einschwenken von Walde-
mar Kraft auf der Linie Adenauers: Man kauft sich die Spitzen der Organisa-
tionen, deren natürliches Interesse an sich mit dem der Kapitalisten und
Rüstungsspekulanten nicht unter einen Hut zu bringen ist. Kraft, ein alter
Nazi und Ostland-Politiker, führt seine Schwenkung auf Gespräche mit Hall-
stein und dem US-Hochkommissar Conant zurück. Nun, daß Hallstein bis
zum Ural reiten will, ist bekannt; und daß Conant die aggressive Politik der
neuen amerikanischen Regierung in Deutschland in diesem Sinne vorbereiten
und durchführen hilft, ist auch klar. Der eingeffleischte Chauvinist Kraft, der
zur Tarnung zeitweise in „Verständigung auf friedlichem Wege“ machte, muß
angesichts der Notwendigkeit, den Generalkriegsvertrag bei den Massen
schmackhaft zu machen, seine Maske fallen lassen. Er muß bedacht sein, die
Adenauer-Linie auf Biegen oder Brechen bei der kommenden Sitzung des
Bundesvorstandes des BHE in München durchzudrücken. [...]

Mittwoch, den 18. März 1953

Am Mittag wurde ich überraschend in die Krankenabteilung verlegt. [...] Chefarzt Dr. Z. [...] drückte offen aus, daß es ihm unangenehm sein, wieder
„diese politischen Fälle“, wie ich einer sei, behandeln zu müssen. Er sei ein
unpolitischer Mensch; aber wenn mein „Verbrechen“ in der Tätigkeit für den
Berliner Rundfunk bestehe, sehe er nicht ein, warum ich hinter Schloß und
Riegel gesetzt werde. Im übrigen steht hier Dr. Z. mit seiner Meinung nicht
allein. Die meisten Beamten sind über die „Politischen“ nicht erfreut. Sie den-
ken an 1945 und an das, was kommen kann; so scheint es wenigstens, denn
über die formal-juristischen Grundlagen dieser Verhaftungen machen sie sich
ja kaum große Gedanken. Ich wurde also in die Krankenabteilung und zwar in
eine Vier-Mann-Zelle eingewiesen. [...]

Donnerstag, den 19. März 1953

Das war eine Nacht, die sehr interessant war. Ich wurde mit dem Problem
der Nachkriegsjugend auf eine instruktive Weise konfrontiert. Wie es so üb-
lich ist, wollten die Zellengenossen von mir wissen, warum ich inhaftiert sei.
Ich erzählte es ihnen. Der junge Mann mit den eingegipsten Beinen geriet
darüber in eine Aufregung, die ich erst heute verstehe. Er empörte sich über
das Vorgehen des Innenministeriums und der beflissenen Justiz und faßte sei-
ne Meinung dahin zusammen, man könne diese Verhaftung nicht von dem
Generalvertrag und der ihm entsprechenden Politik Adenauers und der
Amerikaner trennen. Ich ließ ihn reden und entdeckte, daß der junge Mensch
Gedanken äußerte, die eindeutig marxistisch waren. so, daß Korea²⁵⁸ der
Versuch des amerikanischen Kapitalismus gewesen sei, sich durch einen drit-
ten Weltkrieg Luft zu verschaffen, daß die Sowjetunion keinen Krieg machen

²⁵⁸ Der zwischen Juli 1950 und Juni 1953 ausgefochtene Koreakrieg, der mit einem An-
griff des kommunistischen Nordens auf den westorientierten Süden des geteilten Landes
begonnen und zur militärischen Parteinahme der USA (in Form von UN-Truppen) und
der Volksrepublik China geführt hatte.

werde, weil sie ihn nicht nötig habe, und daß Adenauer die Politik Hitlers mit demokratischen Mitteln fortzusetzen versuche. Ich fragte ihn, ob er jemals sich mit der Theorie des Marxismus beschäftigt habe. Er verneinte. Er sei zu diesen und ähnlichen Ansichten in jahrelanger Haft gekommen, wo er gezwungenermaßen sich Gedanken gemacht habe. Er horchte mit größtem Interesse meinen Auffassungen über den Generalvertrag und die Möglichkeiten eines friedlichen Zusammenlebens zwischen Ost und West [...]. Er ist der Sohn eines höheren Beamten, der heute in Westberlin lebt. Als Sechzehnjähriger wurde er zur Flak eingezogen. 1945 kam er in den großen Kladdera-datsch²⁵⁹ in Berlin. Als Student geriet er in Schwarzhandelskreise. Die Amerikaner nahmen ihn fest und verurteilten ihn wegen Besitzes eines Revolvers zu fünf Jahren Zuchthaus. Nach zwei Jahren Haft gelang es ihm zu fliehen. Als er nach einigen Monaten wieder gefangen wurde, hatte er mehrere Einbrüche hinter sich und war wieder im Besitz von zwei Pistolen. Er bekam acht Jahre Zuchthaus und anschließend [...] Sicherheitsverwahrung. Nun saß er seit zwei Jahren im Zuchthaus Straubing in Niederbayern. Er mußte Tüten kleben. Er sinnierte vornehmlich darüber nach, wie er wieder in die Freiheit gelangen könnte. Er entdeckte, daß die Mauern des Zuchthauses aus großen Sandsteinen gemauert waren. Es gelang ihm, in einer Nacht unter dem Fenster seiner Zelle mit dem Löffel den Putz zu entfernen und den Mörtel zwischen zwei Steinen zum Teil zu lösen. Er verhängte die Stelle mit seiner Decke und brach dann in der kommenden Nacht zwei Steine aus der Mauer. Er schlüpfte durch das Loch und sprang vom ersten Stock in den Hof. Dabei stürzte er so unglücklich, daß er beide Fersenknochen brach und hilflos liegen blieb. Zwei Stunden dauerte es, bis der patrouillierende Wachtmeister vom Dienst vorbeikam. „In zwei Stunden“, meinte der junge Mann, „wäre ich über alle Berge gewesen“. [...] Ich bedauerte ihn, denn was wird aus diesem jungen Menschen anderes werden als ein Berufsverbrecher oder ein Verrückter? Sollte es stimmen, daß über ihn Sicherheitsverwahrung verhängt wurde, so hat er zeit seines Lebens keine andere Perspektive als die von Gittern und verriegelten Türen. Bei seinem hochfliegenden Charakter kann dies nur mit einer Katastrophe enden. Neben seinen grundvernünftigen Ansichten über die politischen Verhältnisse im allgemeinen ist er, was sein eigenes Leben betrifft, zu einem gefährlichen Schwärmer geworden. Die beiden Zellengenossen berichteten, wie er phantastische Pläne entwickelte, er werde, falls er wieder in Freiheit komme, in wenigen Jahren sich ein Vermögen verschaffen, daß er sich für alles, was er entbehren müssen, schadlos halten und außerdem jene noch „hineintunken“ werde, die er für sein Unglück verantwortlich hält. [...] Wer ist nun schuldig, die kapitalistische Gesellschaft, die ihn für einen jugendlichen Leichtsinn zum Verbrecher machte, oder er, der sich an ihr rächen will?

²⁵⁹ Altertümlich für Zusammenbruch.

Verglichen mit ihm ist der „Einbrecherkönig von Dachau“, wie sich der andere junge Mann mit dem Arm in der Schlinge selber manchmal nennt, von leichterem Holz. Er ist vierundzwanzig Jahre alt, schaut aber aus wie ein Neunzehnjähriger. Er wurde 1946 zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt, weil er im Landratsamt F. Reise-Lebensmittelmärkte für ein ganzes Jahr gestohlen hatte. [...] Von den sechs Jahren saß er viereinhalb im Jugendgefängnis Ebrach in Franken ab. Der Rest der Strafe wurde ihm erlassen, weil er seine Gesellenprüfung im Schreinerhandwerk mit lauter Einsern bestand, obwohl er zweimal auszubrechen versucht hatte. Nach seiner Entlassung wollte er ein anderer Mensch werden. Er schilderte, wie er, der nur die Verhältnisse vor der Währungsreform kannte, vor den Schaufenstern in Nürnberg stand und sich all die Pracht und Herrlichkeit begaffte, die es da gab. Er arbeitete schließlich als Schreiner und verdiente 65 Mark in der Woche. Eines Tages fand sich ein Kumpan aus dem Jugendgefängnis ein, der ihn an die damals ausgeheckten Pläne erinnerte, und bald war er wieder in einem Kreis von Jugendlichen, die krumme Wege gingen. Als Schreiner hatte er aus dem Effeff gelernt, wie man Schlösser setzt und aufbricht. Er entwickelte sich zu einem Spezialisten für Sicherheitsschlösser. [...] So wurde er zum „Einbrecherkönig“. Dabei stahl er vorwiegend Genußmittel, wie Zigaretten, Schnaps, Schokolade. Es machte ihm eine Art Spaß, zu wissen, daß die Polizei auf ihn ein besonderes Auge hatte, weil er ja schon einmal „Pfeffer und Salz abgestaubt“ hatte, wie der Rotwelsch²⁶⁰. Slang für Einbrechen zu heißen scheint, er sie aber ständig an der Nase herumführte. Dann kam die romantische Geschichte mit dem Mädchen dazu. [...] Damit begann das romantische Räuberleben in voller Blüte. Jetzt reichte das Geld, das er als Schreiner verdiente, erst recht nicht mehr. Die Dame, eine Jüdin, wie K. behauptet, assistierte ihm bei den fälligen Einbrüchen, nur hatte sie den Fehler, daß sie sich von den „schönen Dingen“ hinreißen ließ. So habe sie trotz seiner Warnung einmal ein Fahrrad mitgenommen, was denn schließlich auch zu seiner Belastung beitrug. [...] Ich fragte ihn, warum er denn das Stehlen nicht habe sein lassen, nachdem er doch einigermaßen verdiente. Er zuckte die Schultern: „Mein, das ist so eine Art Gewohnheit geworden. Andere züchten Blumen und mich haben die Schlösser interessiert.“ Er erinnerte sich, daß es schon vor 1945 begann. Damals arbeitete er als junger Kerl in der Porzellanfabrik von Dachau. Dort waren auch KZ-Häftlinge eingesetzt. Einige von ihnen hatten Verwandte und Bekannte in der Nähe, bei denen K. für die Halbverhungerten etwas zu essen besorgen mußte. Die Häftlinge gaben ihm dafür Sachen, die sie selber „organisiert“ hatten. Er fand schließlich auch nichts dabei, sich fremde Sachen anzueignen, die „grad so herumgelegen san“. Nach der Befreiung des Konzentrationslagers habe er sich Morphinampullen und Kokain im Werte von 100000 DM in der Sanitätsbaracke „organisiert“. „Die Polizei hat sie jetzt bei der Hausdurchsuchung

²⁶⁰) Eine aus Elementen mehrerer Sprachen zusammengesetzte Geheimsprache bestimmter randständiger sozialer Gruppen (fahrende Handwerker, Landstreicher, Kriminelle).

im Speicher droben g'funden. Ich hab mich gar nicht kümmert um das Zeug. Ich habs halt so mitgenommen.“ [...] Seine mächtige blonde Mähne aber ist sein großer Stolz, von der er sich trotz des guten Zuredens der „Wachtel“ nicht trennen will. Der eine „Wachtel“ hänselte ihn, er werde ihm einen Krankenschein ausstellen, doch K. verteidigt mit seinem „Hänger“ anscheinend ein letztes Stück „Persönlichkeit“. [...]

Beim Austeilen des Tees, den es am Abend gibt, behauptete einer [...], der Bundestag habe heute bereits in dritter Lesung den Generalvertrag angenommen. Die Schande wäre also vorläufig perfekt. [...] Es ist klar, den Herren in Bonn und Washington eilt es, nachdem die neue sowjetische Regierung²⁶¹ fast tagtäglich Friedensgesten und reale Angebote macht. Die Volkskammersitzung²⁶², die für morgen geplant ist, kann also nur mehr die Tatsache der Ratifizierung zur Kenntnis nehmen. Es wäre interessant zu wissen, ob es wenigstens in den Betrieben zu Protesten gegen die dritte Lesung gekommen ist. Wie aus der bürgerlichen Presse hervorgeht, hat sich der DGB-Vorstand beflissen von Max Wönners Forderung distanziert, die Annahme des Generalvertrages durch einen Generalstreik zu verhindern. Wönners Äußerung müsse als Privatmeinung angesehen werden. Der DGB-Vorstand will auf keinen Fall mit dem Plan eines politischen Streiks in Verbindung gebracht werden²⁶³. Es ist klar, daß Wönnner sich mit seiner Forderung wieder lieb Kind bei den Arbeitern machen will; aber die Haltung der DGB-Führung zeigt die ganze Erbärmlichkeit dieser „Arbeitervertreter“²⁶⁴. In München scheint nur die Veranstaltung der Bayerischen Frauen-Friedensbewegung²⁶⁵, der Internationale der Kriegsdienstgegner²⁶⁶ und der Deutschen Friedensgesellschaft²⁶⁷ vom Montag von größerer Bedeutung gewesen zu sein. Die „Süddeutsche Zeitung“ berichtet, daß der oppositionelle Sozialdemokrat, Rechtsanwalt Dr. Walter Lidl aus Bad Aibling, unter stürmischem Beifall die Anwendung au-

²⁶¹ Die Machtverteilung innerhalb der sowjetischen Führung nach dem Tode Stalins am 5. März 1953, die kurzfristig zu einem Triumvirat zwischen Berija, Malenkov und Chruschtschow führte.

²⁶² Die Volkskammer der DDR.

²⁶³ Streiks mit außertariflichen politischen Zielsetzungen wurden von Politik und Rechtsprechung in der Bundesrepublik als durch das Grundgesetz nicht gedeckt betrachtet.

²⁶⁴ Am 17. März 1953 beschloß eine Münchner Versammlung aller Betriebsräte der IG Metall eine Protestresolution gegen den EVG-Vertrag.

²⁶⁵ Bereits am 17. März 1953 war trotz polizeilichen Verbots in Mainz der „Frauenfriedenstag“ von 400 Mitgliedern der Westdeutschen Frauen-Friedensbewegung (WFFB) abgehalten worden.

²⁶⁶ Die 1921 in London gegründete „Internationale der Kriegsgegner“ (IdK).

²⁶⁷ 1892 gegründet, 1933 vom NS-Regime verbotene und 1945 wiederbegründete antimilitaristische Organisation, die sich 1967 mit der „Internationale der Kriegsgegner“ zur DFG-IdK und 1974 mit dem „Verband der Kriegsdienstverweigerer“ zur DFG-VK zusammenschloß; die DFG stand lange unter Kommunismusverdacht und folglich unter Beobachtung des Verfassungsschutzes, ihren Mitgliedern wurde durch den „Radikalerlaß“ von 1972 der Zugang zum öffentlichen Dienst der Bundesrepublik verwehrt.

berparlamentarischer Aktionen gegen den Generalvertrag gefordert habe. Freilich, die bürgerliche Presse verschweigt ja die Hälfte. Aber trotzdem – sollte es den Volks- und Landesverrättern wirklich ohne weitere große Protestdemonstrationen der Bevölkerung gelungen sein, den Schandvertrag zumindestens im Parlament unter Dach und Fach zu bringen? Mehr als je bin ich, hinter Gittern zur Untätigkeit verurteilt, von den Ereignissen bewegt.

Freitag, den 20. März 1953

[...] Bemerkenswert war ein Bericht aus Bonn, der die Vorsprache einer Delegation aus dem Kreis Miesbach²⁶⁸, bestehend aus einem Gewerbetreibenden, einem Betriebsratsmitglied der Kohlengrube Marienstein und einer Bergarbeiterfrau aus Hausham, bei den verschiedenen Fraktionen zum Inhalt hatte. Die Delegation wurde von der SPD und der CSU abgewiesen und nur von der KPD und der Bayernpartei empfangen. Die KPD-Fraktion sicherte der Delegation zu, daß sie den Generalvertrag entsprechend dem Wunsch der Mehrheit der Bevölkerung ablehnen werde. Interessant ist nun die Haltung der Bayernparteiabgeordneten. Der BP-Abgeordnete Sepp Parzinger wagt anscheinend gegen den Stachel zu löcken und den Vertrag abzulehnen. Der zuständige Abgeordnete für Miesbach, Eichner-Jasberg, aber bediente sich der Schlagworte des Bayernpartei-Generalsekretärs Besold, man müsse sich gegen den aggressiven Osten zur Wehr setzen. Parzinger soll ihm daraufhin empfohlen haben, doch einmal den Text der Verträge genau zu studieren, worauf sich zeigte, daß Eichner nicht einmal die vollständigen Unterlagen über die Verträge besaß. Eichner habe, so berichtet das BVE weiter, in einer zweiten Unterredung zugesichert, er werde sich noch gründliche Gedanken machen, ehe er sein Ja oder Nein für die Verträge abgeben werde.

Nun, mir fiel da ein Gespräch ein, das ich eben mit diesem Abgeordneten und einem seiner Kollegen im vergangenen Oktober vor dem Münchner Rathaus hatte. Damals unternahm der Generalsekretär Besold zum erstenmal auf der Basis des erweiterten Gremiums der Landesleitung der Bayernpartei [den Versuch,] den Generalvertrag den widerspenstigen Bauern und Gewerbetreibenden schmackhaft zu machen, nachhaltig assistiert von dem Bundestagsabgeordneten Dr. Decker. In den Kreisen der Journalisten kursierten seit Wochen die Gerüchte, daß die Großindustrie der Bayernpartei jede weitere finanzielle Unterstützung versagen werde, falls sie gegen den Generalvertrag stimme. Da die Parteiorganisation derartig schlecht funktioniere, daß nicht einmal die Mitgliedsbeiträge regelmäßig erhoben werden, sei diese Drohung den besoldeten Funktionären bereits mächtig in die Knochen gefahren. Aber dazu sei, so berichtete ein der Bayernpartei sehr nahestehender Journalist weiter, noch die Drohung Adenauers gekommen, er werde für ein Wahlgesetz sorgen, daß nur diejenige Partei erneut in den Bundestag einziehen werde, die fünf Prozent der abgegebenen Stimmen auf Bundesebene auf sich vereinigen

²⁶⁸ Bayerischer Landkreis am Tegernsee.

könne²⁶⁹. Dies bedeute für die Bayernpartei ein zu großes Risiko, als daß sich eine grundsätzliche Opposition lohne. Sollte die Bayernpartei aber den Verträgen zustimmen, so ging die Version weiter, werde die Bayernpartei notfalls über eine Listenverbindung mit der CSU wieder in den Bundestag einziehen und Dr. Besold Bundeskultusminister²⁷⁰. Die Bayernparteileitung dementierte dieses Gerücht damals auf das nachhaltigste, aber die ganze weitere Politik, die die Führung unter dem Generalsekretär Besold verfolgte, zeigte, wie abhängig diese Clique vom Wohlwollen der Industrie und Adenauers geworden war. Über den Kopf der meistens unwissenden, harmlosen und unselbständigen Mitglieder und Abgeordneten in ihrer Mehrheit hinweg verfolgte der ehrgeizige und dabei beschränkte Besold den Adenauer-Kurs, wobei er vor allem in Anti-Bolschewismus machte. Zwischen die Mühlsteine seines natürlichen Gefühls, das besagte, daß eine Remilitarisierung Westdeutschlands unter amerikanischer Führung früher oder später mit einer Katastrophe enden werde, und seiner politischen Unwissenheit war nun damals der Bundestagsabgeordnete Eichner geraten, als ich ihn auf dem Parkplatz vor dem Münchner Rathaus sprach. Auch damals wiederholte er die alten Kamellen, die er von Besold und Decker gehört hatte, gab aber zum Teil noch Dr. Etzel recht, der damals seine Position mit Mühe und Not noch behaupten konnte²⁷¹. „Nix G'wiß' woäß ma hoit net“, meinte Eichner damals zwischen Tür und Angel seines Autos, indem er auf die Politik der Sowjetunion anspielte, und sein Kollege, der Fahnenträger der Bayernpartei, ein Bauer und Metzger aus dem Altbayerischen, stimmte ihm mit Kopfnicken zu, daß der Gamsbart auf dem forstgrünen Hut wippte.

Nun wußte er also anscheinend immer noch nichts Gewisses, wie aus dem Bericht über die Delegation hervorging, während Besold und die anderen Drahtzieher Adenauers in den Reihen der Bayernpartei gehandelt hatten. Vermutlich hat Eichner den Verträgen zugestimmt, einer der vielen Mitläufer in allen bürgerlichen Parteien, die zu schwach sind, um sich eine wirkliche eigene Meinung zu bilden, und daher aus Opportunismus „mitlaufen“. Der Karrierist Besold und sein Kumpan Decker hatten die Runde gewonnen, nachdem Etzel aus eigenen Stücken der Partei den Rücken kehrte. Mir fiel wieder jener Spätnachmittag im vergangenen November in der gutbürgerlichen „Torggelstube“ am Platzel in München ein, als sich der „Sieger“ Besold der Presse stellte. Wie schwamm Besold doch in vagen, beschönigenden und

²⁶⁹ Das neue Bundeswahlgesetz vom Juni 1953, welches die ursprünglich auf ein Bundesland bezogene Sperrklausel von 5% der Wählerstimmen auf die gesamte Bundesrepublik ausweitete und damit Parteien, die nicht bundesweit kandidierten, den Wiedereinzug in den Bundestag sehr erschwerte; so konnte etwa die Bayernpartei 1953 nicht mehr in den Bundestag einziehen, während sie noch bis 1966 im bayerischen Landtag vertreten war.

²⁷⁰ Das Amt eines „Bundeskultusministers“ gab und gibt es bis heute nicht.

²⁷¹ Anspielung auf die Zeit vor dem Austritt Etzels aus der BP/FU, den dieser wegen seiner Opposition gegen die Zustimmung seiner Partei zur Wiederbewaffnungspolitik Adenauers vollzog.

zum Teil verlogenen Auskünften, als ich ihn fragte, ob es mit der Auffassung der Bayernpartei zu vereinbaren sei, daß die Alliierten nach den Verträgen jederzeit von der Notstandsklausel Gebrauch machen könnten; daß sie und nicht die Bundesregierung die Wiedervereinigungspolitik bestimmten; daß deutsche Soldaten dem NATO-Kommando unter Ridgway unterstellt werden sollten, in dem die Deutschen überhaupt nicht vertreten seien; wie sich die Bayernpartei vorstelle, daß die vierzig Milliarden DM für die Erstausrüstung²⁷² ohne totale Schädigung der Volkswirtschaft aufgebracht werden sollten, und was dergleichen Fragen mehr sind, die sich schon bei einer flüchtigen Lektüre des Generalvertrag-Textes ergeben. Wie plapperte da Besold die Adenauerschen Tiraden über die angeblich wiedergewonnene Souveränität und die Notwendigkeit, gegenüber dem gottlosen Bolschewismus stark zu sein, nach, wie versuchte er die Verschacherung der deutschen Jugend durch die angebliche „Berücksichtigung bayerischer Ansprüche bei der Besetzung der Kommandeur-Posten“ zu vertuschen! Wie wurde er zusehend grimmiger, als er von einem Landtagsabgeordneten anscheinend über meine Person informiert worden war, wie entblößte er sein abendländisch-christliches Antlitz, daß der Wolf sichtbar wurde! Wie bemühte sich der Professor Baumgartner, Ehrenvorsitzender der Partei, hier noch Anschluß zu halten! Wie bedeppt saß der gute Fischbacher Jackl²⁷³, der Doktor aus dem Chiemgau da, und mußte doch auch noch etwas sagen zu einer Sache, bei der es ihm gar nicht wohl war in seiner Haut, dachte er allein an die Prophezeiungen des Alois Irlmeier und die Geschichte des Mühlhiasl! Wie beredt doch der Dr. Decker die Vorzüge des Generalvertrages darzustellen wußte, als sei er wirklich der Generalvertreter der Rüstungsindustrie, als den ihn boshafte Funktionäre seiner Partei bezeichnen! Das also waren die Leute, die bayerische Land und Leut' zu vertreten vorgaben, die sich als Föderalisten gebärdeten, die 1949 beim Einzug in den Bundestag versichert hatten, sie würden nie mehr einem Barras das Wort reden! Als was saßen sie jetzt da? Als Parteigänger des finstersten Nationalismus und Chauvinismus, des Geldsackes der rheinischen Groß- und Rüstungsindustrie, des sich erneuernden preußischen Zentralismus! Der arme Eichner: „Nix G'wiß' woäß ma net!“ Wo er ständig die Gesichter dieser Leute vor sich hatte, in denen doch alles zu lesen stand!

Nun, der Generalvertrag ist unterzeichnet. Der Aufruf des BVE vom Donnerstag, gegen die Kriegsverträge zu streiken, konnte es nicht verhindern, nicht auch die Demonstrationen in Bonn, die mit Wasserwerfern und Gummiknüppeln auseinandergetrieben wurden, wie die bürgerliche Presse berichtet²⁷⁴. Die „Polizei hat viel zu tun“, meldet der „Münchener Merkur“ von heu-

²⁷² Die Ausstattung der geplanten (west-)deutschen Streitkräfte.

²⁷³ Der damalige BP-Vorsitzende Jakob Fischbacher.

²⁷⁴ Tatsächlich hatte die Bundestagssitzung am 19. März 1953 unter massivem Polizeischutz stattgefunden: sich nähernde Demonstrationen wurden erst nach mehrstündigem harten Polizeieinsatz auseinandergetrieben.

te. Danach muß Bonn einem Heerlager von Polizisten geglichen haben. In dieser Atmosphäre also vollzog sich die Annahme der landesverräterischen Verträge. Adenauer besaß die Stirn zu behaupten, der Krieg sei nur nicht ausgebrochen, weil sich Stalin physisch und psychisch dem heißen Krieg nicht mehr gewachsen gefühlt habe. Freilich, er, Adenauer, so konnte man diese Wendung deuten, fühlt sich einer solchen Anstrengung durchaus noch gewachsen, er schon! Ollenhauer wiederum rief pathetisch aus: „Der Kampf geht weiter!“ Gott, welche Gefahr für Adenauer! Parlamentarische Opposition, darüber kann ein Mann wie Adenauer nur stillvergnügt lächeln und bei sich murmeln: „O Jott, ist das gefährlich!“ Da ist natürlich die Ankündigung von Georges Bidault von anderer Qualität, die französische Regierung werde ein „Urteil des Volkes“ über den EVG-Vertrag verlangen. Eine solche Drohung kam einem Tiefschlag für den „Sieger“ Adenauer gleich. Und dabei sollen die Franzosen doch das höflichste Volk Europas sein. Aber so oder so: dieser 19. März 1953 ist einer der schandvollsten Tage der deutschen Geschichte. Ich bin sehr gespannt, was die Volkskammer heute beschließt, an deren Sitzung, wie die „Süddeutsche Zeitung“ berichtete, auch Dr. Joseph Wirth und Wilhelm Elfes sowie die aus der SPD ausgeschlossene Landtagsabgeordnete Rosel Hillebrand teilnehmen²⁷⁵, die zu diesem Zwecke nach Brüssel reisen mußten, um von dort nach Berlin zu fliegen, weil sie keinen Interzonenpaß erhielten. [...]

Die Wachtmeister wiederum verbinden mit dem Generalvertrag und der aus ihm hervorgehenden Politik zum Teil andere Befürchtungen, nämlich daß in Bälde wieder wie während der Nazizeit jeder dritte oder zweite Häftling aus politischen Gründen festgesetzt sein werde. Und eine solche Entwicklung paßt ihnen nach den Erfahrungen von 1945 in keiner Weise. Am Nachmittag wurde ich mit anderen Neuankömmlingen auf TB untersucht. Ich stand mit einem der alten Wachtmeister, die schon seit mehr als 30 Jahren in Stadelheim sind, am Fenster und schaute in den Hof. Ich wies auf das flach gedeckte Gebäude neben dem Ostflügel des Altbaues, in dem die Guillotine²⁷⁶ stand, mit der der Scharfrichter Reichart während der Kriegsjahre fast jede Woche mehrere Gefangene enthauptete. „Da sind sie hingerichtet worden, die Antifaschisten, nicht wahr Herr Wachtmeister?“ Er sah mich schräg an und nickte: „Ja, da hat der Reichart gehaust. Dort, bei der großen hinteren Tür, die in den Hof herausgeht, sind die Deli[n]quenten herausgeführt worden. Dort unten, in Parterre, sind zum Teil die Zellen für die Todeskandidaten gewesen.“ „Und

²⁷⁵ Über die Vorbereitungen für eine Gastrede Wirths vor der DDR-Volkskammer notierte der Kulturbund-Abgeordnete Klemperer im Januar 1952: „In der Fraktion die Erwägung, wie Wirth der Rapallo-Reichskanzler als Gast zu begrüßen sei. Empfehlung des Ältestenrates: ‚mit wohltemperiertem Beifall‘, ohne Aufstehen u. Enthusiasmus. (Wenn man das nur auch bei Stalin so machte.)“ Vgl. Victor Klemperer, *So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1959*, 2 Bde., hier Bd. 2, Berlin 1999, S. 238.

²⁷⁶ Gerät zur Enthauptung von Menschen, seit der Französischen Revolution von 1789 gebräuchlich.

dort hinten, auf dem Perlacher Friedhof, sind die meisten, vor allem die Ausländer, wie die räudigen Hund' verscharrt worden?" wollte ich mein Wissen bestätigt sehen. „Ja, da hat man sie eingegraben.“ Der Wachtmeister sah mich an und fragte: „Haben Sie Bekannte dabei gehabt, weil S' gar so fragen?“ „O ja, gewiß“, erwiderte ich. Waren sie etwa nicht sogar mehr als Bekannte, die Genossen Olschewski und Binder, die Geschwister Scholl und ihr Gefährte Graf und all die vielen anderen, die hier wegen ihrer antifaschistischen Gesinnung vom Leben zum Tod gebracht wurden, oft nach blutigen und gemeinen Mißhandlungen durch die Wachtmeister? Konnte ich wissen, ob nicht auch der, der neben mir stand, einer dieser Wachtmeister war, die mit Schlüsselbund und Gummiknüttl mit Vorliebe die politischen Gefangenen mißhandelten, wie ich von Freunden wußte? So als habe er meine Gedanken geahnt, versuchte der Wachtmeister seine „Überparteilichkeit“, sein Nur-Beamter-Sein zu beweisen: „Schauen S', wir haben hier vor dreißig bald Nazis, bald Kommunisten gehabt. Dann die Röhm-Leute²⁷⁷, dann an fünfundvierzig für eine paar Tage den Streicher und den Göring. Freilich, wenn's jetzt wieder mit euch so angeht...“. „Das gefällt Ihnen nicht?“, half ich ihm weiter. Er bejahte es; er wolle wie die meisten anderen „damit“ nichts mehr zu tun haben. „Wenn aber der Generalkriegsvertrag verwirklicht wird“, bohrte ich weiter. „dann steht da unten eines Tages wahrscheinlich auch wieder das Fallbeil.“ Er unterbrach mich: „Lassen S' mich bloß aus, lassen S' mich bloß aus!“ Er scheute wie ein Pferd, auf das eine Lokomotive zukommt. Er wandte sich den übrigen Gefangenen zu, um einer Fortsetzung dieses Gespräches zu entgehen. [...]

Samstag, den 21. März 1953

[...] Mein Gesundheitszustand ist trotz der Behandlung schlechter geworden. Dr. Z. gibt mir zwar Spritzen; zu der Rotlichtbestrahlung soll auch eine Kurzwellenbehandlung kommen. Aber ich kann die halbe Nacht nicht schlafen vor Schmerzen. [...]

Nach dem Hofgang wurde ich heute zum Rechtsanwalt abgeholt. [...] Rechtsanwalt Dr. Swoboda [...] empfing mich mit seiner festen Herzlichkeit, die eine gewisse Zuversichtlichkeit ausstrahlt. Er setzte mir auseinander, daß der gegen mich erlassene Haftbefehl rechtlich auf sehr schwachen Beinen ruhe und daß er aus diesem Grunde hoffe, mich in absehbarer Zeit herauszubekommen. Er klopft mir auf die Schultern und sagte: „Schlaf dich nur noch aus. Du bist schon die längste Zeit eingesperrt gewesen, wirst es schon sehen.“ [...] Er will mir meine wissenschaftlichen Bücher übermitteln lassen. Der Ermittlungsrichter werde nach seiner Meinung dagegen nichts einzuwenden haben. Besonders interessant war sein Bericht über den Besuch bei meiner Mutter. Sie sei natürlich sehr überrascht gewesen, habe aber dann sichtlich aufgeat-

²⁷⁷ Gemeint sind führende Mitglieder der nationalsozialistischen „Sturmabteilung“ (SA) um deren Stabschef Ernst Röhm, die auf Befehl Hitlers im Juni 1934 verhaftet und ohne Gerichtsverfahren erschossen wurden.

met, als er ihr den Fall auseinandergesetzt und ihr versichert habe, daß sich ein Besuch in München gar nicht lohne, weil ich doch entlassen würde. Ich dankte ihm herzlich für diese Vorsprache bei meiner Mutter. [...]

K. zog mich in eine Diskussion. Aus dem „Volksecho“ aufschauend, fragte er mich: „Glauben S', daß sie mich auch einsperren täten, wenn ich heut schwarz über die Zonengrenze gehen und mich bei der nächsten Volkspolizeistelle melden tät? Wenn ich ihnen auseinandersetzen tät, daß ich gewillt bin, ehrlich zu arbeiten? Ich hätt' ja nichts dagegen, wenn sie mich irgendwo hinstecken täten, wo ich schwer arbeiten muß. Aber dann wäre eine Ruh' einmal und ich könnt ein anderes Leben anfangen. Was wollen S' denn? Jetzt werd ich wahrscheinlich wieder für fünf, zehn Jahre verknackst. Im Knast, da kommst doch bloß auf dumme Gedanken. Ich sag Ihnen, die Hälfte der Gaunereien werden im Gefängnis ausgeknobelt. Und wenn ich dann herauskomme, das kann ich mir schon an den zehn Fingern abzählen, wird mir ständig anhängen, daß ich zum zweitenmal eingesperrt gewesen bin.“ Er hatte in einem „Volksecho“ vom Aufbau des Eisenhüttenkombinats Ost²⁷⁸ gelesen und dabei mit Aufmerksamkeit die Erfolge der Jugendbrigaden²⁷⁹ verfolgt; überhaupt interessierte er sich sehr für die Stellung der Jungarbeiter und der Lehrlinge in der DDR. Nun wollte er also wissen, ob er auch in der DDR keine andere Perspektive haben könnte, als hinter Gittern die besten Jahre seines Lebens zu verbringen.

Ich erwiderte, meiner Auffassung nach käme es darauf an, ob er glaubhaft machen könnte, daß er wirklich produktiv tätig sein wolle und entschlossen sei, seine Diebereien bleiben zu lassen. Mit Emphase fiel K. ein: „Wenn ich Ihnen sag!“ Er setzte auseinander: „Hier ist es doch so: alles beruht auf Betrug, jeder gaunert dem anderen ab, jeder betrügt und rafft mit allen Krallen seinen Besitz zusammen. Die ganzen Geschäfte, die ganzen Fabriken, das ist doch alles denen, die arbeiten, abgestohlen. Nur die kleinen Diebe, wie ich einer bin, sperrt man ein. Die anderen sind angesehene Leut'. Drüben in der Ostzone ist es doch anders: da gehören die Fabriken allen und die Geschäfte können auch keine so großen Schnitt' machen wie bei uns. Da wenn man etwas stiehlt, ist es doch ganz anders, da wär' es ein wirkliches Verbrechen, da gehört einer wirklich in den Knast, bis er sauer wird. Das seh' ich ja ein und drum tät ich mich dort schwer hüten, etwas zu krampf'n²⁸⁰.“

Was wollte ich ihm widersprechen? Im Prinzip hatte er durchaus recht. Nur war eben die Frage, ob er unter anderen Bedingungen wirklich an sich halten

²⁷⁸ 1951 in der brandenburgischen Oder-Grenzregion gegründetes Stahlkombinat, dessen Wohnstadt bis 1961 den Namen „Stalinstadt“ trug und seither „Eisenhüttenstadt“ heißt; Kombinat und Stadt galten als Musterbeispiele für die neuen sozialistischen Arbeits- und Lebensverhältnisse in der DDR.

²⁷⁹ Im Rahmen der FDJ entstanden in der sowjetischen Besatzungszone bereits ab 1946 jugendliche Arbeitsbrigaden, deren Zahl im Rahmen der DDR-Wirtschaftsplanung ab 1950 weiter zunahm.

²⁸⁰ Süddeutscher Ausdruck für: „einen Diebstahl begehen“.

könnte. „Das ist dir ja wohl klar“, antwortete ich dem ungeduldig Harrenden, „daß sie dir drüben schwer auf die Finger schauen würden. Du müßtest zeigen, daß du wirklich ein anderer Mensch wirst. Du müßtest vor allem lernen und nochmals lernen, denn damit, daß du ein guter Schreiner bist, ist noch lang nicht alles getan.“ K. beteuerte, daß würde er bestimmt tun. St. hatte in einer vorangegangenen Unterhaltung einmal den Ausdruck „produktiv arbeiten“ gebraucht. Der scheint es K. angetan zu haben, denn mehrfach versicherte er, er würde schon „produktiv arbeiten“, gäbe man ihm nur die Gelegenheit dazu. Er griff auch die Unterhaltung vom ersten Abend auf, wo ich anscheinend von Makarenkos Kolonien für straffällig gewordene Jugendliche gesprochen hatte²⁸¹. Er fragte mich jetzt: „Gibt es so etwas eigentlich auch in der Ostzone?“ Ich konnte ihm keine genaue Auskunft geben, drückte aber meine Überzeugung aus, daß sich die Freie Deutsche Jugend bestimmt auch mit dem Problem der verwahrlosten und straffällig gewordenen Jugend beschäftigt habe.²⁸²

Es ist klar, K. könnte zu einem brauchbaren Menschen werden, käme er in die richtigen Hände. Aber die Chancen, daß ihm Gelegenheit gegeben wird, sich in einem Kollektiv fortschrittlicher Menschen zu bewähren, ist nicht sehr groß. Er wird operiert und nachher verurteilt werden. Als rückfällig[er Straftäter] hat er bestimmt mit sechs Jahren Zuchthaus zu rechnen. Im Strafvollzug wird er jahraus, jahrein wieder mit Menschen beisammen sein, deren einzige Unterhaltung im Erzählen ihrer „Taten“ und im Planen neuer besteht. Was soll da Gescheites aus ihm werden?

[...] Der „Münchener Merkur“ ließ die Ratifizierung des Generalkriegsvertrages durch den von der SPD in das kapitalistische Lager abgeschwenkten Nazi-Hauptmann Werner Runge kommentieren. „Über die Hürde“, glaubt Herr Runge, sei das deutsche Volk mit der Annahme der Schandverträge. In einem schmalzig-verlogenen Stil schreibt der Schreiberling der Bayrischen Industriellen: „Das Parlament hat, dem leidenschaftlichen Appell und den Worten seines temperamentvollen und energischen Rufers folgend, sein politisches Herz in die Hände [genommen] und ist über die Hürde ins Ungewisse gesprungen.“ O Gott, schöner gings nicht mehr: das Herz in die Hände genommen und über die Hürde gesprungen; bleibt nur zu fragen, wo der Kopf geblieben ist... [...] Zu diesem Artikel paßt dann als Ergänzung ein weiterer von Manfred Lütgenhorst, in dem Herrn Theodor Blank bescheinigt wird, er halte „nichts von der Schleiferei auf dem Kasernenhof“ und „mit dem Gewehr 98 k²⁸³ ist nichts mehr anzufangen.“ Nachdem Herr Lütgenhorst vor

²⁸¹ Der sowjetische Pädagoge Anton Makarenko hatte in den 1930er Jahren die dortigen Arbeitsschulen zu Rehabilitationszentren für verwahrloste Jugendliche reorganisiert.

²⁸² Die DDR-Politik gegenüber „Asozialen“ verfolgte unterschiedliche Ansätze – neben Arbeitslagern und regionalen Ausweisungen (z.B. Uranbergbaubereich, Grenzgebiete) existierten arbeitserzieherische „Jugendwerkhöfe“.

²⁸³ Standard-Karabiner der früheren deutschen Wehrmacht.

dem Generalvertragsabschluß Herrn Dr. Lehr angepriesen hat, wird er jetzt zum Sykophanten des „Sicherheitsbeauftragten“²⁸⁴. Alles zu seiner Zeit: Vor der Debatte wird der Polizeiminister, nach der Debatte der Herr Kriegsminister offeriert! Und wie schön Herr Lütgenhorst die Blank-Verse nachplappert! Also, „der Zivilanzug wird im Spind hängen“; „man will den Drill ein- für allemal abschaffen“; „der Präsentiergriff fällt weg“; „aus dem Haarschnitt will man kein Problem mehr machen“; „es soll keine Form des Strafdienstes mehr geben“; „Theodor Blank will den General, wenn es sein muß, genauso einsperren lassen, wie den einfachen Soldaten“; „kein Vorgesetzter kann mehr sofort eine Disziplinarstrafe aussprechen. Er muß erst eine Nacht darüber schlafen“. Das alles erfährt also Herr Lütgenhorst von dem „Arbeiterjungen aus dem Ruhrgebiet“, dem „christlichen Gewerkschaftler“, dem „Autodidakten“ Theodor Blank! Und weiter, daß kein deutscher Soldat mehr auf Kinder schießen muß wie in Oradour²⁸⁵, weil es zwar einen „unbedingten Gehorsam, aber keinen blinden“ gibt! Dann werde die rechten und linken Hände von Herrn Blank vorgestellt. Der „Militärgelehrtentyp“ Heusinger; der „Militär und Diplomat“ Kielmannsegg; einer „der vitalsten Leute dieses Hauses“, Oberstleutnant „a. D.“ de Maiziere; der „Managertyp“ Oberst „a. D.“ Bonin; und der Waffenspezialist Eberhardt, ehemaliger Fliegeroberst, stöhnt bei Herrn Lütgenhorst: „Wir haben ja nichts mehr und müssen ganz von vorne anfangen... Wir hätten halt heute schon gerne gewußt, was wir produzieren können“, denn Herr Lütgenhorst schreibt es: „Die deutsche Wirtschaft liegt auf der Lauer.“

Das wäre also ein weiterer Beitrag, um den 500000 Anwärtern für das europäische Massengrab in Deutschland den neuen Barras schmackhaft zu machen! [...] Und um den jungen Leuten des Jahres 1953 die ‚Heldentaten‘ des letzten Weltkrieges als ‚leuchtende Beispiele‘ nicht aus dem Gedächtnis kommen zu lassen, druckt der „Münchener Merkur“ gleich noch einen langen Artikel über den „internationalen Bestseller“ „U 977“ ab, in dem der ehemalige U-Boot-Kommandant Heinz Schaeffer von seiner 66 Tage dauernden Unterwasserfahrt auf der Flucht nach Argentinien nach Kriegsschluß berichtet²⁸⁶. Wenn das kein Beitrag zur Mürbemachung der widerspenstigen antimilitaristischen Stimmung in der deutschen Jugend ist, wo doch alles, was die jungen Menschen begeistert, geboten wird: Abenteuer, Kampf, ‚Triumph des Willens‘²⁸⁷ und das happy end am Traualtar mit einer argentinisch-deutschen Fabrikantentochter. Zur Festlegung der psychischen Stoßrichtung wird dann

²⁸⁴ Kurzfassung des Amtstitels des für den Aufbau der Bundeswehr zuständigen Bundesbeauftragten Blank.

²⁸⁵ Französisches Dorf, dessen Bevölkerung im Juni 1944 von einer SS-Panzerdivision wegen angeblicher Partisanen-Unterstützung ermordet wurde.

²⁸⁶ Vgl. Heinz Schaeffer, U-977. 66 Tage unter Wasser, Wiesbaden 1950.

²⁸⁷ Ironische Anspielung auf den gleichnamigen Dokumentarfilm der NS-Regisseurin Leni Riefenstahl (1902–2003) über den NSDAP-Reichsparteitag von 1934.

noch ein Artikel [...] über den verhafteten Außenminister der DDR, Dertinger²⁸⁸, veröffentlicht, der sich gegen die „Karlshorster²⁸⁹ Terrorpolitik“ richtet, der Dertinger als „Bannerträger der SED-Blockpolitik²⁹⁰“ gedient habe.

Aus dem „Bayerischen Volksecho“ von gestern geht hervor, daß Adenauer mit Stacheldraht, Wasserwerfern und Polizeihunden die Wähler vom Bundeshaus fernhalten ließ. Das Organ der KPD in Bayern veröffentlicht auch einen Aufruf an die westdeutschen Arbeiter, durch machtvolle Aktionen die Ratifizierung zu verhindern, der von Betriebsräten aus ganz Westdeutschland unterzeichnet ist. [...]

Montag, den 23. März 1953

[...] Das Streiflicht der „Süddeutschen Zeitung“ von heute beschäftigt sich mit dem Beschluß des Stadtrats von Osthofen/Rheinhausen, die nach dem Kriege auf die Namen von Friedrich Ebert, Karl Mierendorf, Erzberger, Rathenau und Thomas Mann getauften Straßen wieder umzubenennen, weil diese Namen „nicht in das Sprachgut der Bevölkerung eingegangen“ seien. Auch in Peine wurde aus demselben Grund die Carl-von-Ossietzky-Straße wieder in Sedan-Straße umgewandelt. Die „Süddeutsche“ klagt, es fehle hierzulande „an jenem geschichtlichen Bewußtsein, das nicht immer wieder die Vergangenheit vor den Richterstuhl der Gegenwart zitiert, sie umkrempelt und umwertet.“ Es fehle an Ehrfurcht vor der Geschichte.²⁹¹ Die erwähnten Männer müßten in das „Geistesgut der Nation“ eingeführt werden, damit sie auch in das Sprachgut eingingen. Wie schön! Nur: wie soll das gemacht werden? Auf dem Wege des Generalvertrages etwa, dessen Verfechtern schon die oben erwähnten Männer ein Dorn im Auge sein müssen, geschweige denn wirkliche Gegner des Imperialismus? Die „Süddeutsche Zeitung“ macht ja den „Weg zurück“ mit, wie der Artikel von Friedmann zum Generalvertrag bewies. Was beschwert sie sich dann, wenn auch die alten Weg-Bezeichnungen wieder eingeführt werden?

Dienstag, den 24. März 1953

[...] Zum erstmalig seit meinem Aufenthalt im Gefängnis erhalte ich Post. Es ist ein Brief von Mutter, der die Zensurmarke des Ermittlungsrichters trägt.

²⁸⁸ Der Außenminister der DDR und stellvertretende Vorsitzende der Ost-CDU, Georg Dertinger, war am 15. Januar 1953 von der DDR-Staatssicherheit als angeblicher West-Spion verhaftet worden.

²⁸⁹ Jener Berliner Stadtteil, in dem 1945 die Sowjetische Militäradministration (SMAD) Quartier genommen hatte und seither als Synonym für die sowjetische Besatzungsmacht galt.

²⁹⁰ Bezeichnung für die von Sowjets und KPD/SED vertretene Politik, alle „antifaschistischen Parteien“ der sowjetischen Zone in einem „Block“ („Einheitsfront“) zusammenzuschließen, innerhalb derer die „Blockparteien“ immer stärker der SED-Linie angepaßt wurden und um 1950 ihre Eigenständigkeit verloren.

²⁹¹ Der Ost-Berliner Alfred Kantorowicz notierte am 24. März 1953 zu dieser Strassenumbenennung: „Die Herren haben vergessen, daß die Sedans unseres Jahrhunderts Stalingrad heißen.“ Vgl. Alfred Kantorowicz, Deutsches Tagebuch, 2 Bde., hier Bd. 2, Berlin (West) 1980, S. 345f.

Ich erkenne an der Schrift, daß Mutter aufgeregt ist. Der S. habe ihr erklärt, es sei nicht nötig, daß sie eigens nach München fahre, um mich aufzusuchen, weil ich doch bald freikommen werde. Sollte dies bis zur kommenden Woche nicht der Fall sein, werde sie trotzdem die Reise unternehmen. Sie läßt mich von allem, was in Hausnummer 109 kreucht und fleucht, auf das herzlichste grüßen. Ich habe das Gefühl, daß sie „etwas sehr“ geweint hat, als sie den Brief schloß.

Der Inspektor brachte mir auch die Literatur, die ich zur Fortsetzung meiner wissenschaftlichen Arbeit benötige. Obwohl der Ermittlungsrichter auf der beigelegten Liste sein Placet erteilt hatte, wurden die Bücher und Zeitschriften auch noch von der Gefängnisverwaltung durchgesehen. Ob für die Beamten Bertolt Brecht und Maxim Gorki ein Begriff sind? Ob sie den Inhalt von „Die Mutter“²⁹² kennen? Mir fiel ein, daß dieser politische Roman im Untersuchungsgefängnis Neudeck sogar in zwei Exemplaren vorhanden ist. Sei es, wie es wolle; jedenfalls habe ich nun die Bücher und kann die Arbeit fortsetzen, wenn mir auch die Auszüge aus den anderen Büchern fehlen, die ich für die Fertigstellung dieses Abschnittes meiner Untersuchung unbedingt brauche. Der Inspektor erteilte mir die Auflage, die Bücher niemandem zum Lesen zu geben. [...]

Meine Mutter hatte in dem Brief geschrieben: „Geb's Gott, daß du die Freiheit bald wieder siehst.“ Darauf kamen mir folgende „Mittagsgedanken“:

„Geb's Gott, daß er die Freiheit wiederseh'!“
Doch Gott ist hier im Kerker der Herr Richter.
Als Apostat der bürgerlichen Theodizee
bin ich für ihn als Sünder ein zu ausgepichter,
als daß mir Gnade noch, geschweige Recht ergeh'!

Da bleibt nur noch die Inquisition
zur Rettung meiner feuerroten Seele.
Der Richter richtet sich zu der Befragung schon.
Wollt ihr denn wirklich, fragte jetzt Villon,
daß ich auf eurem Scheiterhaufen schwele?

Doch ich setz' meine Sach' auf Gnad nicht und auf Gold.
Ich setz' sie auf die Freunde, auf die Masse!
Der Richter will, was andre schon gewollt.
Doch daß, obwohl er soll, mein Kopf nicht rollt,
dafür sorgt die Partei schon meiner Klasse.

Wie aus dem Feuerofen stiegen unversehrt
die Jünglinge²⁹³, so werde ich den Kerker
verlassen, weil für mich sich meine Klasse wehrt.
Daß dieser Kampf der Opfer nicht entbehrt –
wir sind's gewohnt. Und werden dadurch stärker.“²⁹⁴

²⁹² Bekanntster Roman Gorkis.

²⁹³ Anspielung auf die alttestamentarische Geschichte von der göttlichen Rettung der todgeweihten Jünglinge aus dem Feuerofen (Buch Daniel).

²⁹⁴ Wortgleich abgedruckt in: Ernst Schumacher, Eurasische Gedichte, Berlin [Ost] 1957, S. 87.

Das „Volksecho“ veröffentlicht die Reden, die die westdeutschen Patrioten Dr. Wirth, Wilhelm Elfes, Rosl Hillebrand und Ilse Kötting in der Sondersitzung der Volkskammer gehalten haben. Mit Interesse las ich von den Ausführungen von Rosl Hillebrand, die als einzige führende Funktionärin der SPD in Bayern bis jetzt den Mut hatte, die Tradition August Bebels und Rosa Luxemburgs im Kampf gegen den Imperialismus konsequent fortzuführen und deshalb von rechten Führern aus der Partei ausgeschlossen wurde. Was für schäbige Klassenverräter sind gegenüber dieser Frau die „Genossen“, die sie ausgeschlossen haben! Leider sind nur die Reden von Wirth und Elfes ausführlich wiedergegeben.

Mittwoch, den 25. März 1953

Gestern abend las ich den „Dr. Faustus“²⁹⁵ zu Ende. Der Roman wird in wesentlichen Partien zum Schlüsselroman. Der bürgerliche Zeitgenosse wird in den Gestalten des Romans mehr oder minder bekannte Persönlichkeiten, vor allem der zwanziger Jahre, erkennen. Viele Zeitgenossen mochten sich nicht wenig getreten gefühlt haben, als der Roman veröffentlicht wurde. In diesen Kapiteln der Nachkriegszeit wird Mann gesellschaftlich konkreter. Die Schilderung des Schwabinger Akademiker- und Literaturkreises ist beängstigend. Mann könnte sie leider unter bezug auf die heutige Restauration der intellektuellen Reaktion ergänzen. Die in diesen Beschreibungen erfolgende Bloßstellung des Anti-Bolschewismus nach dem ersten Weltkrieg ist wissenschaftlich und poetisch in einem [...]. Glänzend ist auch die Partie über den Rückfall in die Barbarei, der von den Verfechtern der Tradition vorgearbeitet wird. Daß Mann das Schwergewicht des Romans auf die zwanziger Jahre verlagerte, spricht für die Richtigkeit seines gesellschaftlichen Instinktes und Wissens, denn in dieser Periode fiel die Entscheidung, wohin sich die europäische, damit die Weltgeschichte wenden würde.

Trotzdem fällt der Roman immer mehr ab, weil die Anlage symbolistisch allegoristisch ist, dieses abstrakte Element aber zu einer wirklichen Darstellung unserer Welt nicht ausreicht. Es hat etwas Gekünsteltes an sich, die Peripetie eines Volkes, ja einer Gesellschaftsform mit dem mystisch-mythisch bestimmten Verfall eines Individuums zusammenfallen zu lassen. [...] Hier wird deutlich, daß Mann selber ein Opfer des Mythos vom deutschen als einem faustischen Schicksal wird. Gewiß, dieser Mythos wird bei Mann im Gegensatz zu den Nazis, die ja [...] mit Vorliebe vom faustischen Menschen sprachen, das böse Ende aber wegeskamotieren wollten, konsequent zu Ende geführt: es tritt die Katastrophe sowohl im Individuellen wie im Gesellschaftlich-Allgemeinen ein. Aber was hat der Zusammenbruch des bourgeois Imperialismus wirklich mit diesem Mythos zu tun? Er kann durch ihn höchstens aus der Sphäre der wissenschaftlichen Erkenntnis, wohin er gehört, wieder herausgenommen werden. Die Poetischmachung auf mystisch-mythische Weise verdunkelt nur die Zusammenhänge wieder, die durch Rasonnieren, Dozieren,

²⁹⁵ Nach 1945 publizierter Roman von Thomas Mann.

Theoretisieren immerhin auf weiten Strecken bloßgelegt werden. „Dr. Faustus“ klingt der Bourgeoisie, soweit sie Verstand und Gewissen hat, nicht angenehm in den Ohren; aber er stellt für sie doch keine wirkliche ideologische Bedrohung dar, weil er das fortschreitende Element der Geschichte, die arbeitende Klasse, bestenfalls in abstrakter Betrachtung, nicht auf sinnlich-konkrete Weise in Erscheinung treten läßt. [...]

Lese wieder den großartigen Roman „Die Mutter“ von Gorki. Wie viele Szenen erinnern mich an das Verhältnis zu meiner eigenen Mutter! Zeigte nicht auch sie oft eine Liebe, die das Leben schwer machte, wie Pawel von der Nilowna sagte, um dafür von dem Kleirussen Andrej heftig kritisiert zu werden, der Pawel das Antihumanistische dieses Vorwurfes zum Bewußtsein brachte, ihm auseinandersetzte, wie schwierig es für einen einfachen Menschen ist, seinen alten, überkommenen Adam abzustreifen und aus einem gedrückten, ängstlichen Wesen zu einer aufrechten, mutigen Kämpferin zu werden. Wie schön ließ Gorki den aus dem Gefängnis zum erstenmal heimkehrenden Pawel zu seiner Mutter, der wunderbaren Frau aus dem Volke, sagen: „Wenn jemand eine Mutter sein eigen nennt, die ihm geistig nahe steht – so ist das ein seltenes Glück!“

Ach, und hatte nicht auch meine Mutter mehr als einmal geklagt, ich ginge „um der Sache wegen“ über sie hinweg, bis sie wie die Mutter in dem Roman langsam einzusehen begann, daß „die Sache“ mit ihrer eigenen, mit ihrem Streben nach Glück, nach einem Leben, in dem sie ihren Fähigkeiten leben kann, zusammenfällt? Trotz ihrer Sorgen würde auch sie sich schließlich von ihrer Angst freimachen und „um Christi willen“ sich für die gerechte Sache, die Freiheit und das Wohlergehen der arbeitenden Menschen, einsetzen. Auch von ihr würde es heißen: „Den Sohn haben sie unschädlich gemacht – da ist die Mutter an seine Stelle getreten!“²⁹⁶

Das Schlimme ist eben, daß sie sich in ihrem Leben so abrackern hat müssen, daß sie gesundheitlich ein Wrack ist. Himmel, und wie viele solcher armer Teufel gibt es, die Zeit ihres Lebens um die nackte Existenz gekämpft haben und ihr Licht unter den Scheffel stellen mußten! Ich verstehe es, warum meine Mutter selbst dann, wenn es ihr körperlich schadet, strickt oder Bauernmöbel malt oder in ihrem Gottfried Keller liest: es ist das Verlangen nach dem eigentlichen Leben, das ihr vorenthalten wurde. [...]

Im heutigen „Volksecho“ wird der Aufruf des Parteivorstandes der Kommunistischen Partei Deutschlands vom 23. März veröffentlicht, in dem zur Aktionseinheit für Frieden, Einheit, Unabhängigkeit zur Verhinderung der Kriegsverträge aufgerufen wird. Der PV verlangt die Durchführung einer Viermächtekonferenz zum Abschluß eines Friedensvertrages und zur Herstellung der Einheit Deutschlands. Der Aufruf schließt mit der Forderung, Adenauer als den „Kanzler des Staatsstreiches“ zu stürzen und eine Regierung der nationalen Wiedervereinigung zu bilden. Ein ganzseitiger Artikel ist gegen

²⁹⁶ Zitat aus dem Roman „Die Mutter“ von Maxim Gorki.

das geplante Verbot der KPD gerichtet, das als Verfassungsbruch gebrandmarkt wird. [...]

Donnerstag, den 26. März 1953

Hatte in der Nacht wieder scheußliche Schmerzen. [...] Beim Hofgang in der Früh wurde ich Zeuge einer Auseinandersetzung zwischen dem niederbayerischen Gefangenen, dessen Schwager so eifrig das „Volksecho“ verkauft, und zwei anderen Gefangenen. Der eine von diesen ist mein Zellennachbar. Er ist ein athletischer Mann in den Vierzigern, der sich nur mit einem Gehstock bewegen kann. Er ist von Geburt Ostpreuße, von Beruf General a. D.²⁹⁷ Er war einer der wenigen Infanteriegenerale, die das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten erhielten.²⁹⁸ Er sitzt eigentlich in Traunstein ein, wurde aber wegen seiner Beinverletzung in die Krankenabteilung von Stadelheim verlegt. Er ist inhaftiert wegen Kriegsverbrechens. Als kommandierender General hatte er 1945 kurz vor der Kapitulation einen Artilleriehauptmann erschießen lassen, der das zum Lazarettort erklärte [Dorf] Eisenärzt als Riegel vor dem Ruhpoldingener Tal mit mehreren Batterien verteidigen wollte und damit die Gefahr des Bombardements durch die amerikanische Luftwaffe heraufbeschwor. Dies ist die Darstellung des Generals a. D. Nun soll er sich deswegen vor dem Traunsteiner Schwurgericht verantworten. [...]

Der zweite, mit dem sich der Niederbayer in die Auseinandersetzung einließ, war ein schwarzhaariger jüngerer Mann, der unter seiner Lazareththuse immer auffällige Socken zur Schau trug. Er ist ein Halbjude²⁹⁹, aus Rumänien gebürtig, der stets fidel und munter ist. [...] Seine Spezialität scheint das Prelen von Komplizen gewesen zu sein, weswegen er von den „ehrliehen Handwerkern“ etwas geschnitten wird, die in ihm nur den Typ des Hehlers als solchen erblicken, dem sie ebenfalls ausgeliefert waren und von dem sie vielleicht selber mehr als einmal über die Löffel balbiert wurden. [...] Heute erzählte er nun des langen und breiten, wie er in Augsburg hunderte von Litern amerikanischen Benzins verschob. Er schilderte die eingebauten Tanks, die Fälschung der Zertifikate, die Mitarbeit amerikanischer Offiziere beim Schwarzhandel mit dem gestohlenen Treibstoff. Ich ging ständig um den Rasen herum, der sich im mittleren Hof befindet und wurde nur zeitweiliger Ohrenzeuge der sich nun anbahnenden Unterhaltung.

²⁹⁷ Gemeint ist höchstwahrscheinlich Theodor Tolsdorff (1909-1978), General der Infanterie, 1942 schwer verwundet (Verlust des rechten Fußes), in den 1950er Jahren wegen Hinrichtung eines Offiziers im Jahre 1945 zu zweieinhalb Jahren Haft verurteilt, 1960 im Revisionsprozeß freigesprochen.

²⁹⁸ Das „Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes“ wurde 1939 von Hitler als eine dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse übergeordnete Stufe dieses militärischen Tapferkeitsordens geschaffen, der später mehrere Rangstufen erhielt – vom Ritterkreuz mit Eichenlaub (1940), mit Eichenlaub und Schwertern (1941), mit Eichenlaub, Schwertern und Brillanten (1941) bis zum Goldenem Eichenlaub, Schwertern und Brillanten (1944).

²⁹⁹ In der NS-Rassengesetzgebung Bezeichnung für Personen mit einem „jüdischen“ und „nichtjüdischen“ Elternteil.

Der Niederbayer brachte zum Ausdruck, daß der zweite Weltkrieg schon vom ersten Tag an verloren gewesen sei, zumindestens aber vom Tag des Überfalls auf die Sowjetunion an. Jeder normal denkende Mensch habe dies sehen müssen. Hier fühlte sich nun der General a.D. in seiner Ehre getroffen – schließlich hatte er ja bis zum Schluß mitgemacht – und drängte den Niederbayer[n] mit einigen Terminen von deutschen und russischen Offensiven zu falschen Behauptungen. Nachweisend, daß diese nicht stimmten, versuchte er nun seinerseits nachzuweisen, daß es noch nicht einmal 1944 vor der Invasion festgestanden habe, ob der Krieg verloren sei, ja noch nach der gelungenen Landung in Frankreich hätten Möglichkeiten bestanden, den Krieg zumindestens mit einem Kompromiß zu beenden. An der Niederlage sei nur die von bekannten Kräften ausgeübte Sabotage in der Heimat und in den fremden Ländern schuld. Hier ging nun der Niederbayer wiederum hoch. Er merkte die gegen ihn gerichtete Spitze, denn er bezeichnete sich als Antinazi, war er doch von einem Kreisleiter noch 1944 angezeigt und zunächst von einem Münchner Gericht zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt, schließlich aber begnadigt worden, weil er einen Rechtsanwalt, der gute Beziehungen zu den Richtern hatte, bestechen konnte. Das sei ja ein Schmarren, dieses Märchen mit der Sabotage; das sei nur die alte Dolchstoßlegende³⁰⁰ in neuer Aufmachung, damit man nicht zugeben müsse, daß die Führung nichts getaugt und sich Ziele gesteckt habe, die niemals zu erreichen [gewesen] seien. „Und wenn sie es noch einmal probieren, nach Rußland zu marschieren“, so prophezeite der Niederbayer, „dann kriegten sie das Dach noch mehr voll als das letztmal.“

Damit war man wieder einmal beim Generalvertrag angelangt. Da der Halbjude nun auf diesen wegen einer möglichen Amnestie eine gewisse Hoffnung zu setzen scheint oder weil er als grundsätzlicher Opportunist dem General gegenüber dem „blöden Bauern“ nach dem Mund reden wollte, fiel er über den Niederbayern her, der Vertrag über die europäische Verteidigungsgemeinschaft sei kein aggressiver Akt; aggressiv sei nur die Sowjetunion; niemand wie sie denke daran, anzugreifen. Der Niederbayer warf ein, wenn dem so wäre, warum dann die Russen nicht schon längst angegriffen hätten? Der General parierte mit überlegenem Lächeln, das sei nur Taktik der Sowjets, die „den günstigsten Zeitpunkt“ abwarteten. Als der Niederbayer bockbeinig erwiderte, der sei doch jetzt da, solange es keine deutschen Divisionen und keine europäische Armee gebe, winkte der General ab, auf einem solchen Niveau könne die Unterhaltung nicht fortgeführt werden. Die Diskussion wandte sich wieder strategischen Fragen des zweiten Weltkrieges zu, wurde aber durch die Glocke beendet, die halb zehn schlug, was das Ende des Hofganges bedeutet.

³⁰⁰ Die nach der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg von konservativer Seite gegen die Weimarer Republik lancierte „Dolchstoßlegende“ besagte wahrheitswidrig, Deutschland sei 1918 nicht militärisch besiegt, sondern durch die Revolution der „Heimatfront“ in den Zusammenbruch getrieben worden.

[...] Es ist klar, der General setzt seine Hoffnung auf eine Rehabilitierung auf den Generalvertrag. Nur die rasche Verwirklichung des EVG-Vertrages kann für ihn die endgültige Freiheit, das Nichtmehrbelästigtwerden von solchen „Subjekten“ wie dem Niederbayer bedeuten.

Aus der „Süddeutschen Zeitung“ von heute ist zu entnehmen, daß „Kanonlehr“ dem „Frontsoldatenbund Stahlhelm“³⁰¹ die Erlaubnis zum Tragen des früheren Stahlhelmabzeichens und der alten schwarzweißroten Reichskriegsflagge erteilt hat. Freilich, wie sollte Lehr auch nicht! Ist er doch selber uraltes Stahl[helm]mitglied, dazu Sohn eines preußischen Generals, dazu alter Förderer der Nazipartei vor 1933, dazu aktiver Antisemit als Oberbürgermeister von Düsseldorf³⁰², dazu wütender Chauvinist und Antibolschewist. Schließlich ist auch der Partisanenmörder Kesselring Vorsitzender dieser Vereinigung, bester Garant für die Wahrung der Tradition „echten deutschen Soldatentums“, nicht zuletzt deswegen als Kriegsverbrecher auf freien Fuß gesetzt. Wahrhaftig, jeden Tag erwacht ein Teil dieses abscheulichen imperialistischen Deutschlands, dieses Deutschlands der Richter und Henker³⁰³, wie es Karl Kraus bezeichnet hat.

Am Nachmittag unterhielt ich mich mit einem der Wachtmeister, der uns im Hof beaufsichtigt. Er ist ein langer, hagerer Mann mit einem tiefgefurchten, um nicht zu sagen, vergränten Gesicht. Er hatte schlimme Jahre hinter sich, bis er im vergangenen Jahr schließlich wieder im Justizdienst angestellt wurde. 1940 war er als Bukowinadeutscher³⁰⁴ dem Ruf „Heim ins Reich“³⁰⁵ gefolgt. Nach einer kurzen Anstellung beim bayerischen Justizdienst – er war bereits in Rumänien über zehn Jahre im Strafvollzug tätig gewesen –, wurde er über vier Jahre lang Soldat. Als solcher kam er zunächst in amerikanische, dann in französische Gefangenschaft. Er magerte auf 110 Pfund ab und wurde schließlich nach Salzburg, wo seine Frau und seine beiden Kinder Unterkunft gefunden hatten, entlassen. Als „Ausländer“³⁰⁶ fand er nur als Hilfsarbeiter

³⁰¹ Der 1918 von antirevolutionären ehemaligen „Frontkämpfern“ gegründete „Stahlhelm. Bund deutscher Frontsoldaten“ beteiligte sich 1933 an der Koalitionsregierung Hitler, wurde aber 1934 zwangsweise in die SA eingegliedert und 1935 aufgelöst; in der Bundesrepublik wurde diese Organisation 1952 wiederbegründet.

³⁰² Robert Lehr hatte – damals Mitglied der rechtskonservativen DNVP – ab 1924 als Oberbürgermeister von Düsseldorf amtiert, bis er im September 1933 auf Veranlassung des NS-Gauleiters amtsenthoben wurde; vgl. Walter Först, Robert Lehr als Oberbürgermeister. Ein Kapitel deutscher Kommunalpolitik, Düsseldorf 1962.

³⁰³ Sarkastisches Wortspiel mit dem älteren Wort von Deutschland als dem „Land der Dichter und Denker“.

³⁰⁴ Die Bukowina ist eine heute teils zur Ukraine, teils zu Rumänien gehörige südosteuropäische Region, die während ihrer Zugehörigkeit zu Österreich (1776–1918/19) durch deutsche und jüdische Zuwanderer geprägt wurde.

³⁰⁵ 1938 Losung der „großdeutschen“ Annexionspolitik Hitlers gegenüber deutschsprachigen Ländern (Österreich, Sudetenland), 1939–1941 dann der NS-„Umsiedlungspolitik“, die volksdeutsche Bevölkerungsgruppen aus Ost-, Südost- und Südeuropa in das Gebiet des „Dritten Reiches“ zwang.

³⁰⁶ Im seit 1945 wieder unabhängigen Österreich wurden deutsche Flüchtlinge, Vertriebene und „Umsiedler“ bis Mitte der 1950er Jahre rechtlich nicht gleichgestellt – trotz glei-

beim Straßenbau Verwendung. Im Winter war er regelmäßig arbeitslos. Auf seinen Antrag kehrte er nach Deutschland zurück, um endlich den Status eines Ausländers zu verlieren.³⁰⁷ Mit seiner Frau und seiner 10jährigen Tochter – der Sohn ist schon im Beruf – wurde er in München in einer Küche von 6 qm „untergebracht“. Über zwei Jahre lang war er Wohlfahrtsempfänger, obwohl er sich die Stiefel nach Arbeit ablief. Für die Pflichtarbeit bei der Münchner Stadtverwaltung erhielt er 20 Pfennig Stundenlohn. Im vergangenen Jahr wurde er nach wiederholten Bewerbungen endlich wieder in den Strafvollzugsdienst übernommen. „Die Wiedereinstellung war so schwer“, sagt er in seinem harten südöstlichen Deutsch, „weil alle Planstellen mit den Leuten aus der Nazizeit besetzt oder für sie reserviert gehalten wurden.“ Jetzt ist er zufrieden, daß er monatlich sicher seine 285 DM auf die Hand bekommt. „Es war sehr, sehr schwer“, sagt er zurückblickend.

Wie viele Gefangene gibt es, die unter ähnlichen Verhältnissen zu leben gezwungen wie dieser Mann, auf Abwege gerieten. Wachtmeister L. hat darum ein Verständnis für die Eingesperrten. Er bemüht sich sichtlich, so human wie möglich zu sein.

Nachher bekam ich eine Kurzwellenbestrahlung. [...] Dr. Z. [...] teilte mir mit, der Ermittlungsrichter habe eben mit ihm telefoniert, nach meinem Befinden und nach meinem Benehmen gefragt und sich erkundigt, wohin ich zu gehen beabsichtige, falls ich entlassen würde. Ich gab die Adresse meiner Mutter an. War ich die längste Zeit in Stadelheim?

Nach dem Abendessen setzte ich Vergleichung von Gorkis und Bert Brechts „Mutter“³⁰⁸ fort. Es ist klar, die größeren Möglichkeiten, die Entwicklung eines Menschen zu zeigen, sie lebendig vor uns erstehen zu lassen, den schwierigen Prozeß in seiner Komplexität darzulegen, hat der Epiker. Aber dafür sind die dramatisierten Gestalten augenfälliger, sinnlicher, sie stehen uns näher. Brecht konnte in seinem proletarischen Lehrstück, das 1932 aufgeführt wurde, nur Vereinfachungen bieten. Die Entwicklung mußte zusammengedrängt, das wesentliche scharf profiliert werden. Brecht gelang dies in den meisten Szenen. Dabei gewann seine Darstellung dadurch, daß er die Entwicklung der Mutter nicht mit der ersten russischen Revolution beendet sein ließ, sondern mit der sozialistischen Oktoberrevolution. Er erhielt dadurch Gelegenheit, die Mutter und ihre Freunde in Situationen zu zeigen, die nicht nur für den Kampf der bolschewistischen Partei gegen den Opportunismus in den eigenen Reihen und gegen den Imperialismus im eigenen Lande typisch waren, sondern in denen die Probleme behandelt werden konnten, die für den Kampf

cher Staatsangehörigkeit zwischen 1938 und 1945; hier mischten sich ökonomische Motive mit dem Wunsch, sich von der eigenen NS-Vergangenheit zu distanzieren.

³⁰⁷ In allen Teilen Deutschlands herrschte faktisch seit 1945 und formell seit 1949 eine rechtliche Gleichstellung zwischen alleingesessenen und vertriebenen bzw. „umgesiedelten“ Deutschen.

³⁰⁸ Bertolt Brecht hatte die Romanvorlage Gorkis für das Theater bearbeitet.

der Kommunistischen Partei Deutschlands in den Jahren vor 1933 wichtig waren. Von konkreten Situationen ausgehend, gelang es Brecht erstmalig seit seiner Theorie des epischen Theaters, wirkliche Menschen von Fleisch und Blut zu gestalten, zumindest in der Gestalt der Mutter [...] ein wirkliches Individuum, einen tätigen, selbstbewußten Menschen zu geben. Die Chöre waren noch Ausdruck einer abstrakten Kollektivität, gewannen freilich durch die Musik Hanns Eislers eine starke gesellschaftliche Intensität. Das Lehrbuch, als das A. Lunatscharski den gorkischen Roman in seiner Bedeutung für das russische und das Weltproletariat bezeichnet hatte, fand auf alle Fälle eine hervorragende Entsprechung im proletarischen Lehrstück Brechts. [...]

Freitag, den 27. März 1953

Ich verbrachte eine abscheuliche Nacht. Die Kurzwellenbestrahlung setzte mir wieder sehr zu. Dazu hatte ich starke Kopfschmerzen. [...] [Dann wurde ich] auf die Verwaltung gerufen [...]. Dort teilte mir ein Angestellter mit, daß ich laut Mitteilung des Ermittlungsrichters ab sofort entlassen sei, allerdings mit der Auflage, mich jeden zweiten Tag bei der Polizei zu melden. Ich wußte nicht, sollte ich mich über diese „Außervollzugsetzung“ – nicht Aufhebung – des Haftbefehls freuen oder zornig sein. Was hieß dies, mich jeden zweiten Tag bei der Polizei zu melden? Waren das nicht Gestapomanieren? Was sollte diese Regelung? Etwa meine Flucht verhindern? Nun, diese ließ sich bei der „Größe“ der Bundesrepublik wohl auch in einem Tag vollziehen, wenn ich je die Absicht hätte. Was also? Er war eine reine Schikane. [...]

Dr. Z. strahlte über sein rundes Gesicht: „Nun haben Sie es ja geschafft, Herr Schumacher“, und mit einem fragenden Augenaufschlag: „Nun werden Sie bestimmt etwas über Stadelheim schreiben.“ Ich bejahte: „Selbstverständlich werde ich etwas schreiben. Das ist ja schließlich mein Beruf.“ „Und was werden Sie über die Krankenabteilung schreiben?“ Die Gehilfen warteten ebenso wie der Doktor auf meine Antwort. Nun, was sollte ich erwidern? Ich sagte: „Ich persönlich habe keinen Grund, mich über die Behandlung in dieser Abteilung zu beklagen. Daß ich hier sein mußte, dafür können Sie nichts. Ich wünsche nur, daß wir uns hier an dieser Stelle nie mehr zu begegnen brauchen.“ Das war auch der Wunsch meiner Gesprächspartner. [...] Wir schieden in Frieden. [...]

In der Entlassungskammer erhielt ich meine Utensilien zurück. [...] Vor dem Haupttor mußte ich nochmals in ein Zimmer. Dort mußte ich meinen Entlassungsschein vorzeigen – es war wie in der Kaserne [...]. Ich war frei – um mich jeden zweiten Tag bei der Polizei zu melden. Ich schritt durch das Tor, ging zum Bürgersteig, schlug die Richtung zum Perlacher Friedhof ein. Es war Frühling. Ich warf keinen Blick zurück. [...] ³⁰⁹

³⁰⁹ Jahrzehnte später besuchte Schumacher die Stadelheimer Haftanstalt: „Ich kann im Neubau meine damalige Zelle besichtigen, von der aber nur noch die Struktur und das vergitterte Fenster original [...]. Von den klappartigen Türen, in die ich seinerzeit in kyrillischen Buchstaben die Namen von jugoslawischen Partisanen eingeritzt fand [...]. Ist nichts

Dokument 17: Schönheitsfehler (1954)

Ernst Schumacher, Manuskript o. D.

(Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 134)

Ich liebe die Deutsche Demokratische Republik. Sie ist für mich das verkörperte „Prinzip Hoffnung“³¹⁰ der deutschen Sache. Ich freue mich über ihre Erfolge: die Hochöfen im Eisenkombinat Ost³¹¹, die Stalinallee³¹², die FDGB-Ferienheime in den Bergen, an der See, die Neubauerndörfer, die Arbeiter-

mehr vorhanden. Die Hinrichtungsstätte selbst ist auch abgerissen. Über die politischen Gefangenen gibt es [...] eine umfangreiche Dokumentation über die Geschwister Scholl, aber auch über die [...] in Stadelheim [1934] exekutierten SA-Führer. Die kommunistischen Opfer sind nur ansatzmäßig dokumentiert.

Der Strafvollzug vollzieht sich heute in freieren Formen. [...] Die Typen, in der Mehrheit heute Drogenhändler, bestimmt wie eh und je von den kräftigsten und brutalsten – so mein spontaner Eindruck. Nachher die Information [...], daß die verschwindende Minderheit von akademisch gebildeten Insassen hauptsächlich wegen sexualdelikten einsitzen, innerhalb der Hierarchie der Gefangenen aber rasch Spitzenpositionen einzunehmen vermögen, weil sie in der Lage sind, Anträge zu verfassen und zu beraten. Vom [...] Gefängnisgeräuschpegel meiner Wochen in Stadelheim: vom Klappern von Holzpantoffeln der Kalkatoren auf den hölzernen Fußböden heute nichts mehr zu hören, weil es steinerne Böden gibt und die Gefangenen ihre Schuhe tragen können. [...] Dann noch auf dem benachbarten Perlacher Friedhof, auf dem bei Nacht und Nebel die ausländischen, aber auch deutsche Opfer der Mordmaschine [...] verscharrt wurden. Vor der Stele ein aufgestellter Kranz von Konsulaten der Ost- und Südosteuropäischen Staaten zur Erinnerung an den 8. Mai 1945 [...]. Von Deutschen stellen kein derartiges Zeichen. Über die kleinen Grabplatten mit eingemeißelten Namen von Opfern wächst langsam, aber unaufhaltsam Gras. In zehn Jahren wird das Grabfeld nicht mehr erkennbar sein. Dann [...] das Mahnmal [...], wo das Fallbeil [...] gestanden hatte. [...] Der Raum kann nur durch eine mit Vorhang verhangene Tür aus dem Kontrollraum für Besucher betreten werden, sozusagen eine Geheimkammer, die die Öffentlichkeit nichts angeht. Absurd, grotesk, so richtig als architektonische Pflichterledigung einer ‚von oben‘ verordneten Auflage beim Umbau in den sechziger Jahren angelegt und ausgeführt. Wie seinerzeit, scheide ich auch diesmal, mehr als ein halbes Jahrhundert später, [...] mit gemischten Gefühlen.“ Vgl. Ernst Schumacher, Tagebucheintrag v. 13.5.2004, in: AAdK, ESA 42.

³¹⁰ Anspielung auf den berühmten Titel des Hauptwerkes des damals in Leipzig lehrenden kommunistischen Philosophen Ernst Bloch (1885–1977); vgl. Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, 2 Bde., Berlin [Ost] 1954–1955.

³¹¹ Das bei Fürstenberg an der Oder neugeschaffene „Eisenhüttenkombinat Ost“ (EKO) und die dazugehörige „sozialistische Stadt“ Stalinstadt (später Eisenhüttenstadt) war ein Symbol für den sozialistischen Aufbau in der DDR; während des 17. Juni 1953 war es allerdings auch in Stalinstadt zu Konflikten gekommen.

³¹² Die „Stalinallee“ in Berlin-Mitte (heute: Karl-Marx-Allee und Frankfurter Allee) war das prestigeträchtigste Bauvorhaben der frühen 1950er Jahre in Ost-Berlin; die im prunkvollen spätstalinistischen Stil errichteten „Arbeiterpaläste“ sollten den Beginn einer von Wohlstand geprägten Zukunft für die Massen der „Werk tätigen“ und zugleich die Behebung des gravierenden Wohnraum mangels der Nachkriegszeit signalisieren; Demonstrationen der Bauarbeiter der Stalinallee gaben den Anstoß zum Volksaufstand des 17. Juni 1953 gegen das SED-Regime.

und Bauernfakultäten³¹³, die volkseigenen Werke³¹⁴, und nicht zuletzt über das wachsende Ansehen, das die Republik bei den Staaten und Menschen genießt, die Militarismus und Krieg hassen.

Aber gerade weil ich sie liebe, diese Republik ohne Zipfelmütze und Stahlhelm, gefallen mir einige Züge an ihr nicht. Und ich weiß, daß sie nicht nur mir, sondern auch vielen anderen nicht gefallen, weil sie nicht zur Jugend, zum Neuen, zur Zukunft passen.

Beginnen wir damit, wie sich die Republik den Einreisenden darstellt. Ist sie ein strammer Bursch oder ein flottes Mädel, höflich, freundlich und doch wachsam, wissend, daß lange nicht alle, die Durchlaß und Einlaß begehren, Freunde sind? Nein, sie zeigt sich als ein schikanöser Bürokrat, nicht ohne guten Willen, nicht ohne Bemühen, korrekt und höflich zu sein, aber eben doch als Bürokrat. Klar, es gibt viele Methoden der Zersetzung, der Auskundschaftung, der Unterwanderung. Es ist das gute Recht der Republik, die Namen der Reisenden zu registrieren und das Gepäck zu kontrollieren. Aber warum werden in der Kontrollbaracke statt zweier Volkspolizisten nicht vier eingesetzt (wo es doch noch mehr Schalter gibt), um die Personalien aufzunehmen? Warum können die Zöllner das Gepäck nicht im Auto kontrollieren (können sie es doch auch im Eisenbahnzug)? Was tun denn die Insassen der Autos, die gezwungenermaßen vier, fünf und mehr Stunden auf das Hochgehen des Schlagbaumes „auf östlicher Seite“ warten? Sie schlafen nicht, sie dösen nicht, sie schweigen nicht; sie schimpfen. Diejenigen, die unvoreingenommen sind, werden voreingenommen; diejenigen, die wohlwollend sind, werden abgekühlt. Beider Ohr wird der hinterfotzigen Agitation zugänglich, wie sie die Feinde der Republik an der Zonengrenze betreiben. Zwei Federhalter mehr, die tätig sind, vermöchten Berge von Vorurteilen wegzuräumen. Hat die Republik darauf keinen Wert zu legen? Ich glaube schon, gibt es doch keinen Zonenübergang, an dem nicht die Losungen stünden: „Deutsche an einen Tisch!“ und „Frieden durch Verständigung!“ Seien wir uns doch klar: nur in den seltensten Fällen fahren die ausgesprochenen Feinde des Staats der Arbeiter und Bauern mit dem Auto oder dem Zug in und durch die DDR. Die meisten, die da an der Zonengrenze Schlange stehen, sind Deutsche, die für die große Sache des neuen Deutschland gewonnen werden müssen, dessen Grundstein in der DDR gelegt wurde. Die Werbung beginnt an der Grenze, auch wenn unter den Wartenden „nur ein Gerechter“ wäre...³¹⁵

³¹³ Neueingerichtete „Arbeiter- und Bauernfakultäten“ an Universitäten und Hochschulen der DDR wurden insbesondere in den 1950er Jahren ein wichtiges Instrument zur akademischen Ausbildung bildungsferner Schichten („Arbeiter- und Bauernkinder“) und damit zur systemkonformen Umgestaltung der nächsten Generation der DDR-Funktionselemente; seit den 1960er Jahren spielte diese Institution kaum noch eine Rolle.

³¹⁴ „Volkseigene Betriebe“ (VEB) nannte man verstaatlichte Wirtschaftsbetriebe in der DDR.

³¹⁵ Anspielung auf die biblische (alttestamentarische) Erzählung vom Untergang der Städte Sodom und Gomorra, die von Gott unter der Bedingung verschont worden wä-

Fahren wir weiter: Jeder kann sehen, daß die Felder der Republik wohl bestellt, die Obstbäume gepflegt sind, so wie im anderen Teil Deutschland auch. Aber ist es mit den Dörfern, mit den Häusern auch so? Ich muß gestehen: viele von ihnen haben auf mich einen unfreundlichen, ja sogar vernachlässigten Eindruck gemacht. Zugegeben, daß die Gebäude im Ruß und Rauch des mitteldeutschen Industriegebietes rascher schmutzig und grau werden als die Bauernhöfe Oberbayerns und des Schwarzwaldes. Aber die Republik besteht nicht nur aus der Mondlandschaft von Bitterfeld. Die Thüringer Fachwerkhäuser sind so hübsch wie die hessischen und fränkischen und die niederdeutschen Katen unterscheiden sich nicht wesentlich, ob sie westlich oder östlich der Elbe gelegen sind. Aber es ist nicht zu leugnen, daß das Gesicht des Dorfes in der DDR nicht so hell und fröhlich ist, wie es angesichts der Bauernfreiheit sein müßte. Gibt es in der DDR keinen Kalk, keine Farben, keine Ölfarben? Ich bin überzeugt, es gibt sie heute nicht nur für die Neubauten in ausreichendem Maß, sondern auch für die Renovierung, auf das hunder[t]ausende von Häusern so munter und frisch ausschauen könnten wie einige Fischerkaten in Ahrenshoop, denen man die frische Tünche ansieht. Klar, die Neubauern³¹⁶ haben in den ersten Jahren einen harten Kampf zu führen gehabt, sie haben auch heute noch ihre Sorgen. Aber siehe, das eine Neubauernhaus ist angeworfen, verputzt und geweißt, das andere nicht. Man kann sagen: der Besitzer des letzteren hat Pech im Stall und Krankheit in der Familie gehabt. Aber fährt man so durch die Republik und schaut sich die Neubauernhäuser an, dann wären ja das Pech im Stall und die Krankheit in der Familie geradezu eine Massenerscheinung. Daran kann ich beim besten Willen nicht glauben. Schön, was so ein richtiger Großbauer ist, dem vieles und alles in der Republik nicht paßt, mag sich sagen: Ich streiche doch meinen Krug nicht, damit er der HO ins Auge sticht; das Bier bringe ich auch ohne Anmut an den Mann. Aber wo bleiben die Genossenschaftler, die kleinen Bauern, die mittleren, die Arbeiter, die in den Dörfern wohnen, die Handwerker? Was halten sie von einer Frau, die sich nicht zurecht macht? Sie schimpfen sie bestimmt eine Schlampe. Aber sie scheinen vorderhand noch nicht gesehen zu haben, daß sie ihr eigenes Leben ärmer und gleichgültiger machen, indem sie die Häuser nicht weißt und keine Blumen an die Fenster stellen. Proletarisch und bäuerlich, das ist doch nicht identisch mit abgestumpft und farblos, verwittert und heruntergekommen! Es ist noch weniger mit der Haltung zu vereinbaren: Was geht das mich an? Die mecklenburgischen Genossenschaftler, die das Herrenhaus verkommen lassen, berauben sich selbst „des Siegs Gewißheit“ über die

ren, daß sich dort wenigstens einige „Gerechte“ – also gut handelnde Menschen – befunden hätten (vgl. 1 Mos 18).

³¹⁶ „Neubauern“ wurden jene Landwirte in der DDR genannt, denen ab 1945 „Bodenreformland“ (enteigneter Großgrundbesitz) von durchschnittlich acht Hektar pro Hof zugeteilt worden war; 1950 gab es 210000 Neubauernhöfe in der DDR, deren wirtschaftliche Produktivität jedoch sehr unterschiedlich (oft niedrig) war.

Krautjunker, und die Karl-Marx-Städter, die sich nicht an den schmutzigen Fassaden der volkseigenen Wohnhäuser stören, scheinen den „Herrn-im-Haus-Standpunkt“ noch nicht selbst praktizieren zu wollen, obwohl die Kupschneider und Mietzinsschmarotzer seit Jahr und Tag zum Teufel gejagt sind. Natürlich denken die privaten Hausbesitzer in den Städten nicht daran, aus eigener Tasche die Häuser herrichten zu lassen. Gewiß fehlt es allerorts an Arbeitskräften und vielleicht auch noch an Material. Aber da gibt es auch die kommunalen Wohnungen, die Betriebswohnungen, staatlichen Hausbesitz, da gibt es Mieter, die bestimmt ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellten, um mit dem alten Verputz auch alte Vorstellungen, überholtes Denken und Empfinden abzuscharren, wegzukratzen, fortzuwerfen, so wie es bei der Beseitigung der Trümmer in den zerbombten Städten der Fall war. Es bedarf auch hier, davon bin ich überzeugt, nur der Initiative; wahrscheinlich gibt es sie schon da und dort, nur ist sie noch nicht allgemein geworden. Ich sage nicht: schaut euch die westdeutschen Dörfer und Städte an, denn auch da gibt es solche und solche. Ich sage vielmehr: die Republik ist etwas Neues, folglich hat sie es auch nach außen zu zeigen. Was soll denn der Einwurf: Das war in dieser und jener Gegend schon immer so! Dann kann man auch sagen, es hat immer Schlösser und Hütten, immer Reiche und Arme gegeben. Daran glaubt kein Denker mehr in der Republik. Aber daß die neue Zeit auch ein schönes Gesicht haben kann, ja haben muß, daß die Züge nicht immer verhärtet sein müssen, scheint noch lange nicht selbstverständlich. Ist das Ästhetische ein abstrakter Wert? Dann wäre es auch die Sonne, ihr Schein, alles Lebendige, Werdende. Aber eben daran hängen doch unser Herz, unsere Sinne, unsere Gedanken!

Weil wir schon bei diesem Kampf der Vergangenheit mit der Zukunft sind: Glaubt einer, es trägt zur Bewußtseinsförderung der Bürger einer Republik bei, die die Grundlagen des Sozialismus leben will, wenn an einem Gebäude in einer der belebtesten Geschäftsstraßen von Leipzig immer noch in großen Lettern die Firmenbezeichnung „C. & A. Brenninkmeyer“ angebracht ist, das Emblem eben der Firma, die in Westdeutschland zu den rigorosesten Ausbeutern und Scharfmachern gehört, deretwegen in München nicht nur die Angestellten um den freien Samstagnachmittag, sondern auch zahlreiche Gewerkschaftler zu blutigen Köpfen durch die Münchner Einsatzpolizei gekommen sind? Müssen Spießers Wachträume an der Pleiße noch lange durch dieses „C. & A.“ gefördert werden? Doch da gibt es auch in den brandenburgischen Dörfern noch immer die haushohen Reklamen für die „Berliner Morgenpost“ und allerorts, vor allem in Ostberlin, die Plakate für „Sarotti“, „Shell“ und „André Hofers Feigenkaffee“, auf daß kein Ort fortschrittlicher als der andere sei. Und dann wundert man sich, wenn noch so viele Menschen an der Illusion von der „schönen, alten Zeit“ hängen! [...] Der Republik steht es nicht an, die Kainsmale ihrer kapitalistischen Gegner noch länger auf ihrem Äußeren zu dulden, und sei es nur das einer Bonbonfabrik.

Von dieser konservierten „Sichtwerbung“ für die kapitalistische Warenwelt zur Sichtwerbung für die neue Sache: Da gibt es noch allerorts Parolen. Trans-

parente, Plakate für die ersten Volkskammerwahlen, wo die zweiten vor der Türe stehen³¹⁷. Da gibt es allerorts Aushängekästen der SED, des Kulturbundes und anderer Organisationen, deren Äußeres so verwittert ist, wie ihr Inneres „aus fernen Tagen“ stammt. Leider liegt nicht nur auf den Reclamheften, die der Kulturbund am Marktplatz in Greifswald ausgestellt hat, millimeterdicker Staub, sondern anscheinend auch auf dem Bewußtsein vieler Funktionäre, eine Art ideologischer Aschermittwoch. Stört es denn die Neustrelitzer nicht, daß auf ihrem Marktplatz eine riesige Tafel steht, auf der bestenfalls noch die Losung „Deutsche an einen Tisch“³¹⁸ zu entziffern ist, während alles andere abblättert unter der friedlichen Sonne der Gewöhnung? Wo bleibt der tätige Demokratismus, der es sich verbietet, daß die Idee des einigen Vaterlandes so durch die „schreckliche Macht der Gewohnheit“³¹⁹ ausgehöhlt wird? Das ist Formalismus in Reinkultur. Wirklich, was diese Art Sichtwerbung betrifft: weniger wäre mehr.

Mehr dagegen wäre in verschiedenen HO-Gaststätten nicht von Übel, z. B. mehr Servietten, z. B. mehr Sauberkeit, z. B. mehr Zuvorkommenheit. Gewiß, es gibt zahlreiche HO-Restaurants, die vorbildlich sind – vom Chef über die Bedienung bis zum Küchenmädchen. Aber daneben, daneben... Der Leiter des Stralsunder Ratskellers, eines HO-Betriebes, würde bestimmt seiner Frau einen Riesenkrach machen [...], ließe sie daheim die Toilette in einem so verwahrlosten Zustand wie er es in seinem „Objekt“ zu dulden scheint. Warum hatte der Leiter des „Seezeichens“ in Ahrenshoop erst nach Rückfragen Servietten und nicht bereits vor dem Geflügeessen? Warum können es sich Gastwirte in den Ferienorten jahrein, jahraus erlauben, den Gästen einförmige, lieblos zubereitete und servierte Mahlzeiten vorzusetzen, wo die Qualität der Lebensmittel durchaus hervorragend ist? Es scheint, daß sich viel zu viele Bürger noch viel zu viel gefallen lassen. Es scheint, daß es da und dort nicht nur an der Kritik, sondern auch an der Aufsicht fehlt. Es scheint, daß gewisse Herrschaften sich absolut sicher wähnen vor der „Konkurrenz“, die ihre „Kollegen“ in Westdeutschland so dienstbeflissen, so servil, so speichelleckerisch machen, daß auch dies zum Greuel wird. Und je stärker sich ein solches Überbleibsel von „Monopol“ wähnt, um so erhabener scheint es gegenüber Wünschen „von unten“. Anders ist es nicht zu verstehen, warum es in den Toiletten der meisten D-Züge der „Deutschen Reichsbahn“³²⁰ kein Wasser und kein Papier gibt. Man kann sich in allen Fällen die zu erwartenden Ausreden an

³¹⁷ Die Einheitslistenwahlen zur zweiten Volkskammer der DDR fanden (vier Jahre nach der ersten Wahl) am 17. Oktober 1954 statt.

³¹⁸ Eine auf gesamtdeutsche Verständigung zielende SED-Propaganda-Kampagne des Jahres 1951.

³¹⁹ Zitat aus W. I. Lenin, „Der linke ‚Radikalismus‘, die Kinderkrankheit im Kommunismus“, in: W. I. Lenin, Werke, a. a. O., Bd. 31, Berlin [Ost] 1959, S. 29; „Die Macht der Gewohnheit von Millionen und aber Millionen ist die fürchterlichste Macht.“

³²⁰ Dieser Name der staatlichen Eisenbahngesellschaft des Deutschen Reiches wurde in der DDR beibehalten.

den fünf Fingern abzählen. Aber nicht Ausreden sind gefragt, sondern eine reale „Rechenschaftslegung“. Zum Teufel mit all der Bequemlichkeit, die sich da breit gemacht hat, mit all der Gleichgültigkeit, die da eingerissen ist, und – sprechen wir es aus – mit der versteckten Sabotage, deren sich die Feinde der Republik bedienen. Es wird Zeit, daß Demokratie endlich als „Herrschaft des Volkes“ verstanden wird. Das Volk aber sind du und ich, alle, die ehrlich arbeiten für ein menschenwürdiges Leben.

Noch ein letzter Stoß aus der Trompete der Kritik. Hoffentlich erreicht er die Meister der „Haute Couture“ in der DDR, an das er wie die Posaune eines vorletzten Gerichtes dringen soll. Was wagen diese Ritter von der Nadel den Käufern und Käuferinnen noch immer vorzusetzen! Es ist der „letzte Schrei“ der Vorkriegszeit, der da in den Schaufenstern präsentiert wird. Sind denn die Mädchen und Frauen der DDR Trampeltiere, Aschenbrödel, Mitglieder des Dritten Ordens der Karthäuser³²¹? Die gängige Konfektionsware ist darauf zugeschnitten. Lassen wir den Parisern ihren Chic, lassen wir Dior und Fath ihre Verrücktheiten für teures Geld an das Weib bringen. Aber protestieren wir auch dagegen, daß Lieschen Müllers Werktagskleid aus dem Jahre 1937 noch immer das Muster für die Konfektion des Jahres 1954 abgeben soll. Über Geschmack kann man gewiß streiten, aber daß das, was an Kleidern besonders für die Frauen angeboten wird, nicht eben viel davon verrät, steht außer Zweifel. Man kann freilich sagen: Die Leute wollen es ja nicht anders als in einer solchen Fassung, in so abgegriffenen, absolut konventionellen Mustern, in dieser vorgestrigen Form. Die Geschichte jener Münchnerin scheint dies zu bestätigen, die nach Halle verschlagen und jahrelang als Agentin des bourgeois Westens verschrien wurde, nur weil sie die in der HO gekauften Stoffe bei einer Schneiderin auf eine gefällige, aber den Begriffen von „guter Mode“ in Halle an der Saale offensichtlich zuwiderlaufende Weise verarbeiten ließ³²². Aber auch hier gilt: Was so ist, braucht nicht so zu bleiben. Im übrigen genügt ein Gang durch die Stalinallee, um zu sehen, daß es auch anders geht. Vielleicht würde ein Nationalpreis für die freundlichsten Stoffmuster und die gefälligste Verarbeitung auch denjenigen Leitern von volkseigenen Textilwerken und Verarbeitungsbetrieben den Star stechen, die heute noch blind dafür zu sein scheinen, daß es wirkliche, leibhaftige, also auch mit dem Drang nach Schönheit, Freude, Stolz begabte Menschen sind, die ihre Erzeugnisse kaufen und tragen sollen.

Zum Schluß: Ich kann nicht einfach sagen: *dixi et salvavi animam meam*³²³. Das steht den Spöttern und Querulanten an, die im Grunde froh sind, daß sie

³²¹ Einsiedler-Mönchsorden mit Schweigegelübde und äußerst einfacher Tracht.

³²² Anspielung auf Irene Mode, deren Mann Heinz Mode nach 1945 in München Schumachers KPD-Engagement befördert hatte, bevor er 1948, als Professor nach Halle berufen, mit seiner Frau in die SBZ/DDR wechselte.

³²³ Lateinisch für „Ich habe (die Wahrheit) gesprochen und (dadurch) meine Seele gerettet“; ursprünglich ein Wort des antiken griechischen Schriftstellers Hesiod (700 v. Chr.).

sich an Negativem wetzen können, weil sie sonst bekennen müßten, daß sie Feinde des Positiven sind. Aber wie sagte doch der große Julius Fučík, kurz bevor er von den Faschisten ermordet wurde: „Wir leben für die Freude, für die Freude sind wir geboren, für sie gehen wir in den Tod...“ Alle, die die Republik lieben, weil sie ein neues Deutschland lieben, werden sich dafür einsetzen, daß diese Freude kein abstrakter Wert bleibt. Dazu gehört auch, daß diese Schönheitsfehler, von denen hier die Rede war, aus dem Gesicht der Republik entfernt werden. Es sind ja keine Warzen, Pickel und Muttermale, sondern nur Dreck und Staub, der abwaschbar.³²⁴

Dokument 18: Peking war für mich sichtbare Umwälzung (1956/58)

Ernst Schumacher, Lotosblüten und Turbinen. China zwischen gestern und morgen, Berlin [Ost] 1958, S. 5–23 und S. 488–495.

China ist so groß wie Europa. In seinen Grenzen lebt ein Viertel der Menschheit. Es verfügt über die reichsten Naturschätze der Erde. Seine Volksmassen haben den „Langen Marsch“³²⁵ in das technische Zeitalter angetreten. Sie sind in die Weltgeschichte zurückgekehrt als Handelnde, nicht mehr Mißhandelte. Die neue Volksrepublik ist die fünfte Großmacht, auch wenn die Amerikaner das Regime Tschiang Kai-scheks dafür ausgeben. Sie ist die stärkste Potenz des Fernen Ostens. Sie wandelt das Gesicht des Jahrhunderts. Nur mit ihr, nicht ohne sie wird die Zukunft friedlich sein, werden nicht hundert, sondern tausend Blumen blühen können³²⁶. Die Welt ist zu einer geschichtlichen Einheit geworden, auch, wenn sie sich nicht einig ist. Was geht uns China an, heißt darum fragen, was gehen wir uns alle an.

das später in lateinischer Version weite Verbreitung fand; Karl Marx schloß mit diesem Bildungsgut seiner Gymnasialzeit 1875 seine Kritik des Gothaer Programms der deutschen Sozialdemokratie ab; vgl. Karl Marx / Friedrich Engels, Werke, Bd. 19, hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin [Ost] 1962, S. 32.

³²⁴ Die Datierung des Textes auf den Spätsommer oder Herbst 1954 ergibt sich aus dem obigen Hinweis auf die bevorstehende Volkskammerwahl vom Oktober 1954.

³²⁵ Als „der lange Marsch“ verklärte die Propaganda der Kommunistischen Partei Chinas die 1934/35 erfolgte Flucht der kommunistischen Kampfverbände unter Führung Mao Zedongs vor den damals überlegenen Streitkräften des nationalistischen Präsidenten Jiang Jieshi (Tschiang) quer durch China, bei der der Großteil der „Marschierenden“ zu Tode kam, der überlebende Rest jedoch im Norden Chinas eine kommunistisch beherrschte Teil-Republik einrichtete, von der aus im Bürgerkrieg von 1947–49 fast ganz China erobert werden konnte; bei Schumacher wird der Begriff im übertragenen Sinne für die notwendige Modernisierung von Wirtschaft und Gesellschaft gebraucht.

³²⁶ Anspielung auf Maos berühmte Parole „Laßt hundert Blumen blühen“, mit der 1956 die chinesischen Intellektuellen zu Kritik im Zuge der Entstalinisierung aufgerufen wurden; 1957 machte Mao diese Liberalisierung rückgängig.

Vor einem halben Jahrhundert gebot das Deutsche Kaiserreich über die Geschehnisse Chinas³²⁷. Heute garantiert die chinesische Volksrepublik den Warschauer Vertrag³²⁸ und bestimmt damit über die Geschehnisse Deutschlands mit. Dieser historische Wandel ist vielen Deutschen noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Bonn hat sich bisher geweigert, diese Umwälzung anzuerkennen. Es läuft so wie Washington hinter die Schule der Geschichte. Mein Buch richtet sich gegen diese unfruchtbare Haltung. [...]

Das neue China ist uns in der Bereitschaft voraus, uns zu verstehen und mit uns zusammenzuarbeiten. Schon der Anlaß meiner Reise nach China machte das augenfällig. Ich wurde vom Chinesischen Schriftstellerverband und der Gesellschaft für kulturelle Verbindung mit dem Ausland eingeladen, an Feiern für Heinrich Heine in Peking teilzunehmen³²⁹. Auf meiner Reise durch die Volksrepublik, die mich von Peking in den Nordosten, dann über Mittel- und Ostchina nach Kanton führte, beeindruckte mich immer wieder die Aufgeschlossenheit der Menschen gegenüber der westlichen Welt. China ist dabei, seine eigene große Kultur neu zu entdecken. Es vergißt darüber nicht, sich das Wirkende anderer Kulturen anzueignen. Beschäftigen wir uns in gleicher Weise mit dem chinesischen Kulturkreis, so arbeiten wir für das schöne, fruchtbare Ziel: die Verschmelzung, die Harmonie der irdischen Sphären. [...]

Peking, die „Hauptstadt des Nordens“³³⁰, die Hauptstadt Chinas, vermittelte mir auf meiner Reise durch die junge Volksrepublik³³¹ erste und letzte Eindrücke.

Peking war für mich ein Kessel flirrender Luft, stechender Helle, greller Diesigkeit, als die sowjetische „Iljuschin 14“ gleich einem Häher in jähem Schwung durch die roten Sandwolken gestoßen war, die die Wüste Gobi nach Südosten geschleudert hatte. [...] Die Sonnenstrahlen sprühten von dem weißen Beton der Landebahn zurück, duldeten keinen Schatten, brannten jedes Gesicht zu Bronze, dörrten im Nu den Gaumen aus. Wir fuhren durch Grün, als wir uns der Stadt näherten, aber ein blasses, weißes Grün, auf dem das Licht wie Puder lag. Der Fahrtwind täuschte Kühle vor. Die Akazien jedoch

³²⁷ Die (gegenüber anderen Großmächten allerdings eher nachzüglerische) imperialistische Politik Deutschlands gegenüber China, die 1897 in der erzwungenen Verpachtung von Kiautschou und in der Militärintervention gegen den „Boxeraufstand“ 1900/01 kulminierte.

³²⁸ Die „Warschauer Vertragsorganisation“ war die 1955 erfolgte Antwort der Sowjetunion auf das 1949 gegründete und 1955 erweiterte US-amerikanisch dominierte Militärbündnis der NATO.

³²⁹ Der 100. Todestag des Schriftstellers und Revolutionärs Heinrich Heine wurde 1956 auch in der DDR festlich begangen – was in der damaligen Bundesrepublik nur verhalten geschah.

³³⁰ Der Name Peking (Beijing) bedeutet übersetzt „Nördliche Hauptstadt“ – im Unterschied zu Nanking (Nanjing), der „südlichen Hauptstadt“.

³³¹ Die Volksrepublik China war nach dem kommunistischen Sieg im Bürgerkrieg am 1. Oktober 1949 proklamiert worden; Schumachers China-Besuch fand im Sommer 1956 statt.

standen von Helle betäubt am Straßenrand. Die braune Erde dürrtete nach Wasser. [...]

Peking ist Arbeit, harte körperliche Arbeit, Placken, Keuchen, Schweiß, angestrenzte Mienen und Muskeln. Nicht die bunten, leuchtenden Paläste, nicht die Tempel, nicht das Ästhetische im allgemeinen und besonderen sticht zunächst in die Augen, sondern die um ihre Existenz kämpfende, sich mühende, ringende Kreatur Mensch und Tier. Verschwunden sind die Bettler, die Hungergestalten, die verkümmerten Kinder, die Legionen von verlumpten Elen, die Zusammengebrochenen und Toten auf den Gehsteigen, Fahrbahnen, in den Parks und auf den Treppen der Paläste, die das Gesicht Pekings noch vor fünf Jahren bestimmten. Der begabteste Reporter kann sie nicht mehr entdecken; es gibt sie nicht mehr. Aber der Kampf um die Schüssel Reis, um Lauch und Sojabohnenöl wird mit aller Anstrengung und Heftigkeit geführt.

Da sind die Dreiradfahrer, die Nachfolger der Rikschakulis, die bei Sonne und Regen, bei Hitze und Gewitter, bei Dunst und Frost, bei Tag und bei Nacht sich abstrampeln und ihre Seele aus dem Leib zu treten scheinen. Sie transportieren Menschen, Tiere, Materialien aller Art quer durch die Vier-Millionen-Stadt, über das Land, auf allen Wegen und Stegen. Sie sind genossenschaftlich organisiert und bekommen einen Grundlohn. Die tödlichste Konkurrenz ist beseitigt, aber wer mehr fährt, hat einen größeren Anteil, bekommt mehr Lohn. [...] Mit ihr strengen sich die Besitzer und Zugtiere der zweirädrigen Transportwagen von früh bis spät an. Auf diese Karren wird mehr aufgepackt als auf ein Auto. Meterdicke Baumstämme sind auf sie geschichtet, Ballen von enormer Größe häufen sich auf ihnen, Kies, Kohle, Fäkalien, Dünger, Zement werden tonnenweise auf sie verfrachtet. Ganze Kolonnen durchziehen die Stadt. Auch sie sind genossenschaftlich organisiert. Auf diesen Zweirädern, die zum Teil schon gummibereift sind, kommt die neue Zeit ins Land. Grauhaarige, verkrüppelte, abgeschundene, schäbig gewordene Esel, Pferde und Maultiere ziehen sie. Hagere, hastige, schrille Rufe ausstoßende Männer und Frauen, die sich vor der Sonne durch riesige Strohhüte oder Frotteetücher schützen, sorgen dafür, daß es keine Verzögerung gibt. Manchmal ist den Wagen auch ein Dutzend Menschen vorgespannt, Männer und Frauen, die an Bastseilen ziehen. Das größte Fuder, die schnellste Fahrt, die beste Arbeit, das scheint die Lösung zu sein. Damit nichts verlorengeht und die Straßen der Hauptstadt sauber bleiben, sind den Eseln und Pferden und Mulis Säcke unter die Schwänze gebunden. Die Chinesen waren immer sparsam.

Harte körperliche Arbeit, wohin der Blick fällt! Nicht Bulldozer reißen die Häuser ein, die der breiten Zufahrt zum Platz des Himmlischen Friedens vor dem Kaiserpalast vom Westen her im Wege stehen, sondern Hände mit Picken und Brecheisen. Nicht Greifer und Bagger verladen die Steine, den Sand und den Schmutz, sondern Hände mit Schaufeln. Nicht Achttonner tragen sie weg, sondern Rücken mit Tragkörben. Nicht Dampfwalzen ebnen die neue Straße, sondern Hände, die mit Hilfe von Seilen schwere flache Steine in die Luft heben und sie zu gleichmäßigen Rufen auf den Lehm und den Schotter zurück-

sausen lassen. Nicht Maschinen reißen die Gräben auf, sondern Hände. Immer wieder Hände mit einfachen Arbeitsgeräten, Rücken mit Tragen, Menschen mit ihrer Menschenkraft. Es gibt Bagger, Lastautos, Kräne, Betonmaschinen und Feldeisenbahnen, aber viel zuwenig für die vorhandenen Bedürfnisse. Die physische Kraft muß die Technik ersetzen, bewährt sich, zeigt sich erfolgreich. Die körperliche Arbeit legt unter primitiven Bedingungen die Grundlagen für die technisierte Welt. Die gekrümmten Rücken tragen antäushaft die Zukunft, die schwieligen, steifen Hände bewerkstelligen die Voraussetzungen für die höhere Produktion. Die Pioniere ebnen mit ihren Händen den Weg für den Einmarsch des Jahrhunderts. [...]

Peking war für mich sichtbare Umwälzung, greifbare Veränderung, das Symbol der im ganzen Land vor sich gehenden Revolution. Das Alte mag leben, so gut es vermag: Die ebenerdigen Häuser – der Kaiser gestattete nicht, daß die Bürger zu hoch bauten, damit ihnen keine hochmütigen Gedanken kommen konnten –, die verzwickten Gassen, die Budenviertel, die ungesunden Wohnwinkel. Bevor sie niedergerissen und beseitigt werden können, müssen neue Wohnungen, neue Betriebe, neue Schulen, neue Verwaltungen geschaffen sein. Vor dem westlichen Tor schießen sie in die Höhe: fünf-, sechs-, siebenstöckige Wohnhäuser, noch unverputzt, ohne viel Rücksicht auf Licht und Sonne hingestellt, wo Platz war, ohne Komfort, noch ohne Gehsteige und Gärten; ein ganzes Viertel für die Ministerien, sachlich, nüchtern, aber nicht ohne Verzierungen im alten Stil; eine neue Stadt für acht Hochschulen, in denen vor allem die technische Intelligenz herangebildet werden soll; im Norden und Osten Fabriken und Werkhallen, Bahnhöfe, Wasserstraßen und ein riesiger Flugplatz, auf dem auch die schweren Düsenmaschinen TU 104, die den Verkehr mit Europa besorgen, ohne jede Schwierigkeit landen und starten können. Nicht einmal Moskau, dessen Randbezirke ein großer Bauplatz sind, kann sich im Herausstampfen, Übernachthinstellen neuer Bauten aller Art mit Peking messen. Peking, das sein Gesicht durch Jahrhunderte kaum verändert hat, bekommt völlig neue Züge. Was für die ewige Ordnung nach strengen Gesetzen angelegt, ins Viereck der Kaiserstadt, der Tataren-Stadt³³² und der Chinesenstadt gezwängt war, wird entbunden, greift nach allen Seiten aus, bemächtigt sich der Zukunft. Verwaltung und Industrie, Wissenschaft und Technik machen sich den Platz streitig.

Es gibt einen vorläufigen Plan, Peking in „eine der größten und schönsten Städte der Welt“ zu verwandeln. Die eigentliche Stadt soll neun- oder zehnmal so groß werden wie die jetzige. Achtzehn Durchgangsstraßen mit einer Breite von 110 Metern sollen zu den Vorstädten führen. Der Tschang-an-Boulevard³³³, der über den Platz des Himmlischen Friedens führt, soll dreißig Ki-

³³² Vermutlich das nach der mongolischen Eroberung Pekings im 13. Jahrhundert geschaffene Stadtviertel.

³³³ Eine im spätstalinistischen Stil errichtete Hauptverkehrsstrasse in Peking.

lometer lang werden und von acht- oder neunstöckigen Gebäuden flankiert sein.

Die Verwirklichung dieses Projektes hat schon begonnen. Seit 1949 wurden in Peking fast fünfzehn Millionen Quadratmeter Fläche bebaut; das ist fast die gleiche Fläche, wie sie Peking 1949 besaß. Mehr als dreißig Straßen wurden neu angelegt. Allein 1956 wurden dreieinhalb Millionen Quadratmeter Wohnraum errichtet. Mehr als 70000 Arbeiterfamilien leben in neuen Häusern.

Kein Pekinger, aber auch kein Besucher der Hauptstadt zweifelt an der vollen Verwirklichung dieser Umgestaltung. Unverändert werden nur die alten Kulturbauten einschließlich der großen Stadtmauer bleiben. Aber auch sie bekommen ein neues Gesicht: sie werden restauriert. [...]

Peking bedeutet Buntheit, Vielseitigkeit, Betriebsamkeit. In den Geschäftsstraßen leuchten die bizarr anmutenden Schriftzeichen in strahlendem Weiß auf roten Reklametafeln und Transparenten, die sich von der einen zur anderen Seite spannen. Auf Plakaten und Schildern sind auf ebenso primitive wie reizende Weise Schuhe, Fliegenfänger, Fächer, Pillen, Koffer, Hüte, Schallplatten aufgemalt. An allen Ecken und Enden wird für Kinos, für Ausstellungen, für die Beseitigung des Analphabetentums und für die Befreiung der Insel Taiwan³³⁴ geworben. Die Türen der Läden werden schon in aller Frühe auseinandergeschoben und erst am späten Abend, wenn die unzähligen Laterne in Rot, Gelb und Grün erstrahlen, geschlossen. In den offenen Werkstätten werden die beliebten Stoffschuhe genäht, die arm und reich trägt, werden Körbe geflochten, Hüte gepreßt, prächtige Kostüme für das klassische Theater geschneidert, Uhren repariert, Vogelbauer zusammengesteckt. Die beiden großen Basare im Westen und Osten der Stadt sind kühl, erfüllt von einem einschläfernden gedämpften Lärm. [...] Der größte Betrieb herrscht jedoch im neuen vielstöckigen Kaufhaus, in das von früh bis spät [...] die Menschen strömen, viele von ihnen nur als Schaulustige, sich wundernd und bewundernd, genaue Prüfer und Ratgeber für jeden Käufer, anspruchsvolle Kunden, die für ihre guten Jüan gute Ware verlangen und bekommen.

Peking ist Geschäftigkeit und Lärm. Über vier Millionen Menschen drängen, schieben, stoßen, drücken sich auf den Gehsteigen und in den Geschäften. Die meisten von ihnen, auch die Frauen und Mädchen, tragen helle Leinenanzüge. Die Straßen sind überflutet von Zwei- und Dreiradfahrern. Jedes dieser uneleganten, aber stabilen Fahrzeuge besitzt nicht nur eine, sondern möglichst zwei oder drei Klingeln, die unaufhörlich betätigt werden. Den Radfahrern gehört die Straße. Autos werden nur widerwillig geduldet. Kein Wunder, daß sie hupen, hupen, hupen. Polizisten in kurzen Hosen versuchen des Verkehrs durch rasche Zeichen mit den Stäben Herr zu werden. In den Nebengassen und in den Vierteln, wohin der Verkehr nicht kommt, schlagen

³³⁴ Taiwan war seit 1949 das letzte, von den USA protegierte Rückzugsgebiet der von den Kommunisten vom Festland vertriebenen nationalistischen Regierung der „Republik China“.

fliegende Händler auf Gongs, Glocken, Metallstäbe, um ihre Waren und Dienstleistungen anzubieten. Nur in der Nacht kennt Peking einige Stunden Ruhe.

Peking ist die Stadt der lukullischen Genüsse, der Gelage und Schwelgereien, des fröhlichen Schmatzens und Rülpsens in den Garküchen, Speisehäusern und Restaurants, die alle einen poetischen Namen tragen. In Peking speisen, heißt genüßlich kosten, gemächlich und ungebunden sich Bambusspitzen, gedämpfte Brötchen, geschwärzte Eier, Haifischflossen, Krabben, Pilze, süßsaure Fische, Pastetchen aus Hühnerfleisch, Pekingenten und viel Reis, gedämpft, gekocht, geröstet, einverleiben. In Peking speisen, heißt zwischen den Gerichten muntere Gespräche führen, viele Trinksprüche anhören und zum besten geben und den zahlreichen Aufforderungen zum „Gan-bee“, zum Aus-trinken des angewärmten Reisweines, nachkommen. Ein Trost, daß die chinesischen Gastgeber es den fremden Gästen nachsehen, wenn sie die elfenbeinernen Eßstäbchen beiseite legen und zu den plumpen Messern und Gabeln greifen, damit sie wenigstens in roher Form an all dem Wohlbehagen teilhaben können, wenn schon ihre Gaumen zu gefühllos sind, um alle Feinheiten richtig würdigen zu können. [...]

Peking heißt, mit den „Kadern“ Bekanntschaft schließen, mit den politisch engagierten, für den Sozialismus arbeitenden Menschen, mit den Funktionären, die ihren Auftrag und ihre Tätigkeit als eine Mission betrachten, die ihr Leben im wahren, ernstesten Sinne des Wortes der Gemeinschaft, der Gesellschaft, dem Vaterland weihen und kein höheres Lob kennen als das, ein ergebener Diener der Revolution und treuer Sohn, treue Tochter des chinesischen Volkes genannt zu werden. Die Bekanntschaft mit selbstlosen, uneigennütigen, bescheidenen Menschen, die verkörperte Ärgernisse für den Egoismus, für die geistigen Vorbehalte, für den Opportunismus sind.

Von 600 Millionen Chinesen waren 1945 1,2 Millionen eingeschriebene Kommunisten. Heute sind es 10 Millionen. Auf 60 Menschen kommt ein Kommunist. Die Aufgaben, die von diesen Menschen gelöst werden müssen, verlangen Bedingungslosigkeit und Ausschließlichkeit, den absoluten Selbstverzicht, Lauterkeit, Geduld, Entschlossenheit und nicht zuletzt Wissen.

Wer die Lebensgeschichte der kommunistischen Führer Chinas verfolgt, kann nicht leugnen, daß sie diese Charaktereigenschaften in hohem Maße entwickelt und bewiesen haben. Diese moralischen Qualitäten haben ihnen die Sympathien der einfachen wie der gebildeten Menschen eingebracht, sie haben die ganze Jugend entflammt. Wer die Geschichte Chinas verfolgt hat, weiß, daß alle vorhergehenden Systeme die Menschen, die ihnen dienten, moralisch verkrüppelt haben, indem sie verlangten, korrupt und unmenschlich zu sein. Ein Beamter zu sein, war gleichbedeutend mit dem Verlust der Anständigkeit oder des Seelenfriedens, mit Gewissenlosigkeit oder der erbärmlichen Existenz des inneren Unbehagens, weil Amt und Interessen des Volkes nicht in Einklang gebracht werden konnten. Wenn im heutigen China die „Kader“ anders auftreten können als die früheren Beamten, so aus der Überzeugung

heraus, einer Sache zu dienen, die mit den Interessen der Allgemeinheit und der historischen Vernunft übereinstimmt. Diese Überzeugung schließt das Bewußtsein ein, sich selbst nur im Dienste für die anderen verwirklichen, seine eigene Größe nur durch die Arbeit für die Allgemeinheit erreichen zu können. Konfuzius verbindet sich in ihnen mit Karl Marx, das Li-dji, das „Buch der Sitte“³³⁵, mit den Frühschriften des wissenschaftlichen Sozialismus. Auch wenn viele dieser „Kader“ jene Rede nicht kennen, die Mao Tse-tung 1944 über das Thema „Dem Volke dienen“ gehalten hat, so handeln sie doch in ihrem Geiste. Als „Kader“ bewertet und geführt zu werden, verleiht jedem Chinesen, ob er alt oder jung ist, nicht nur einen höheren Wert in den Augen der Gesellschaft, sondern eine neue moralische Qualität vor sich selber, die der Verpflichtung gleichkommt, sein eigenes Ich noch mehr zu vergessen, noch selbstloser zu sein, noch mehr zu leisten, noch mehr zu lernen als bisher.

Diese „Kader“ fühlen sich als Mitglieder der gesellschaftlichen Avantgarde des neuen Chinas, als Vorkämpfer und Vollstrecker des wissenschaftlichen Zeitalters, in das sie die Massen hineinführen wollen. Sie fühlen sich als Fleisch vom Fleisch des Volkes, Herz und Hirn des Volkes, Motor und Transmission des Fortschritts. Wenn es richtig ist, daß der Pekingmensch³³⁶ 500 000 Jahre alt ist, so begegnete ich in diesen „Kadern“ dem Pekingmenschen unseres Zeitalters. [...]

Als ich China besuchte, hatte ich nicht nur den Wunsch, Land und Leute zu betrachten, die alten Kulturdenkmäler zu besichtigen und den Aufbau zu studieren. Ich wollte auch erfahren, wie das chinesische Volk, wie seine politischen Führer zu Deutschland und den Deutschen stehen. Aus diesem Grunde hatte ich [...] beim Außenministerium in Peking angefragt, ob der Vorsitzende des Chinesischen Staatsrates, Tschou En-lai, mir nicht eine Unterredung zu diesem Problem gewähren würde³³⁷. [...] Wir [...] gelangten vor den Gebäudekomplex, in dem sich der Staatsrat befindet. [...] Noch unter der Türe wurden wir von Tschou En-lai begrüßt. Reporter knipsten. Der Ministerpräsident bat mich in den Raum, der die Würde alter Geschlechter vermittelte, und hieß mich, auf einem zweisitzigen Lederfauteuil Platz zu nehmen, der vor einem Wandschirm im Stil der frühen Mandschu-Dynastie³³⁸ stand. Er selbst ließ

³³⁵ Dieses „Buch der Sitte“ oder „Buch der Riten“ ist ein Hauptwerk des Konfuzius.

³³⁶ Vorgeschichtliche Menschengattung, deren Überreste bei Peking entdeckt wurden.

³³⁷ Das Interview Schumachers mit Zhou Enlai fand – vermittelt vom Botschafter der DDR – am 5. Juni 1956 statt; Schumacher legt Wert darauf, „der erste westdeutsche Publizist“ gewesen zu sein, dem der chinesische Ministerpräsident „politische Fragen beantwortete“; sein Interview erschien Juni 1956 in der Münchner Zeitschrift „Deutsche Woche“; „wider besseres Wissen“ habe der westdeutsche Journalist Hans-Ulrich Kempfski „behauptet [...], als erster westdeutscher Journalist Zhou Enlai interviewt zu haben, obwohl er als Korrespondent der Süddeutschen Zeitung erst 1957 dazu Gelegenheit bekam“; vgl. Ernst Schumacher, Mein Brecht. Erinnerungen 1943 bis 1956, Berlin 2006, S. 462 und S. 526f., Anm. 6.

³³⁸ Die Qing- oder Mandschu-Dynastie war die letzte Kaiserdynastie Chinas, die von 1644 bis 1912 regierte und mit dem letzten Kaiser Xuan Tong (Pu Yi, 1906–1967, reg. 1908–12) zwischen 1932/34 und 1945 auch den Kaiser des japanischen Vasallenstaates „Mandschukuo“ (Mandschurei; unter dem Kaiser-Namen Kang De) stellte.

sich in einem danebenstehenden Sessel nieder. Er trug einen grauen Sommeranzug mit der üblichen uniformierten Jacke mit steifem, geschlossenem Kragen. Er machte einen etwas abgespannten Eindruck, der davon herrühren mochte, daß er bis zum Beginn unserer Unterhaltung an einer Sitzung des Staatsrates teilgenommen hatte.

Nachdem er Zigaretten und Jasmintee angeboten hatte, erkundigte sich Tschou En-lai nach meinen Eindrücken in China. Als ich ihm sagte, der Enthusiasmus der Volksmassen, im Nordosten besonders der Arbeiterschaft, habe mich sehr beeindruckt, gab er zu bedenken, daß das chinesische Volk sich zwar von seinen inneren und äußeren Unterdrückern befreit habe, aber mit einer großen Rückständigkeit auf vielen Gebieten fertig werden müsse. Er hob hervor, das neue China habe nicht nur den industriellen Aufbau zu vollziehen, sondern auch eine neue Agrarstruktur zu entwickeln. In diesem Zusammenhang erinnerte er daran, daß 70 Prozent des chinesischen Territoriums für die Landwirtschaft vorläufig unverwendbar seien. Die bisherigen Erfolge bei dem Versuch, ein neues China zu schaffen, bewiesen aber, daß das Volk mit allen Schwierigkeiten fertig werde.

Die Höflichkeit gebot, die Zeit des Ministerpräsidenten nicht zu lange in Anspruch zu nehmen. Ich bat den Staatsmann daher, sich zu der Tatsache zu äußern, daß es heute zwei deutsche Staaten gibt, von denen nur die Deutsche Demokratische Republik normale Beziehungen zur Volksrepublik China unterhält³³⁹. Er beantwortete meine Frage, wie er sich zu einer möglichen Normalisierung der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Chinesischen Volksrepublik stelle, folgendermaßen: „Die Volksrepublik China und die Deutsche Demokratische Republik sind zur selben Zeit gegründet worden. Es ist selbstverständlich, daß beide Länder miteinander diplomatische Beziehungen aufgenommen haben. Die Deutsche Demokratische Republik ist ein sozialistischer, damit ein brüderlicher Staat. In der Zwischenzeit hat die Deutsche Bundesrepublik, der zweite deutsche Staat, diplomatische Beziehungen mit der Sowjetunion aufgenommen³⁴⁰. Sie hat aber noch keine solchen Beziehungen mit den europäischen Volksdemokratien und mit uns aufgenommen. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß es der Sache des Friedens dienen würde, wenn solche normalen Beziehungen

³³⁹ 1950 hatten die Volksrepublik China und die DDR ein Außenhandels-Abkommen unterzeichnet, dem 1951 ein Kulturabkommen folgte, bevor 1953 die „Diplomatischen Missionen“ formell in Botschaften umgewandelt wurden; die Bundesrepublik betrachtete hingegen die seit 1949 auf Taiwan beschränkte nationalistische Regierung als legitime Regierung Gesamt-Chinas und nahm erst 1972 diplomatische Beziehungen zur Volksrepublik China auf.

³⁴⁰ Im September 1955 hatten die UdSSR und die Bundesrepublik Deutschland anläßlich des Moskau-Besuchs Bundeskanzler Adenauers die Aufnahme diplomatischer Beziehungen vereinbart; im Gegenzug wurden die noch in der Sowjetunion befindlichen deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges sowie eine Reihe nach 1945 verschleppter „Zivilinternierter“ freigelassen.

zwischen uns hergestellt würden. Aber wir, die zum sozialistischen Lager gehören, können warten. Wir sind überzeugt, daß sich die Zeit zugunsten unserer Auffassung entwickeln und daß Westdeutschland unbedingt schließlich solche Beziehungen mit uns herstellen wird. Wir hegen freundschaftliche Gefühle gegenüber dem ganzen deutschen Volk. Aber unsere Empfindungen und die Herstellung normaler diplomatischer Beziehungen zwischen der Volksrepublik China und der Deutschen Bundesrepublik sind verschiedene Dinge. Wir können eine Normalisierung nicht beschleunigen, wenn die andere Seite es vielleicht zur Zeit nicht wünscht, einen solchen Schritt zu tun. Wir betrachten jedenfalls eine Förderung der wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen nur als Anfang einer Normalisierung auch der politischen Beziehungen.“

Tschou En-lai fügte dieser Erklärung das Angebot hinzu, daß auch viele Westdeutsche nach China kommen mögen, um sich mit eigenen Augen von den Vorgängen in diesem Land zu überzeugen. Solche Besuche, auch die Besuche von Leuten vom „rechten Flügel“, dienten dem gegenseitigen Kennenlernen und Verstehenlernen. Dadurch könne die Normalisierung der Beziehungen gefördert werden.

Tschou En-lai hatte sich während der Beantwortung meiner Frage und der Übersetzung durch den Dolmetscher leger in seinem Sessel zurechtgesetzt, die Beine übereinander geschlagen, die Ellenbogen auf die Lehne gestützt und die Finger ineinander verschränkt. Er gab die Antwort in der raschen Abfolge der Worte und dem melodischen Auf und Ab der Silben, die der chinesischen Sprache eigen, doch schien mir seine Stimme dunkler als üblich. Keine Geste, kein Ton, keine Miene verriet bei seinen Ausführungen über das Verhältnis zur Bundesrepublik einen Schatten von Hochmut, aber jede Geste, jeder Ton, jede Miene bewies das Gefühl und die Überzeugung, den längeren Atem zu haben, durch die Macht der Tatsachen überlegen zu sein. Die Einladung, die er seinen Darlegungen überraschend hinzufügte, drückte nochmals die Bereitschaft aus, zu einer Verständigung zu kommen.

Ich brachte vor, daß in den Kreisen der westdeutschen Wirtschaft sich die Stimmen mehren, die eine Lockerung und Aufhebung des Embargos im Handel mit der Volksrepublik China verlangen. Ich fragte Tschou En-lai, wie er die Möglichkeit bewerte, normale wirtschaftliche Beziehungen zwischen der Volksrepublik, die große Aufbaupläne hat, und der Bundesrepublik Deutschland herzustellen. Tschou En-lai, der mich mit seinen dunkelbraunen Augen aufmerksam beobachtet hatte, ließ mir durch den Dolmetscher seine Antwort übersetzen: „Wenn Westdeutschland einen solchen Wunsch hat, mit uns normale wirtschaftliche Beziehungen aufzunehmen, so kann er erfüllt werden. Ein Teil der westdeutschen Wirtschafts- und Handelskreise hat mit uns bereits entsprechende Kontakte aufgenommen, aber es gibt noch keine konkreten Vereinbarungen. Sie zu treffen ist nicht eine Frage unsererseits, sondern eine solche Westdeutschlands. Wir sind bereit, Maschinen aller Art, ja komplette Fabrikeinrichtungen aus Westdeutschland zu importieren. Aber Westdeutsch-

land ist die Lieferung dieser Güter durch die Embargo-Politik sehr erschwert. Das ist für die Bundesrepublik ungünstig.“

Tschou En-lai hatte diese Antwort wieder in einem ruhigen Ton gegeben. In seiner Stimme klang das Bedauern, aber auch die Verwunderung mit, daß die Bundesrepublik sich an das Embargo hielt, das ihr nur Schaden und keinen Nutzen einbringen kann. Während ich meine nächste Frage an ihn richtete und der Dolmetscher sie übersetzte, nippte er aus der Teetasse, die ebenso wie die unseren bereits zweimal gewechselt worden war, als die Bedienung den Eindruck hatte, der Tee könne kalt geworden sein.

Meine nächste Frage bezog sich auf die möglichen kulturellen Verbindungen und den kulturellen Austausch zwischen der Bundesrepublik und China. Tschou En-lai erwiderte: „Deutschland ist ein kulturell hochstehendes Land. Es hat neben dem kulturellen ein hohes wissenschaftliches Niveau. Wenn die Pekingener Oper im Herbst eine Reise durch Westdeutschland macht, so entspricht das unserem Wunsch, den kulturellen Austausch zwischen Westdeutschland und der Chinesischen Volksrepublik zu verwirklichen. Wir wünschen auch, daß aus Westdeutschland Künstler und künstlerische Ensembles, Wissenschaftler, Literaturschaffende zu uns kommen mögen. Ich bin der Meinung, daß der kulturelle Austausch besonders auch für uns wertvoll ist, denn von jedem Besuch können wir sehr viel lernen.“

Meine weiteren Fragen bezogen sich auf das Abrüstungsproblem und die Lage in Vietnam. Tschou En-lai beantwortete sie in seiner souveränen Art. Der Protokollführer, der unauffällig hinter einem Wandschirm in der Ecke gesessen hatte, ordnete seine Aufzeichnungen, als die Unterredung nach einer Stunde zu Ende ging. Tschou En-lai winkte einem Fotografen und ließ sich mit uns auf der Terrasse aufnehmen. Als er mir zum Abschied die Hand drückte, ließ er durch den Dolmetscher sagen: „Grüßen Sie bitte Ihre Landsleute, richten Sie ihnen bitte meine besten Wünsche für ihren weiteren Aufbau aus.“ Er blieb auf der Terrasse stehen, bis unser Wagen abfuhr und winkte zum Abschied mit erhobenem Arm.

Aus den Eindrücken, die mir diese Stunde vermittelt hatte, ergaben sich für mich zwei Gefühle, die zur Überzeugung geworden sind. Das eine war, einem der intelligentesten chinesischen Kommunisten und einem der bedeutendsten Politiker Asiens und der Welt begegnet zu sein. Tschou En-lai verkörpert das alte wie das neue China.³⁴¹ In seiner Herkunft aus einem alten Beamten- und

³⁴¹ Einen Monat nach seinem Gespräch mit Zhou, am 8. Juli 1956, wurde Schumacher auch vom kommunistischen Führer der Demokratischen Republik Vietnam, Ho Chi-minh, zum Interview empfangen: „War Zhou Enlai für mich die Verkörperung eines sozialistischen Funktionärs, der Geschichte machte, ohne sich zu überheben, der Autorität besaß, ohne sie zu beanspruchen, so hatte er dabei doch wie ein Mandarin gewirkt. Demgegenüber wirkte Ho Chi Minh, in einen lockeren hellblauen Leinenanzug gekleidet, die Füße in Sandalen steckend, wie ein Mann aus dem Volke, der einen sofort begreifen ließ, warum er ‚Onkel Ho‘ genannt wurde. Offensichtlich ein Kettenraucher, gab er sich im Gespräch sehr leger, wippte mit dem übergeschlagenen Bein und fragte erst neugierig nach Persönli-

Mandarinengeschlecht ist die Erfahrung vieler Generationen von Staatsfunktionären und Staatsführern aufbewahrt. In seinem ereignisreichen, kämpferischen, harten Leben eignete er sich die Erfahrungen an, die nötig sind, um die Millionen Chinas den Anschluß an unser Zeitalter finden zu lassen. Er repräsentiert die schlichte Größe einer alten Kultur, aber auch den festen Willen der jetzigen Generation zur Erneuerung dieser Größe in unseren Tagen. Tschou En-lai ist mit einem Wort ebenso Chinese wie Kommunist, ebenso Kommunist wie Chinese.³⁴²

Das zweite Gefühl, das sich mir aufdrängte, war, einem Freund Deutschlands begegnet zu sein. Dazu mag unwillkürlich beigetragen haben, daß Tschou En-lai den Dolmetscher zweimal korrigierte, als dieser seine Worte nicht exakt übersetzte. Er verstand also noch Deutsch, das er während seines Studiums in Göttingen und während seiner Arbeit im Ruhrgebiet gelernt hatte³⁴³. Dieser kleine Vorfall mag zu dem Eindruck beigetragen haben, daß dem Ministerpräsidenten Deutschland bekannter, näher, vertrauter sei als andere westliche Nationen. Aber das Entscheidende war, daß seine Äußerungen den Willen, die unvoreingenommene Bereitschaft, die stetige Entschlossenheit ausdrückten, auch mit der Bundesrepublik zu einem echten freundschaftlichen Verhältnis zu gelangen. Es war der Geist des Internationalismus, der seine Worte kennzeichnete, es war aber auch das Gefühl der Verbundenheit mit dem deutschen Volk, seiner Geschichte und seiner Zukunft, die mich so stark beeindruckten.

chem, um schließlich meine erste Frage nach dem Erfolg der Bodenreform in Vietnam sehr ausführlich zu beantworten.“ Vgl. Ernst Schumacher, *Mein Brecht. Erinnerungen 1943–1956*, Berlin 2006, S. 463f.

³⁴² Nicht nur Schumacher rechnet Zhou Enlai zu den beeindruckendsten Persönlichkeiten, denen er im Laufe seines Lebens begegnet ist; ähnlich dachte US-Präsident Richard M. Nixon, der Zhou 1972 bei seinem China-Besuch kennenlernte und sich lebhaft an dessen Persönlichkeit erinnerte: „[...] Many hours of formal talks and social conversation with Chou made me appreciate his brilliance and dynamism. Unlike many world leaders and statesmen who are completely absorbed in one particular cause or issue, Chou En-lai was able to talk in broad terms about men and history. Even though his perspective was badly distorted by his rigid ideological frame of reference the extent of his knowledge was impressive.“ Vgl. Richard M. Nixon, *The Memoirs*, New York 1990, S. 577.

³⁴³ Der junge Zhou Enlai hatte 1920–24 in Frankreich, Großbritannien und Deutschland studiert und soll mit einem deutschen Dienstmädchen auch einen Sohn gehabt haben, der später als Wehrmachtssoldat in der Sowjetunion fiel.

Dokument 19: Literatur in Bewegung (1961)

Ernst Schumacher, „Literatur in Bewegung: Der V. Deutsche Schriftstellerkongreß in Berlin“, o. D.

(Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 141)

Der V. Deutsche Schriftstellerkongreß, der vom 25. bis 27. Mai [1961] in Ost-Berlin stattfand, war interessanter, als es die Entschließung zu seiner Vorbereitung und die im Auftrag des Schriftstellerverbandes von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Professor Geerds, Greifswald, erarbeitete Untersuchung über „Entwicklungsprobleme unserer sozialistischen Nationalliteratur“ erwarten ließen. Sowohl die Entschließung als auch die Analyse waren in einem trockenen Deutsch verfaßt, beide arbeiteten mit Maßstäben, die wie der Kongreß beweisen sollte, nicht mehr ausreichten, um den wesentlichen Problemen gerecht zu werden. In der Entschließung wurde betont, daß der sozialistische Realismus die Methode in der Literatur sei, „mit der die Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung dargestellt werden kann“, daß er „die heute historisch höchste Stufe“ des Realismus sei und ihm deshalb „der Entwicklung der neuen Gesellschaft entsprechend in unserer Literatur der erste Platz gebührt“.

In der Analyse wurden zahlreiche Werke aufgeführt, die nach dieser Methode geschrieben wurden. Aber der Kongreß begnügte sich nicht mit einer schematischen Qualifizierung der Literatur mittels Formeln, die aus der Definition des Sozialistischen Realismus abgeleitet werden. Vielmehr diskutierte er kritisch über die Frage der künstlerischen Qualität der vorliegenden Werke und bemühte sich, neue, bessere Maßstäbe dafür zu setzen. Anna Seghers, die wiedergewählte Vorsitzende des Schriftstellerverbandes der DDR, sprach über „Die Tiefe und Breite in der Literatur“. Sie ging davon aus, daß sich seit dem letzten Kongreß im Januar 1956 das Verhältnis vieler Menschen zur Literatur verändert habe, was [es] notwendig mache, „einen Spielraum für alle Art von Erfahrungen und Gefühlen“ für „alle Freuden, alle Leiden ganz“³⁴⁴ zu gewinnen, wie es bei den großen Kunstwerken der Vergangenheit der Fall sei. „Eine Dichtung wird nicht allein dadurch zu einer guten Dichtung, daß der Standpunkt des Autors richtig ist. Das ist erst die Voraussetzung... Das richtige Thema bürgt nicht allein für den Wert, auch wenn es noch so gewaltig wäre. Tief eingreifende, verändernde Wirkung geht nur von einem wirklichen Kunstwerk aus... Viele Versuche, den neuen Inhalt auszudrücken, einzelne gültige Darstellungen aus Begabung, Wissen und Können

³⁴⁴ Anspielung auf das Epigramm von Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832): „Alles geben die Götter, die Unendlichen, ihren Lieblingen ganz. / Alle Freuden, die Unendlichen, / alle Leiden, die Unendlichen, ganz.“

einiger Künstler – darin steckt die Wechselwirkung von Qualität und Verbreitung“.³⁴⁵

Eva Strittmatter versetzte vielen Kongreßteilnehmern einen Schock, als sie mitteilte, in der Sowjetunion seien westdeutsche Autoren wie Böll, Walser, Koeppen mehr bekannt als die jungen ostdeutschen Schriftsteller, weil dort in der Betrachtung Fragen der Form, der Qualität vorherrschten. Sie appellierte an die älteren, das Handwerk beherrschenden Autoren, sich mehr der jungen Schriftsteller anzunehmen. Gegen „gesellschaftswissenschaftliche Illustrationen“ polemisierte auch der Filmautor Kohlhaase. Willi Bredel unterstrich gegenüber der bloßen Beschreibung die bedeutende Rolle der schöpferischen Fantasie. In Zusammenhang mit diesem Problem einer neuen Qualität der Literatur wurde vielfache Kritik an der Literaturkritik geübt, die keine Kontinuität besitze, sich meistens auf Inhaltsangaben beschränke, „Gleichmacherei“ betreibe, wie Erwin Strittmatter behauptete, und spezifisch künstlerische Fragen, wie die Literatursprache, beiseite lasse. Sonderbarerweise fragte keiner der Kritiker nach dem Zusammenhang mit der Germanistik; keiner schlug die Schaffung eigener literaturkritischer Organe vor, wie sie in der Bundesrepublik bestehen. Bemerkenswert war, daß an dem Kongreß zahlreiche junge Schriftsteller teilnahmen, daß sie offen redeten, daß sie das stärkste Interesse fanden und die Sympathie der Renommierten uneingeschränkt genossen. Charakteristisch für ihre Einstellung waren die Ausführungen von Dieter Noll, Helmut Baiert und Paul Wiens. Noll erklärte, er habe seine Wortmeldung im Affekt abgegeben, als die Grußadresse des ZK der SED verlesen worden sei. Er habe sich oft gefragt, wie er schreibe, wenn er 1945 in eine andere Gesellschaft geraten wäre. Er wäre, so meinte er, wahrscheinlich der Skepsis verfallen³⁴⁶. In der neuen sozialistischen Gesellschaft habe er eine menschliche Heimat gefunden, so unvollkommen die Wirklichkeit sei. Nur so sei er mit seiner Vergangenheit fertig geworden. Der Niederschlag sei der Roman „Die Abenteuer des Werner Holt“³⁴⁷.

Baiert setzte sich mit der These westdeutscher Schriftsteller auseinander, Literatur sei nur in Opposition möglich. In Wahrheit könne die Wirklichkeit

³⁴⁵ Seghers' Rede gehört zur vorsichtigen Abkehr vom 1959 verkündeten „Bitterfelder Weg“, der eine proletarisch-vereinfachte Aufbau-literatur gefordert hatte; schon die SED-Kulturkonferenz vom April 1960 hatte „Korrekturen“ eingeleitet, da der „Verfall des künstlerischen Niveaus“ Besorgnis erregte; gegen die unter dem Motto „Greif zur Feder, Kumpel“ organisierte Laien-Bewegung von „Arbeiter-Schriftstellern“ wagte auf dem V. Schriftstellerkongreß 1961 Erwin Strittmatter – der selbst als schreibender Arbeiter begonnen hatte – das „gutgemeinte Gestammel“ zu attackieren; vgl. Günther Rüter, „Greif zur Feder, Kumpel“. Schriftsteller, Literatur und Politik in der DDR 1949–1990. Düsseldorf 1991, S. 90; Manfred Jäger, Kultur und Politik in der DDR. Ein historischer Abriss. Köln 1982, S. 98.

³⁴⁶ Der Soziologe Schelsky interpretierte die junge Generation Westdeutschlands als „skeptische Generation“; vgl. Helmut Schelsky, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf / Köln 1957.

³⁴⁷ 1960/63 veröffentlichter Entwicklungsroman eines jungen Deutschen vom überzeugten Nationalsozialisten zum Kommunisten, der dem Autor Dieter Noll 1963 einen DDR-Nationalpreis einbrachte und 1965 verfilmt wurde.

nur von der sozialistischen Position aus auf umfassende künstlerische Weise bewältigt werden. „Ich bin für die Opposition verloren, und mit mir die Mehrzahl der Schriftsteller.“ Paul Wiens griff die Behauptung des „Blechtrommel“-Autors Günther Grass auf, Uwe Johnson, der Verfasser der „Mutmaßungen über Jakob“, habe die DDR verlassen, weil es ihm unmöglich gemacht worden sei, das Buch in einem Verlag der DDR zu verlegen. Wiens warf die Frage auf, wie sich ein Schriftsteller verhalten solle, wenn seine Vorstellungen vom Sozialismus mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmten. Dem „Weggehen“ stellte er seine Auffassung gegenüber: „Ich kann in eine liebend-kritische, fordernde Beziehung zur Realität treten. Dann beginnt erst die kämpferische Auseinandersetzung, die nicht immer zum sozialistischen Realismus führt. Aus dieser Auseinandersetzung, bei der ich mich mit vielen anderen Menschen verbunden weiß, entsteht eine neue Realität. Dadurch werden wir zu Veränderern, zur geistigen Realität.“ Man kann ohne Verzeichnung sagen, daß diese Einstellung die Haltung vieler junger Schriftsteller bestimmt.

Die Diskussion gewann an Lebhaftigkeit durch die Teilnahme westdeutscher Autoren, die höchstens in der Frage der Notwendigkeit, den Frieden mit allen Mitteln verteidigen zu helfen, mit den in der DDR herrschenden Auffassungen konform gehen, künstlerisch aber diametrale Ansichten vertreten. Günther Grass benutzte den Kongreß, um den Fall Johnson vorzubringen (wobei er sich von Herbert Nachbar sagen lassen mußte, daß Johnson die DDR verließ, obwohl sein Buch vom Aufbau-Verlag prinzipiell angenommen war) und für die Verbreitung der Bücher von Kafka, Musil, Broch usw. einzutreten³⁴⁸. Er erklärte, seine Freiheit als Schriftsteller sei in der schlechten Demokratie der Bundesrepublik besser gesichert als in der sozialistischen Demokratie der DDR, wo er, Walser (der ebenfalls an dem Kongreß teilnahm) und andere Autoren nicht erscheinen dürften³⁴⁹. Das fruchtbare Ergebnis der Diskussion, die sich über diesen Ausführungen entspann, war die beiderseits gebilligte Absicht, Gespräche zwischen den Schriftstellern aus beiden Teilen Deutschlands zu arrangieren und für die beiderseitige Verbreitung bisher „anstößiger“ Literatur einzutreten. In dem Referat von Hermann Kant über die westdeutsche Literatur hatte sich eine realistische Beurteilung abgezeichnet.

Es ist offensichtlich, daß die Literatur der DDR in Bewegung gekommen ist. Die deutsche Literatur kann davon nur gewinnen.

³⁴⁸ Diese bedeutenden Autoren wurden im sowjetischen Machtbereich lange totgeschwiegen; erst in der Chruschtschow-Ära erschienen ab 1957/58 Romane Kafkas in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei, in der DDR aber erst 1965; im Falle Musils ging Polen 1963 voran, die ČSSR und Ungarn folgten 1965, in der DDR konnte der erste Roman („Törless“) nicht vor 1976 erscheinen; im Falle Brochs machte die ČSSR 1966 den Anfang, gefolgt von Ungarn 1968, in der DDR erschien ein erster Roman („Der Tod des Vergil“) 1981.

³⁴⁹ Eine Arbeit von Grass konnte in der DDR nicht vor 1984 erscheinen, Walser gelang dies schon 1965.

Dokument 20: Probleme der Kultur in der Bundesrepublik Deutschland (1961)

Ernst Schumacher, Probleme der Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. Manuskript, o. D.

(Archiv der Akademie der Künste Berlin, Ernst-Schumacher-Archiv Nr. 140)

Die „Verstaatlichung“ von zwei Kulturen

Das Bestehen von zwei Kulturen in einer kapitalistischen Gesellschaft soll Ausgangspunkt der Betrachtung sein, nämlich einer bürgerlichen und in der Tendenz einer nicht mehr bürgerlichen, sozialistischen Kultur. Beide Kulturen stehen sich [...] äußerst scharf gegenüber und bekämpfen sich, bis die sozialistische Kultur siegt und die besten Elemente der bürgerlichen Kultur übernehmen und in bestimmtem Sinn vollenden kann: Das anschaulichste Beispiel dafür bietet das heutige Italien.

In Deutschland ist die Situation heute dadurch gekennzeichnet, daß sich die beiden Kulturen sozusagen geographisch lokalisiert haben: die bürgerliche Kultur in der Bundesrepublik, die sozialistische Kultur in der Deutschen Demokratischen Republik.

Führende Kulturschaffende haben dementsprechend ihren Wohn- und Arbeitsbezirk gewechselt. Das gilt insbesondere für die Remigranten. Wolfgang Langhoff, der Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, war nach seiner Rückkehr aus der Schweizer Emigration zunächst in Düsseldorf tätig und ging dann nach Berlin. Stefan Hermlin und Hans Mayer gingen nach der Rückkehr aus der Schweiz zunächst nach Frankfurt, dann nach Berlin bzw. Leipzig. Brecht ging nach seiner Rückkehr aus den USA über die Schweiz nach Ostberlin. Umgekehrt ging Theodor Plivier nach seiner Rückkehr aus der Sowjetunion zunächst nach Ostberlin und dann nach Westdeutschland. Als Beispiele für die Binnenwanderung von deutschen Kulturschaffenden aus primär kulturpolitischen Gründen in den letzten Jahren kann man anführen: Der junge Dramatiker Peter Hacks ging von München nach Ostberlin. Der noch jüngere Uwe Johnson von Ostberlin nach Westberlin. Beide ließen sich nicht als politische Flüchtlinge registrieren, wie etwa Alfred Kantorowicz und Ernst Bloch, als sie nach Westdeutschland gegangen waren.

Diese „Verstaatlichung“ der geistigen Heimat führt im heutigen Deutschland zu einer starken beiderseitigen Isolierung und Separierung. Die Auseinandersetzung der beiden Auffassungen über die beste Kultur, die ja nicht zu trennen ist von der Frage nach der besten Gesellschaftsform, findet in Deutschland im allgemeinen nurmehr indirekt statt. Sie wird zu einer Angelegenheit von Spezialisten für Kultur, sie ist nicht mehr primär Sache der Kulturschaffenden selber. Sie wird zum Teil zu einer Art von „Kulturologie“ der anderen Seite [...]. Die Diskussion über eine Veränderung der bestehenden kulturellen Zustände wird in beiden Teilen Deutschlands sehr rasch, ja allzu rasch zu einer Frage der politischen Moral und der Zuverlässigkeit als Staatsbürger. In Westdeutschland ist es an der Tagesordnung, politischen Opponen-

ten dringend nahezulegen, doch in die „Ostzone“ umzusiedeln, wo sich offensichtlich die geistige Heimat des Betreffenden befinde.

Es gibt im Bereich des kulturellen Lebens in beiden deutschen Staaten keine „offene Gesellschaft“³⁵⁰.

Im Mai 1961 arrangierte die in Hamburg erscheinende Wochenzeitung „Die Zeit“ eine Diskussion zwischen Mitgliedern der PEN-Zentren Deutschland Bundesrepublik und Ost und West³⁵¹. Anlaß war der 50. Todestag Tolstois³⁵². Beide Seiten legten Bekenntnisse für ihre Staatlichkeit ab und nahmen für sich in Anspruch, die wahre deutsche Kultur zu vertreten. Beide Seiten hatten den Eindruck, es sei beinahe unmöglich, die andere Seite noch zu verstehen.³⁵³

Das Ergebnis dieser Eliminierung der kulturellen Alternative aus dem eigenen Bereich (sie hängt in der Bundesrepublik natürlich damit zusammen, daß es keine starke gesellschaftliche Bewegung gibt, die auf eine Veränderung der Gesellschaftsform drängt, ja sie ist das Ergebnis davon) führt zu einer mehr oder weniger starken Inzucht, zur Nabelschau, zur Selbstrechtfertigung und Selbstzufriedenheit, zu einer unverkennbaren Provinzialisierung und Lösung auch von anderen Staaten und ihrer Kultur, die diese Regionalisierung und Lokalisierung nicht kennen, sondern in denen die Gegensätze der beiden Kulturen im eigenen staatlich-gesellschaftlichen Bereich ausgetragen werden müssen, ohne daß [...] sofort unwillkürlich oder unvermeidlich zu administrativen Maßnahmen gegen die eine oder die andere Seite gegriffen werden kann oder gegriffen wird.

In der Bundesrepublik ist es seit Jahren so, daß auch die Organisationen, die eine Kulturpolitik befürworten, die nur auf eine Reformierung, nicht eine Revolutionierung der bestehenden Gesellschaftsform ausgehen, zum Teil verboten sind, wie etwa der Kulturbund³⁵⁴ in verschiedenen Ländern, oder fortwährend groben politischen Verdächtigungen ausgesetzt sind, wie etwa der „Fränkische Kreis“ des Würzburger Professors Schneider³⁵⁵ oder der Schwelmer Kreis der Lehrer und Erzieher³⁵⁶. [...]

³⁵⁰ Als „offene Gesellschaft“ hatte der in Großbritannien lebende Philosoph Karl R. Popper 1945 eine demokratisch-selbstreflexive Gesellschaft bezeichnet, deren Feinde er vorzugsweise in Kommunisten erblickte.

³⁵¹ Das 1949 gegründete deutsche PEN-Zentrum hatte sich 1951 durch Abspaltung der westdeutschen Mehrheit in ein „Deutsches PEN-Zentrum der Bundesrepublik“ und ein SED-dominiertes „Deutsches PEN-Zentrum Ost und West“ geteilt, das 1967 durch Umbenennung in „PEN-Zentrum der DDR“ seinen gesamtdeutschen Anspruch aufgab.

³⁵² Der 50. Todestag Lew N. Tolstois fiel auf den 20. November 1960.

³⁵³ Dieses deutsch-deutsche Schriftstellertreffen fand – unter Kontroversen über die Freiheit der Schriftsteller in der DDR – vom 6.-8. April 1961 statt.

³⁵⁴ SED-kontrollierte Intellektuellen-Vereinigung, die in der SBZ/DDR ihren Schwerpunkt hatte und ab 1949 in der Volkskammer vertreten war, in der Bundesrepublik aber als KPD-dominierte Organisation 1956 verboten wurde.

³⁵⁵ Der „Fränkische Kreis“ gegen atomare Aufrüstung der Bundesrepublik.

³⁵⁶ Der 1952 gegründete Schwelmer Kreis war eine bis 1974 existierende Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Reformpädagogen in der Bundesrepublik, die auch gesamtdeutsch ausgerichteten Geschichtsunterricht forderte.

Zur ideellen Lage der Kultur:

In Italien gibt es im Augenblick heftige Diskussionen über die Zensur von Theater und Film. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es diese Zensur nicht. Es gibt eine indirekte Zensur, die einen politischen und klerikalen Charakter hat.

Die westdeutsche Filmindustrie hat sich eine Selbstzensur auferlegt. Sie besteht in der Filmbewertungsstelle³⁵⁷, in der die Vertreter der deutschen Filmindustrie mit Vertretern der Regierung, der Kirchen und anderer Gesellschaftsformationen prüfen, welches Prädikat ein Film verdient. Da die Filmverleiher und die Filmtheaterbesitzer auf die Filmindustrie wie auf die Meinung der herrschenden Kreise Rücksicht nehmen, werden die Entscheidungen dieser Selbstzensur allgemein respektiert. Wie politisch diese Selbstzensur ist, sei an zwei Beispielen gezeigt. In der deutschen Fassung des italienischen Films „Il Generale della Rovere“³⁵⁸ durfte der proletarische Held selbstverständlich kein italienischer Kommunist sein, sondern nur ein Sozialist unbestimmter Couleur; außerdem durften die Folterszenen nicht gezeigt werden. Der japanische Film „Die Kinder von Hiroshima“³⁵⁹ wurde für die allgemeine Vorführung nicht freigegeben.

Auf dem Gebiet des Theaters gibt es keine Zensur. Auch hier findet natürlich eine indirekte Zensur statt. Sie wird in den Kulturausschüssen der Stadtverwaltungen, in den Kultusministerien der Länder und nicht zuletzt in der reaktionären Presse ausgeübt. Auch sie basiert vornehmlich auf politischen und klerikalen Erwägungen. Politischer Seismograph war bisher immer das dramatische Werk Bertolt Brechts. Nach den Ereignissen des 17. Juni 1953³⁶⁰, nach den Ereignissen in Ungarn³⁶¹ und nach dem 13. August 1961 in Berlin³⁶² verlangten die Reaktionäre aller Schattierungen in den erwähnten Gremien die Absetzung Brechts von den Spielplänen. Da sich aber Brecht in den letz-

³⁵⁷ Die 1949 gegründete „Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft“ (FSK), die als Gremium der Filmwirtschaft, der Bundes- und Länderregierungen, der christlichen Großkirchen, der jüdischen Gemeinde und des Bundesjugendrings gebildet wurde, um eine staatliche Zensur zu vermeiden; die FSK sorgte nicht nur für frühe Jugendschutzbestimmungen, sondern auch für politisch motivierte Zensur.

³⁵⁸ Film des italienischen Regisseurs Roberto Rossellini aus dem Jahre 1959, der den Konflikt zwischen italienischer Resistenza und deutscher Besatzungsmacht nach 1943 behandelte und international preisgekrönt wurde.

³⁵⁹ Der Film „Die Kinder von Hiroshima“ des japanischen Regisseurs Kaneto Shindo von 1951 war einer der ersten japanischen Filme über die Folgen des US-Atombombenabwurfs über Japan 1945.

³⁶⁰ Der Volksaufstand in der DDR und dessen Niederschlagung durch sowjetische Truppen.

³⁶¹ Die revolutionären Änderungen der ungarischen Regierung und Politik in Ungarn im Herbst 1956 und deren gewaltsame Rückgängigmachung durch eine sowjetische Militärintervention.

³⁶² Die vollständige Abriegelung der deutsch-deutschen Grenze durch den „Mauerbau“ des SED-Regimes 1961.

ten Jahren den dritten Platz aller Aufführungen nach Shakespeare und Schiller erobert hat, hatte dieser Boykott besonders in diesem Jahr keinen durchschlagenden Erfolg mehr.³⁶³ Tatsache ist aber, daß das westdeutsche Theater fast keinen der ostdeutschen Dramatiker zu spielen wagt. Der Grund liegt nicht so sehr darin, daß die Qualität der Stücke der ostdeutschen schlechter wäre als die der Nachwuchsdramatiker in Westdeutschland, sondern darin, daß diese ostdeutschen Dramatiker gesellschaftliche Probleme gestalten, an die in Westdeutschland nicht gerührt werden darf. Auf den Bühnen der DDR werden mehr westdeutsche Dramatiker gespielt als umgekehrt.³⁶⁴

Das westdeutsche Fernsehen liegt in den Händen der regionalen [...] Rundfunkstationen, die wiederum durch die Beiräte der öffentlichen Hand, an der Spitze von Regierungsvertretern, kontrolliert werden. Der Versuch der Regierung Adenauer, ein Bundesfernsehen durch die Gründung einer bundeseigenen Fernsehanstalt zu schaffen, wurde durch das Bundesverfassungsgericht als unvereinbar mit dem Grundgesetz zurückgewiesen. Jetzt soll das Zweite Programm durch eine Anstalt unter der Kontrolle der Länder ausgestrahlt werden.³⁶⁵ Da die Mehrheit der westdeutschen Länder von den Christlichen Demokraten regiert wird, kommt vermutlich ein Programm zustande, das den vormaligen Intentionen der Regierung Adenauer ziemlich nahekommt. Auch für das Fernsehen wurde die Frage, ob Brecht nach dem 13. August noch gesendet werden solle, akut. Die Sendung vom „Leben des Galilei“ wurde auf Januar verschoben.³⁶⁶ Der Sender Freies Berlin³⁶⁷ hat die Übertragung des Schauspiels Brechts „Schweyk im Zweiten Weltkrieg“ abgelehnt.³⁶⁸

³⁶³ Ernst Schumacher engagierte sich 1961/62 in Vorträgen und publizistisch gegen einen solchen Brecht-Boykott.

³⁶⁴ Entscheidende Entwicklungsstränge des DDR-Theaters fehlen hier – angefangen bei Brechts 1956 erhobener Forderung nach Wiederbelebung dynamischer Agitprop-Formen über den parteioffiziellen „Bitterfelder Weg“ von 1959, der eine Orientierung an der sozialistischen Industriearbeiterschaft nahelegte und sich gegen das Brecht'sche Avantgarde-theater richtete, über die klassizistisch-rückwärtsgewandte Ideologie der Leipziger Schauspieltheater-Konferenz von 1960 bis zur Forderung des DDR-Kulturministers Hans Bentzien nach „Mut zur Volkstümlichkeit“.

³⁶⁵ Nachdem Pläne der Bundesregierung Adenauer, neben der 1950 geschaffenen „Arbeitsgemeinschaft der öffentlich rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland“ (ARD) einen CDU-nahen privaten Fernsehsender einzurichten, 1961 an der Kulturhoheit der Länder gescheitert waren, schritten die Landesregierungen selbst im Juni 1961 zur Gründung eines von den Ländern getragenen „Zweiten Deutschen Fernsehens“ (ZDF).

³⁶⁶ Die ARD sendete 1962 den Beitrag „Leben des Galilei“ des Regisseurs Ernst Schröder.

³⁶⁷ 1954 in West-Berlin gegründete, bis 2003 existierende öffentlich-rechtliche Rundfunk- und Fernsehanstalt.

³⁶⁸ Am 23. Oktober 1961 beschäftigte sich die vom SED-Journalisten Karl-Eduard von Schnitzler geleitete DDR-Fernsehsendung „Der schwarze Kanal“ mit dem Verbot von Brecht-Aufführungen in der Bundesrepublik.

Die Klerikalisierung konzentriert sich vor allem auf die Rundfunkstationen. Die liberalen Kräfte, die nach 1945 die wichtigsten Posten innehatten, werden immer mehr reduziert, oder sie ziehen es vor, sich anzupassen. Der Leiter des Sonderprogramms beim Bayerischen Rundfunk, Szczesny, hat erst vor wenigen Wochen um seine Entlassung nachgesucht, nachdem der ultramontane neue Intendant Wallenreiter eine Sendung des polnischen Philosophen Kolakowski³⁶⁹ über den polnischen Katholizismus abgesetzt hatte, weil sie die religiösen Gefühle der Bevölkerung verletze.

Es gibt in Westdeutschland eine Bundesprüfstelle von literarischen Erzeugnissen für die Jugend³⁷⁰. Sie hat sich gegenüber der Flut von Schund- und Schmutzheften³⁷¹ als ziemlich hilflos erwiesen. Sie hat auch nie versucht, die Flut von rüdester, grausamster militaristischer Literatur, die sogenannten Landserhefte³⁷², mit drastischen Methoden einzudämmen oder sie gar als mindestens so jugendgefährdend anzusehen wie die Schund- und Schmutzhefte sexueller und krimineller Natur.

Die geistige Atmosphäre, verbunden mit dem kulturellen und politischen Leben:

Es gibt heute vermutlich in Europa kein Land, in dem die geistige Unruhe der Kulturschaffenden geringer wäre als in der Bundesrepublik. Das geistige Leben ist provinziell. Wenn und so weit es Beziehungen zum kulturellen und politischen Leben des Auslands gibt, dann meistens nur zu Kräften und Kreisen des bürgerlichen Lagers. Das sogenannte unpolitische Denken³⁷³ dominiert. Nach den Erfahrungen der Nazizeit und unter Hinweis auf die Folgen einer Politisierung des Denkens für die individuelle und allgemeine Freiheit in der DDR wollen sich die Kulturschaffenden in ihrer Mehrheit aus dem gesellschaftlichen Engagement heraushalten.³⁷⁴

³⁶⁹ Im Original fälschlich „Kowalkowski“.

³⁷⁰ Die 1954 gegründete „Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften“.

³⁷¹ Kampfbegriff gegen als sittlich gefährlich beanstandete Schriften; eine konservative Reichsregierung erließ 1926 ein erstes „Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften“; in der Bundesrepublik wurde im März 1950 erneut ein „Gesetz über die Bekämpfung unzüchtiger Veröffentlichungen und den Schutz der Jugend gegen sittliche Gefährdung“ erlassen, auf dessen Grundlage die erwähnte Bundesprüfstelle agierte.

³⁷² Populäre Darstellungen des Zweiten Weltkrieg aus der Perspektive des „einfachen deutschen Soldaten“.

³⁷³ Der „unpolitische Deutsche“ wurde im frühen 19. Jahrhundert von politischen Zeitgenossen als Spottbild konstruiert – von Hoffmann von Fallerslebens „Unpolitischen Lieder“ (1842) bis zu Erich Mühsams „Unpolitischen Erinnerungen“ (1931); gleichzeitig wurde der Begriff auch positiv besetzt, etwa in Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“ (1918); nach 1968 wuchs das Gespür für die Dialektik einer „Politik des Unpolitischen“ (Klaus Landfried 1975), die in neuester Zeit als Stellung deutscher Schriftsteller zum Obrigkeitsstaat (Gordon A. Craig 1993) oder im „literarischen Bürgerkrieg“ zwischen Ost und West (Michael Rupprecht 1995) untersucht wurde.

³⁷⁴ Thomas Manns antiwestliche Schrift „Betrachtungen eines Unpolitischen“ von 1918, die 1922 eine zweite Auflage erlebt hatte, wurde nach langer Pause in der Bundesrepublik 1956 und 1959 neu aufgelegt.

Statt eines realen Bildes der Welt besitzt die Mehrheit der Intellektuellen, die die geistige Kultur ideell bestimmen, Weltanschauung[en] konservativer, bestenfalls reformistischer und liberaler Art. Der Mangel an geschichtlichem Denken, an Denken in Zusammenhängen, an Erkenntnis gesellschaftlicher Gesetze ist wohl nirgend größer als in der Bundesrepublik.

Sogar die als progressiv geltenden Kulturschaffenden weisen diesen Mangel an geschichtlichem Denken auf. Vor der Bundestagswahl³⁷⁵ nahmen Mitglieder der als gesellschaftspolitisch progressiv geltenden Gruppe 1947³⁷⁶ zur bevorstehenden Bundestagswahl Stellung. Sie bezeichneten es [als] unmöglich, die CDU, also die Partei Adenauers zu wählen. Aber sie sahen es auch als die „Alternative“ an, die Sozialdemokraten zu wählen, obwohl die meisten von ihnen diese Partei absolut opportunistisch fanden und ihnen bekannt war, daß sich die derzeitigen Führer dieser Partei zu einer absoluten Kapitulation vor der CDU in den entscheidenden Fragen der Außen- und der Innenpolitik entschieden hatten³⁷⁷. Die Möglichkeit, die Deutsche Friedensunion³⁷⁸ zu wählen, die eine wirkliche politische Alternative zu bieten hatte, die einzige, die es heute in Deutschland geben kann, wurde nicht gesehen und von dem einzigen, der auf sie einging, verworfen. Alle zogen es vor, wieder einmal das „kleinere Übel“ zu empfehlen.

In den letzten Wochen erschien ein Büchlein bei Rowohlt mit dem Titel „Die Mauer“.³⁷⁹ Darin nehmen west- und ostdeutsche Schriftsteller, Publizisten und Journalisten zu der Errichtung der Mauer in Berlin Stellung. Ein einziger westdeutscher Schriftsteller sieht diese Mauer klar als die Antwort der anderen Seite in Deutschland auf die Remilitarisierung und den Beitritt der Bundesrepublik zur NATO, auf die Forderung nach Atomwaffen und Raketen für die Bundeswehr, auf die Weigerung, zu vertraglichen Abmachungen über die sich aus dem Zweiten Weltkrieg ergebende Situation³⁸⁰, auf die revisionistischen Forderungen, auf den Versuch, die DDR nicht von außen, son-

³⁷⁵ Bei der Bundestagswahl vom 17. September 1961 verlor die CDU/CSU ihre 1957 gewonnene absolute Mehrheit und erreichte nur noch 45,9% der Stimmen; auf Druck des neuen Koalitionspartners FDP mußte Kanzler Adenauer im Oktober 1961 seinen Abgang zur „Halbzeit“ der Legislaturperiode ankündigen und im Herbst 1963 vollziehen.

³⁷⁶ Die „Gruppe 47“, die auf Initiative des Schriftstellers Hans Werner Richter zwischen 1947 und 1967 jährliche Schriftstellertreffen veranstaltete, zum Mittelpunkt gesellschaftskritischer Nachkriegs-Autoren wurde und dabei auch einzelne DDR-Autoren einbezog; so war etwa Schumachers Förderer Hans Mayer ein gern gesehener Gast.

³⁷⁷ Anspielung auf das im November 1959 verabschiedete Godesberger Programm der SPD, mit dem die einst marxistische Arbeiterpartei ihren Wandel zur parlamentarischen Volkspartei dokumentierte.

³⁷⁸ Erfolgreiche kommunistisch dominierte Partei in der Bundesrepublik (DFU).

³⁷⁹ Vgl. Hans Werner Richter (Hg.), *Die Mauer oder Der 13. August*, Reinbek bei Hamburg 1961, zwei weitere Auflagen 1962 und eine vierte 1963.

³⁸⁰ Kurz nach dem „Mauerbau“ schlug der Vorsitzende des Ministerrats der DDR, Otto Grotewohl, am 30. November 1961 in einem Brief an Bundeskanzler Adenauer eine Normalisierung der Beziehungen zwischen „beiden deutschen Staaten“ vor, doch das Bundeskanzleramt verweigerte die Annahme des Briefes.

dern von innen her aufzurollen, an. Aber dieser Schriftsteller, Heinz von Cramer, pflegt meistens nicht in Westdeutschland, sondern in Rom zu leben. Das Frappierende und Schockierende besteht darin, daß sich unter den Schriftstellern und Publizisten, die vor der Berliner Mauer stehen wie weiland die Juden an der Klagemauer, sich mehrere befinden, die 1951 sich gegen die Remilitarisierung wandten, weil sie die Gefahr sahen, daß damit eine Restaurierung des deutschen Militarismus verbunden sein werde, und die noch vor fünf Jahren aktiv gegen die Atombewaffnung der Bundeswehr ankämpften, weil sie sahen, daß dies die Spaltung Deutschlands nur vertiefen, eine mögliche Wiedervereinigung nur erschweren und ganz Deutschland bedrohen werde. Heute scheint dies alles vergessen zu sein. Es soll vielleicht sogar nicht mehr wahr sein.

Wir haben es in der Bundesrepublik also nicht nur mit dem Phänomen der sogenannten unbewältigten Vergangenheit, nämlich mit der Nazizeit zu tun, sondern auch mit dem der unbewältigten Gegenwart.³⁸¹ Beide korrespondieren miteinander, wenn nicht sogar das Phänomen der unbewältigten Gegenwart das Resultat des Phänomens der unbewältigten Vergangenheit ist. In der Tat müßten die deutschen Intellektuellen, um die es hier vor allem geht, bei der Durchdenkung des Phänomens des Faschismus zu der Konsequenz gelangen, daß die bürgerliche Demokratie keine wirkliche Alternative zum Faschismus ist, sondern immer mit ihm schwanger geht, ihn sozusagen notwendig hervorzubringen droht³⁸², wenn er für die herrschende Klasse ihre Privilegien verteidigen muß. Sie müßten erkennen, daß die Alternative nur eine sozialistische Gesellschaftsordnung sein kann. Man muß gerechterweise sagen, daß ein solches Durchdenken und Zuendenken für die deutschen Intellektuellen aus der objektiven Situation heraus, die wiederum mit der Tradition zusammenhängt, schwierig ist und daß die in der DDR herrschenden Sozialisten nicht immer eine glückliche Art hatten, ihnen und den bürgerlichen Intellektuellen im eigenen Bereich ein solches Umdenken und Neudenken zu erleichtern.

Aber es scheint mir, daß sie auch allzu bereitwillig jeder Selbstverständigung und jeder Allgemeinverständigung aus dem Wege gehen und sich mit politischen Klischees zufrieden geben, die ihnen von allen Seiten vermittelt

³⁸¹ Schon 1946 hatte der Romanist Victor Klemperer über die „unbewältigte Sprache“ des „Dritten Reiches“ gehandelt, 1958 prägte Hans Christ das Wort von der „unbewältigten Vergangenheit“; Hans Magnus Enzensberger publizierte 1961 „Zur Genealogie des Terrors. Dialoge zur unbewältigten Vergangenheit“ und rief damit rechtsextreme Gegenstimmen auf den Plan; nach 1960 zum wissenschaftlichen Terminus in Politik- und Geschichtswissenschaft (Kurt Sontheimer, A. Seiler) geworden, griff dann die SED-Propaganda „die unbewältigte Vergangenheit“ in Dokumentationen gegen „Rolle und Einfluß ehemals führender Nationalsozialisten in der Bundesrepublik“ auf.

³⁸² Anspielung nicht nur auf die traditionelle kommunistische Faschismustheorie, sondern auch auf Brechts daran anknüpfende eingängige Definition in seiner „Kriegsfibel“: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch“.

werden und im bösen, verzerrten Bild des Kommunismus als Idee und Wirklichkeit zusammenschießen.

Jetzt, da die politische Unruhe zunimmt, weil die Weltgeschichte, mit ihr die Lösung der deutschen Frage, nicht so verläuft, wie es ihnen Adenauer seit über einem Jahrzehnt versprochen hat, nämlich daß es nur eines neuen Moses bedarf, der das auserwählte Volk auch durch das neue Rote Meer in das gelobte Land führen kann, in dem es eitel Milch und Honig gibt, jetzt also ist ein Teil dieser Kulturschaffenden und Intellektuellen aufgestört. Aber der größere Teil ist nach wie vor vom Wirtschaftswunder³⁸³ und der Möglichkeit, es auch für den eigenen relativ bescheidenen Geldbeutel nutzbar zu machen, absorbiert.

Es wird die Aufgabe der Intellektuellen und Kulturschaffenden sein, ihnen ein reales oder [...] realeres Bewußtsein über die Welt zu vermitteln, die die Ansätze einer neuen Kultur in Deutschland verkörpern. Diese Kräfte sind in Westdeutschland gering an Zahl, beinahe aller Publikations-, also Beeinflussungsmittel beraubt, schwach organisiert und vom Kampf um die Existenz in Anspruch genommen. Trotzdem stellen diese Kräfte nicht nur eine utopische Hoffnung, sondern den realen Kern eines neuen Denkens über und für Veränderungen im politischen, damit auch kulturellen Leben Westdeutschlands dar.

Diese Kräfte werden selbstverständlich nur dann eine neue Kultur als bestimmende Kraft des geistigen Lebens durchsetzen, wenn die Arbeiterschaft zu einem realen Bewußtsein über sich und ihre Bestimmung gelangt sein wird und sich nicht mehr damit begnügt, an den Abfallprodukten der materiellen und geistigen Kultur des Bürgertums zu partizipieren, sondern sich diese selbst und eine neue, eigene Kultur aneignet. Es steht außer Zweifel, daß in dieser Hinsicht die DDR auf die westdeutsche Arbeiterschaft wie auf die Bevölkerung im allgemeinen eine starke Anziehungskraft ausübt. Es ist vielen Menschen in Westdeutschland bekannt, daß in der DDR nicht nur drei oder bestenfalls fünf Prozent der Studenten aus Arbeiterkreisen stammen wie in Westdeutschland, sondern fünfzig bis sechzig [Prozent]. Es ist bekannt, daß die ideelle Kultur in der DDR für die Massen ungleich mehr als in Westdeutschland zur Verfügung steht und [sich] von ihnen angeeignet werden kann. Zur ideellen Unterstützung der progressiven Kräfte in Westdeutschland gehört aber auch die vorbildliche Arbeit der Kulturschaffenden und Intellektuellen Italiens, die im Verein mit allen fortschrittlichen Kräften der Gesellschaft, voran der organisierten Arbeiterschaft, die Basis für eine neue Kultur, ein neues Rinascimento³⁸⁴ legen.

³⁸³ Dieser Begriff wurde 1916 mit Bezug auf das „amerikanische Wirtschaftswunder“ geprägt und 1936 durch einen NS-verfolgten Exil-Publizisten ironisch auf das „deutsche Wirtschaftswunder“ bezogen, bevor er nach 1950 zum Schlagwort für den ökonomischen Wiederaufstieg Westdeutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg wurde; das SED-Regime versuchte, ein ebenbürtiges „Wirtschaftswunder DDR“ (1968) zu konstruieren.

³⁸⁴ Italienisch für „Renaissance“, „Wiedergeburt“.

Dokument 21: „Jetzt entfernt die Mauer! sagte der Soldat“ (1962)

Ernst Schumacher, Erklärung, in: Brecht damals und heute. Referate von Hans Bunge, Werner Hecht, Wolfgang Plat und Ernst Schumacher, München 1962, S. 140–142.

Im zweiten Jahr des Reiches, das tausend Jahre dauern wollte, schrieb Brecht in seinem Essay „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“: „Die Herrschenden haben eine große Abneigung gegen starke Veränderungen. Sie möchten, daß alles so bleibt, am liebsten tausend Jahre. Am besten, der Mond bliebe stehen und die Sonne liefe nicht weiter!“

Wenn die Herrschenden Veränderungen nicht verhindern können, so sind sie besonders hinter den Verändernern her. Wenn die Galilei schon nicht dafür verantwortlich gemacht werden können, daß sich die Erde um die Sonne dreht, so sollen sie dafür verantwortlich gemacht werden, daß die Wahrheit darüber unter das Volk kommt. Je weniger die Herrschenden von heute den Lauf der Welt aufhalten können, um so mehr trachten sie die Vor-Läufer anzuhalten. Es wäre deshalb nicht nur verwunderlich, sondern ein wahres Wunder gewesen, wenn die hierzulande Herrschenden nach dem 13. August 1961³⁸⁵ nicht erneut versucht hätten, Brecht in Acht und Bann zu tun. Kein Wunder, daß eintrat, was Brecht in dem Gedicht „Die unbesiegleiche Inschrift“ vor Jahrzehnten beschrieben hat: So wie der verbotene Name Lenin durch das Überweißen und Übertünchen erst für alle sichtbar wurde und schließlich durch Auskratzen „tief in die Mauer geritzt“ stand³⁸⁶, so ließ die neue Acht viel mehr Menschen als vorher den Namen Brecht beachten, der Bann, der über ihn verhängt wurde, machte sie erst gespannt auf ihn.

Die letzte Zeile des erwähnten Gedichtes lautet: „Jetzt entfernt die Mauer! sagte der Soldat.“ Gerade Brecht würde nicht zögern, den aktuellen Bezug so zu verdeutlichen: Vor der Mauer durch Berlin entfernt die Mauer vor Eurer Stirn! Wenn diese Mauer vor der Stirn bei den Feinden Brechts wahrhaft chinesisch ist, so ist sie bei vielen, die gegen den Boykott waren, immer noch bundesdeutsch. Die Vielen waren nicht für weitere Aufführungen Brechts, weil Brecht die Wahrheit sagt, sondern obwohl er sie sagt. Sie zogen, falls sie kulinarisch veranlagt, die „alte Haut“ der Weltanschauung Brechts vom „blühenden Fleisch“ der Veranschaulichung ab. Oder sie betrachten das, was Brecht zu sagen hat, nur als die Wahrheit oder Unwahrheit des „Todfeindes“,

³⁸⁵ Datum des von der SED-Führung veranlaßten Mauerbaus an der Sektorengrenze zwischen Ost- und West-Berlin.

³⁸⁶ Bertolt Brechts Gedicht „Die unbesiegleiche Inschrift“ berichtet von der Inschrift „Hoch Lenin!“, die ein sozialistischer Kriegsgefangener des Ersten Weltkrieges in die Wand eines italienischen Gefängnisses eingekratzt habe, und vom Scheitern aller Versuche der Obrigkeit, diese Inschrift wieder zu entfernen; die „unbesiegleiche Inschrift“ führte zur abschließenden doppelsinnigen Schlußfolgerung: „Jetzt entfernt die Mauer! Sagte der Soldat.“

über die man unterrichtet sein muß, um ihn hinrichten zu können. Oder sie meinen, Brecht habe zwar einmal einige Wahrheiten zu sagen gehabt, die aber schon längst gültig sind, sofern sie nicht längst aufgehört haben, gültig zu sein, aber auf keinen Fall die Wahrheit für heute und morgen.

Der Brecht-Boycott ist übel, aber ein Übel ist, daß auch die Entscheidung für Brecht nicht durch das Urteil über, sondern das Vorurteil gegen den Kommunismus bestimmt wurde. Diese „Grundtorheit der Epoche“³⁸⁷ liefert diejenigen, die für Brecht sind, auch in Zukunft denen aus, die gegen ihn sind. So wie der historische Galilei glaubte, seinen Frieden mit der Kirche machen und trotzdem seine neue wissenschaftliche Wahrheit verbreiten zu können, glauben viele Verteidiger Brechts hierzulande, ihren Frieden mit dem notorischen [...] Antikommunismus machen und trotzdem Brecht spielen zu können. Die Folge ist eben, daß sie in unregelmäßigen Abständen vor eine ähnliche Situation wie Galilei gestellt werden: Auch sie werden aufgefordert und gezwungen, wenn nicht abzuschwören, so doch Abstand zu nehmen [...].

Der dramatische Galilei Brechts läßt dem Kleinen Mönch die Belehrung zuteil werden: „Es setzt sich nur soviel Wahrheit durch, als wir durchsetzen; der Sieg der Vernunft kann nur der Sieg der Vernünftigen sein.“ Der Zusammenbruch des erneuten Versuchs, Brecht zu boykottieren, hat die Wichtigkeit dieser Sätze bestätigt. Aber wenn Brecht in der heutigen Bundesrepublik nur noch von einigen Spielplänen abgesetzt, jedoch nicht mehr ersetzt werden kann, so kann er doch nur endgültig durchgesetzt werden, wenn für diejenigen, die ihn weiterhin auf ihren Spielplan setzen oder ihn dorthin gesetzt sehen wollen, seine Wahrheit nicht nur etwas ist, was sich gut darstellen läßt, sondern eine gute Wahrheit darstellt³⁸⁸. [...]

³⁸⁷ Der vor dem NS-Regime in die USA emigrierte Schriftsteller Thomas Mann hatte 1944 den vom SED-Regime gern zitierten Satz geprägt, der Antikommunismus sei die „Grundtorheit“ der Epoche.

³⁸⁸ Noch deutlicher wurde Schumacher in einem Kieler Brecht-Vortrag von 1961: „Der Durchsetzung der Wahrheit Brechts in der Bundesrepublik entspricht die Zersetzung der Wahrheit über Brecht. Brecht wurde und wird gespalten in den akzeptablen Dichter und den inakzeptablen Kommunisten“. Vgl. Ernst Schumacher, „Bertolt Brechts ‚Leben des Galilei‘. Geschichte und Drama“, in: Brecht damals und heute. Vorträge, München 1962, S. 90-121, insb. S. 90.



Abb. 8: Ernst Schumacher im bayerischen Trachtenanzug vor seinem Elternhaus in Urspring, 1959
(Quelle: AAdK, ESA 587)



Abb. 9: Ernst Schumacher, durch einen ihn attackierenden bayerischen Polizeibeamten am Kopf verletzt, in einem Münchener Krankenhaus, 1952
(Quelle: Ernst Schumacher, Privatarchiv, Schwerin)



Abb. 10: Ernst Schumacher (Mitte) mit seinen Rechtsanwälten Josef Swoboda (links) und Prof. Dr. Friedrich-Karl Kaul (rechts) vor dem Landgericht München, wo er von der Anklage staatsgefährdender nachrichtendienstlicher Tätigkeit freigesprochen wurde
(Quelle: AAdK, ESA 587)



Abb. 11: Standesamtliche Heirat von Ernst Schumacher und Rosa Hillebrand in München, April 1955
(Quelle: AAdK, ESA 587)



Abb. 12: Ernst Schumacher (vorn, versunken) auf dem IV. Kongress des Deutschen Schriftsteller-Verbandes der DDR in Ost-Berlin, Januar 1956
(Quelle: AAdK, ESA 587)



Abb. 13: Ernst Schumacher (links) als Redakteur der Münchner Zeitschrift „Deutsche Woche“ im Interview mit dem chinesischen Regierungschef Zhou Enlai in Beijing, 5. Juni 1956
(Quelle: AAdK, ESA 581)



Abb. 14: Ernst Schumacher mit Ho Chi-Minh, dem Staats- und Parteichef des kommunistischen Nord-Vietnam in Hanoi, 8. Juli 1956

(Quelle: AAdK, ESA 581)



Abb. 15: Ernst Schumacher (rechts) mit dem Schriftsteller Oskar Maria Graf vor dessen Geburtshaus am Starnberger See in Berg, 1958

(Quelle: AAdK, ESA 587)



Abb. 16: Ernst Schumacher mit seiner Ehefrau Rosa und dem erstgeborenen Sohn Ludwig in München, etwa 1960

(Quelle: AAdK, ESA 587)



Abb. 17: Der DDR-Komponist Paul Dessau (liegend) im Spiel mit Ernst Schumachers Sohn Ludwig in der Münchner Wohnung der Schumachers, 1961

(Quelle: AAdK, ESA 588)



Abb. 18: Ernst Schumacher (2.v.l.) mit seinem Freunde Franz Josef Bautz, damals Chefredakteur der „Deutschen Woche“, und dessen Ehefrau Almut (ganz links) während der Feier zu Schumachers 40. Geburtstag in einer Münchner Galerie, September 1961

(Quelle: AAdK, ESA 587)



Abb. 19: Demonstrativer Internationalismus: Ernst Schumacher (2.v.l.) als Delegierter für „Westdeutschland“ auf der Konferenz der Schriftsteller Asiens und Afrikas in Taschkent (Usbekische SSR/UdSSR) am 7. Oktober 1958, neben dem Chinesen Tschan Tjan-I (ganz links), dem Albaner Fatmir Gjata (3.v.l.), dem DDR-Schriftsteller Harald Hauser (3.v.r.), dem sowjetisch-grusinischen Schriftsteller D. Schengelaja (2.v.r.) und dem Chinesen Tschao Schu-li (ganz rechts).

(Quelle: AAdK, ESA 200)